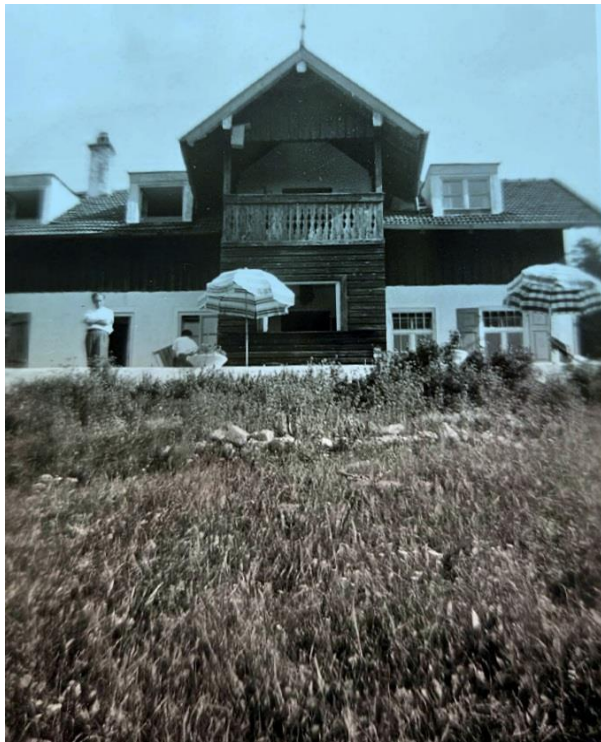




Burkhardt Huck

Ein Kurheim mit Alpenblick

Erinnerungen an meine
Jugend am Hohenpeißenberg
Sommer 1960 - Sommer 1963



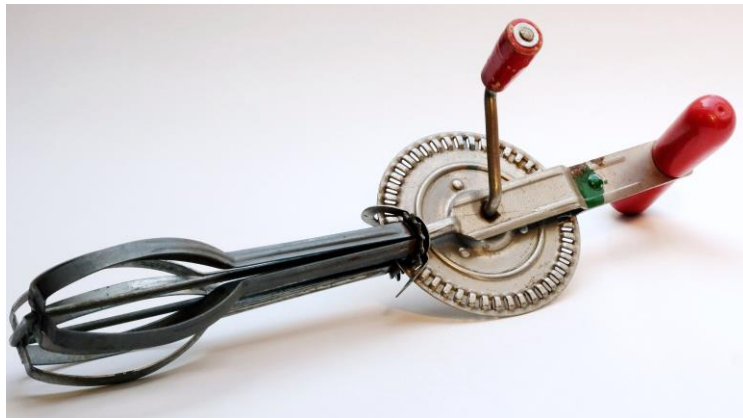
Der zweite Band beginnt mit meiner
Rückkehr im Sommer 1960 aus dem großen
Kloster in St. Ottilien zum Hohenpeißenberg
und endet mit dem Verkauf des
Kurheims und dem Umzug
im September 1963 nach
Ebenhausen im Isartal.

Kapitel:

Wiada Dahoam	Seite 4 - 57
Per Bahn nach Wien und Ladendorf	Seite 58 – 92
Letzte Jahre am Berg 1961-1963	Seite 93 - 208

Wieda Dahoam

Samstag, der 16. Juli 1960 war ein besonderer Tag, denn es war der Geburtstag von Onkel Kreppel. Das hatte ich vergessen. Als ich durch die Küchentür ins Haus ging, fiel es mir ein. Es war die Büste von Beethoven auf dem Ölfass, die mich daran erinnerte. Die letzten drei seiner Geburtstage habe ich nicht erlebt, weil ich im Seminar war. Am großen Küchentisch mit der festen Holzplatte standen meine Mutter mit zwei Haustöchtern und waren am Kuchen backen, das heißt, am Teig kneten und dabei den in Kuchenformen auszulegen. Zwei runde Formen und ein Backblech. Mehr passte nicht in den Backofen des Gasherdes. Ihre Hände waren voller Teig und Mehl, nur Mutti hatte die Hände frei und konnte mich umarmen. Dann kam sie schnell zur Sache, nämlich dass der Kuchen fertig werden muss, um vierzig Minuten gebacken zu werden. Dann muss er abkühlen. Ein runder Käsekuchen und eine Apfeltorte sowie das Blech mit Streuselkuchen sind dann für die Kaffeetafel zum Geburtstag fertig. Mutti hat auch gleich eine sinnvolle Tätigkeit mit der ich mich an den Vorbereitung beteiligen könnte: Schlagsahne quirlen. Ich stellte meinen Koffer ab und nachdem meine Hände gewaschen hatte, sah sie mich von oben bis unten an und sagte: „Du hast ja schon die passende Bäckerhose an!“ Sie lachte und die beiden Fräuleins lachten auch. Sie waren ein paar Jahre älter als ich und kamen aus Finnland. Sie waren als ‚au pair‘ Mädchen hier, halfen der Mutter als ‚Haustöchter‘ im Haushalt und hatten dafür Unterkunft, Verpflegung und die Möglichkeit Deutsch zu lernen. Wahrscheinlich wussten sie nicht was eine Bäckerhose ist und lachten, weil meine Mutter sie angesteckt hatte mit ihrem hellen Lachen. Ich stellte mich mit einem Handquirl, Schlagsahne und einer Schüssel neben sie an den



großen Küchentisch. Mit obigem Gerät konnte ich in wenigen Minuten einen Liter frischer Sahne vom Lenzenbauern in Schlagsahne verwandeln. Nach der dritten Schüssel hatte ich genug Sahne für Kaffee und Kuchen gerührt. Mutti schob die Kuchenbleche ins Backrohr, die Finninnen machten den großen Tisch sauber und nachdem sie den Abwasch erledigt hatten, setzten wir uns an den Tisch mit dem großen Fenster nach Süden mit Blick auf Alpenvorland und die noch schneebedeckten Gipfel des Hochgebirges. Den beiden Finninnen gefiel es hier. Sie kamen aus Helsinki, der Hauptstadt ihres Landes. Aber die lag an der Ostsee und dort gab es keine Alpen. Mutti sprach zwar Dänisch und konnte sich sogar mit Schweden oder Norwegern verständigen, aber Finnisch ist eine ganz andere Sprache. Nur die Finnen können sie sprechen und verstehen. Dann hörten wir das Quietschen der Schwingtür zur Küche und Onkel Kreppel kam herein. Er trug eine schwarze Hose und ein weißes Hemd, seine Haare und sein Bart waren nachtschwarz, seine Augen blitzten, er war in Eile und voller Energie. Er freute sich, mich zu sehen, begrüßte mich mit einem langen Händedruck, klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Willkommen zu Hause! Du kommst gerade richtig. Du kannst die Mädchen gleich mitnehmen. Oben muss noch gedeckt werden. Meine Eltern werden um vier Uhr ankommen.“ Darauf war ich so wenig vorbereitet wie auf seinen Geburtstag. Ich hatte seine Eltern bisher nur einmal gesehen, als sie zum Kaffeetrinken am Berg waren. Wir Kinder waren daran nicht beteiligt. Sie kamen mit einem Volkswagen in poliertem schwarzem Lack, Stoßstangen aus glänzendem Chrom und

Weißwandreifen an den Rädern. Er war blitzblank, wie der von Onkel Hayo. Onkel Kreppels Vater war nicht groß und trug einen Münchner Anzug aus Gabardin, der wie eine Uniform wirkte. Jedenfalls sah ich sie so, denn alles was ich von ihm wusste, dass der ein General war, der seine militärische Laufbahn mit achtzehn Jahren im ersten Weltkrieg in einem bayerischen Artillerieregiment begann und später für kurze Zeit in der Reichswehr diente. Dann heiratete er Marie Gasthuber aus Schnaittach und sie bekamen einen Sohn und drei Töchter. Er arbeitete für die Farbenfabrik seines Schwiegervaters in Schnaittach bei Nürnberg bis er



1934 reaktiviert wurde und bis Kriegsende als Artillerieoffizier bei der Wehrmacht diente. Das wusste ich von Onkel Kreppel und aus den Fotoalben, die er mir in seinem Arbeitszimmer gezeigt hatte. Darin waren viele Bilder aus München, das damals noch das Zentrum des Königreichs Bayern und seiner Armee war. Da gab es noch ein bayerisches Kriegsministerium neben der Staatsbibliothek an der Ludwigstraße und das Armeemuseum am Hofgarten, das im zweiten Weltkrieg teilweise zerstört wurde. Vorher sah es so aus wie



auf dem Foto. Dort arbeitete sein Großvater vor dem ersten Weltkrieg. Am Beginn dieses Krieges hatte die Bayerische Armee eine Präsenzstärke von 4.089 Offizieren, Ärzten, Veterinären und Beamten, 83.125 Unteroffizieren und Mannschaften sowie 16.918 Pferden. Mit dem Beginn der Mobilmachung am 1. August 1914 ging der Oberbefehl über die mobile Armee, die bis zu diesem Zeitpunkt der IV. Armee-Inspektion

unterstellt gewesen war, auf den Deutschen Kaiser über. General a.D. Hans Kreppel trug eine Brille und blickte so streng und bestimmt wie die Mönche meines Klosters. Er war Ordensträger und als Generalmajor etwa im Range eines Bischofs der Uniform, aber jetzt trug er Sein Rang war nicht erkenntlich, aber bekam einen freundlichen



Kirche. Er hatte früher eine Zivilkleidung. Er war in Pension. durch seinen Blick erkennbar. Ich Händedruck, auch von seiner Hans und sie Marie. Sie nahmen weit offen standen. Die Luft gebrühtem Kaffee. Onkel Kreppel auf dem Arm. Nachdem die Kaffeetassen der Erwachsenen zu Kindertisch im Roten Zimmer. Muckefuck, sondern **Caro**, ein ‚INSTANT‘. Völlig löslicher veredelten Rohstoffen. Der haube nicht anders als der, den besonders lecker war der

Streuselkuchen mit einer Schicht rumgetränkter Mohnsamen und Weintrauben in der Mitte. Am runden Tisch saß auch Bruder Jörg mit Sylvia von Naso, deren Eltern auf der Terrasse von den Finninnen bedient wurden. Irina Mustonen und Selena Kekkonen kamen später an unseren Tisch. Irina hatte braune Haare und Selena blonde. Sie waren etwa so alt wie Wölfi, der sich schon mit ihnen befreundet hatte. Unter den Großen fühlte ich mich wie Zwerg Nase. Ich verließ den Kindertisch, an dem ich das einzige Kind war und ging über den Federballplatz den Hang hinauf zum Waldrand. Von dort aus konnte ich das Haus und die Zufahrt übersehen ohne selbst entdeckt zu werden. Ich fand eine Stelle mit trockenem Gras unter einer hohen Tanne. Da machte ich es mir bequem. Um Grasflecken zu vermeiden entledigte ich mich meiner weißen Hose, holte das Päckchen **Smart** und die Streichholzschachtel, die mir Dietram gestern am Starnberger Bahnhof überlassen hatte, aus ihrer linken Tasche und entzündete eine Zigarette. Ich saugte den Rauch in meine Lunge und blies ihn in Richtung Sonne.

Von Karl May wusste ich, dass die Indianer den ersten Zug aus ihrer Friedenspfeife stets der Sonne widmeten. Vor sechs Jahren hatte ich meinen Großvater zum letzten Mal gesehen. Auf dem Foto von 1952

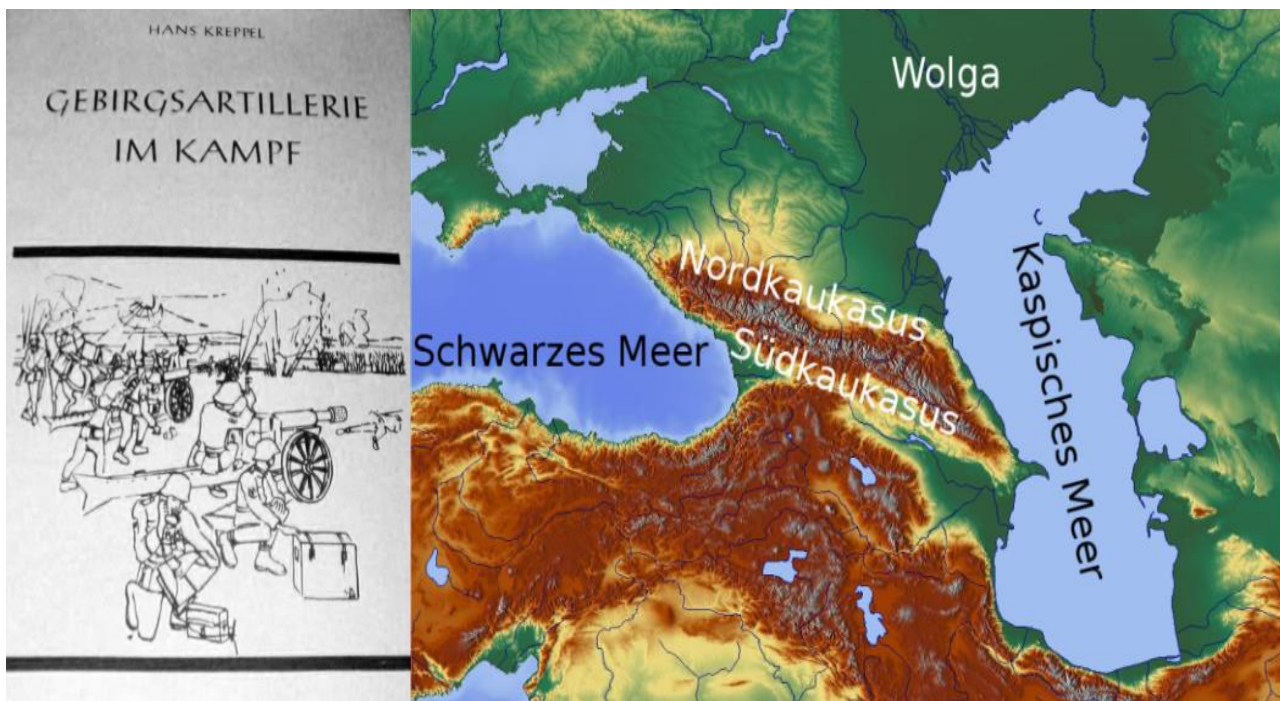
saß ich auf den Knien der uns zu Besuch war. Mein anderer Norderney begraben wurde, war am Weltkrieg beteiligt, sondern die Opfer kümmern, weil das sein Wychgrams hatte je aktiv an einem das wusste ich von meiner Mutter. Großmutter in Dänemark war ohne heit. Aber von nun an gehörte ein Reichsschule der NSDAP in April 1945 aufgelöst wurde und Krieg auf Anordnung der zum Jahre 1949 vom höheren schlossen wurden, zu meiner Bedeutung war, wusste ich nicht, Rauchkringeln meiner Smart King den Spitzen der Tannenzweige ich zurückkam in das Rote Zimmer dem Gabentisch von Onkel



Großmutter, als sie bei Großvater, der auf nicht als Soldat an den musste sich als Arzt um Beruf war.-Keiner der Krieg teilgenommen, Auch die Familie meiner militärische Vergangen-ehemaliger Schüler der Feldafing, die am 23. deren Schüler nach dem Besatzungsmächte bis Bildungsweg ausge-Familie. Ob das von als ich den letzten Size zusah, die sich in über mir auflösten. Als sah ich ein Buch auf Kreppel. Es wurde im

Juli 1960 im Selbstverlag veröffentlicht. Es hatte einen Schutzumschlag, war aber in Leinen gebunden. Innen gab es ein Fach mit einer ausfaltbaren Landkarte. Sie zeigte das Operationsgebiet im Kaukasus und die

Truppenbewegungen mit Markierungen, die auf mich wie Hieroglyphen wirkten. Sie waren wie die Zeichen mit denen die alten Ägypter sich verständigten, wenn sie etwas schriftlich machen wollten. Ich las im Klappentext, dass Oberst Hans Kreppel 1943 Kommandeur des Gebirgsartillerieregiments 112 wurde. Das stieß mit der 17. Armee als Teil der neugebildeten Heeresgruppe A, in den westlichen Kaukasus vor. Er wurde am 1. Mai 1945 zum Generalmajor befördert. Ich wusste, dass es ein Gebirge mit dem Namen Kaukasus gab, denn der Südkaukasus war Teil des Reiches das Alexander der Griechenkönig erobert hatte. Also legte ich das Buch zurück, ging ins **Laboratorium**, wo ich meinen Koffer abgestellt hatte und holte den Knairs Weltatlas heraus, um nachzusehen, was es mit dem Kaukasus auf sich hatte und warum die deutsche Wehrmacht dieses riesige Gebirge zwischen zwei Meeren erobern wollte.



Als Hannibal mit hunderten Elefanten die Alpen überquerte tat er das, um Rom vom Rücken her anzugreifen. Moskau lag jedoch im Norden und nicht jenseits des Kaukasus. Die Wehrmacht versuchte den Kaukasus vom Norden her zu erobern. Nicht mit Elefanten, aber mit schwerem Gerät kämpften sie in einem Gebirge, das fast so groß ist wie die Alpen. „Der Große Kaukasus ist über 1100 Kilometer lang, bis 180 Kilometer breit und vielfach gegliedert. Ganz im Norden liegt die Kette der bewaldeten Schwarzen Berge (um 600 m). Südlich davon folgt der Weidekamm (1200 bis 1500 m), dann der Felsenkamm (bis 3629 m). Südlich dieser Ketten unterteilt sich das Gebirge in den westlichen Schwarzmeerkaukasus (600m bis 1200 m), den vergletscherten Hochgebirgs-Kaukasus mit den höchsten Gipfeln des Elbrus, Schchara und Kasbek (bis 5642 m), in der Mitte das Suramgebirge (bis 1926 m) und im Osten den Kaspischen Kaukasus (500 m bis 1000 m). Die Hauptkette wird nur durch einen einzigen, ganzjährig befahrbaren Übergang, die Georgische Heerstraße in zwei Hälften geteilt.“ Aber wohin wollte die Wehrmacht? Was gibt es in Südkaukasien?

Onkel Kreppels Eltern waren schließlich abgefahren. Familie, Haustöchter und auch Gäste standen auf der Mauer der Terrasse und winkten ihnen nach als sie mit ihrem schwarzen Volkswagen aus der Einfahrt auf die Bergstraße Richtung Dorf fuhren. Das Abendbrot nahte, in der Küche und im Esszimmer begannen die Vorbereitungen. Im roten Zimmer traf ich auf Onkel Kreppel. Er war dabei seinen Gabentisch abzuräumen und hielt das Buch seines Vaters in der Hand. Ich fragte ihn, ob ich das später einmal lesen dürfe. Er meinte, dass ich daran wenig Vergnügen haben würde. Das sei Militärliteratur, Fachliteratur für Fachleute. Als ich ihn fragte warum die Wehrmacht über den Kaukasus wollte, sagte er knapp, dass es um das kaspische Öl bei Baku, gegangen sei. Dann forderte er mich auf, im Knairs Weltatlas im Länderabschnitt „Die Sowjetunion“ eine Karte über das südliche Erdölgebiet der Sowjetunion anzusehen.



Also, zurück ins **Laboratorium**, den Atlas aus meinem Fach im Regal holen und auf Seite 172 fand ich die Karte. Tatsächlich! Da gab es eine Stadt am Kaspischen Meer mit dem Namen Baku. Im farbigen Hauptkartenteil des Atlas stand über diesem Land **ASERBEIDSHAN**. Baku war unterstrichen, also die Hauptstadt dieses Landes, so wie Jerewan, die Hauptstadt von **ARMENIEN** und Tiflis, die von **GRUSIEN** ist. Die schwarzen Linien sind Flüsse, die roten die Grenzen der Sowjetrepubliken, das Kaukasusgebirge braun. Es sind auch Ölleitungen eingezeichnet. Eine davon beginnt im Erdölfördergebiet bei Baku am Südkaukasus.



Die Berge des Kaukasus waren jedenfalls deutlich höher, als die der Alpen gegenüber dem Kurheim und der Zugspitze mit knapp 3000 Metern in der Mitte. Der höchste Berg, auf dem ich bisher war, war der Hohenpeißenberg und der war knapp 1000 Meter hoch. Sonst kannte ich das Hochgebirge nur von Postkarten oder aus dem Kino. Das Gebirge zog mich auch nicht an. Bisher war ich nur bis Oberammergau

gekommen und hatte die Berge im Unwetter erlebt. Sie hatten etwas Bedrohliches, die Täler waren eng, die Hänge und Gipfel schneebedeckt in eisiger Kälte. Da musste man durch, wenn man nach Italien wollte, dem Land, in dem die Zitronen wachsen und von dem aus die Römer ihr tausendjähriges Reich beherrschten.

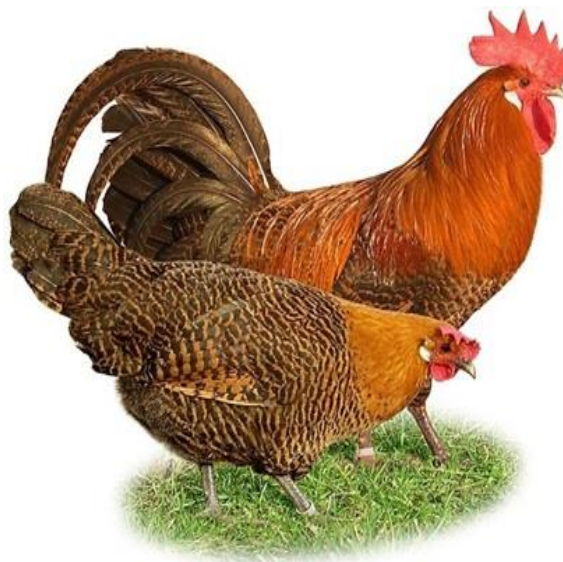


Beim Abendbrot erzählte Wölfi, dass er in Murnau, als er bei Onkel Hayo wohnte, von Bad Kohlgrub aus mit einem Sessellift auf das Hörnle gefahren sei. Von dessen Gipfel hätte man aus 1500 Meter Höhe eine gute Aussicht auf Wettersteingebirge und Zugspitze. Man könne von Murnau mit der elektrischen Bahn Richtung Oberammergau nach Bad Kohlgrub fahren und von dort aus zur Seilbahnstation laufen. Von der könne man auch zu Fuß in einer Stunde zur Hörnlehütte hinaufsteigen und sich dort auf der Aussichtsterrasse erholen. Aber es war ein teures Vergnügen, denn Bahn- und Liftkarten sowie eine Limonade auf der Aussichtsterrasse kosteten insgesamt sechs Deutsche Mark. Ohne Lift und Limonade wären es drei Mark. Ich nahm mir vor, auch diese drei Mark zu sparen und mit dem Rad nach Murnau zu Onkel Hayo und von dort aus am nächsten Tag per Rad nach Bad Kohlgrub zu fahren, um das Hörnle zu besteigen. Das waren schöne Aussichten und ich verließ die Erwachsenen, die Onkel Kreppels Geburtstag feierten, um mich in mein frisch bezogenes Bett im **Laboratorium** zurückzuziehen, wo ich sofort einschlief und auch nicht aufwachte als meine Brüder später zu Bett gingen. Es muss früh am Morgen gewesen sein, als ich meine Augen wieder öffnete. Es war dunkel und im Haus herrschte eine gespenstische Stille. Auch meine Brüder schliefen alle. Ich konnte ihren ruhigen und gleichmäßigen Atem hören. Die Hose meines Schlafanzugs war feucht und ich erinnerte mich an den Traum, der mich aus dem Schlaf geholt hatte. Ich stand auf dem grasbewachsenen Gipfel eines Alpenvorbergs mit direktem Blick auf das Gebirge. Auf dem Wanderweg, der zum Gipfel führte, entdeckte ich eine in eine seltsame Tracht gekleidete Gestalt, etwa wie auf dem Gemälde der Hochzeit von Alexander im Palast des Darius in Susa. Sie trug ein langes Gewand aus bunt wehenden Schleiern, die die Gestalt verdeckten. Sie bewegte sich barfuß mit schnellen, fliegenden Schritten in meine Richtung. Ich war allein auf dem Gipfel und auf den Wanderwegen war niemand sonst zu sehen. Als sie näher kam, zeigte sich, dass die Schleier durchsichtig waren und die Gestalt nackt und weiblich. Sie war unendlich schön wie Maria und wohl gewachsen. Sie erregte mich und ich empfand das Verlangen ihr entgegenzulaufen und sie zu umarmen, aber da stand sie schon vor mir. Sie hatte schwarze lange, lockige Haare, Augen aus Opal und von der Sonne gebräunte Haut. Wir standen uns auf Augenhöhe gegenüber. Ihre Augen glänzten wie Glasmurmeln. Die Pupillen ihrer Augen waren groß und schwarz wie ein Spiegel, in dem ich mein eigenes Gesicht entdeckte. Dann bin ich aufgewacht, weil unter meiner Schlafanzughose etwas stattgefunden hat, was ich bisher nur einmal erlebt hatte. Diesmal bin ich kurz vor dem Samenerguss mit steifem Glied aufgewacht und versuchte den Vorgang der Ejakulation so zu verhindern wie man Harndrang zurückhalten kann. Ich beschloss mich kundig zu machen, ob es eine Möglichkeit gibt, den Muskel zu trainieren, der für Ejakulationen zuständig ist. Ich erinnerte mich, dass es in Omas Bücherregal zwei Reihen mit Büchern zu Biologie und Medizin des verstorbenen Großvaters gab, die bisher außer meiner Reichweite und Verstandes war. Ich würde später nachsehen, ob ich da etwas finden könnte, was mir weiterhilft. Ich trocknete den nassen Fleck auf meiner

Schlafanzug hose mit meinem Taschentuch, drehte mich um und schlief wieder ein bis um halb sieben Uhr morgens zum ersten Hahnenschrei. Um diese Zeit wurden die dreißig Hühner mit Hahn an der Spitze aus



dem Stall gerufen und auf dem Vorplatz mit Körnern aus einer Tonne im Schuppen gefüttert. Dort krähte der Hahn, die Hühner gackerten und frühstückten. Wenn der Hahn erneut krähte, versammelte sich das Hühnervolk, um auf den Wiesen und Hängen um das Haus nach Samen, Würmern, Käfern oder Insekten zu scharren. Der Hahn war ein prächtiger Kerl und jederzeit zum Angriff bereit. Wenn man ihm zu nahe kam ging er flügelschlagend und mit gesträubten Federn auf einen los. Er konnte in Sekundenschnelle hochsteigen und mit seinem Schnabel nach den Augen picken.



Sein Volk bestand aus dreißig Hühnern: Zehn Hühner waren weiß, fünf gescheckt, fünfzehn waren braun. Das war wichtig zu wissen, denn sowohl morgens wie um halb sieben am Abend, wenn sie wieder in den Stall gerufen und eingesperrt wurden, mussten sie gezählt werden. Die drei Farben machten es vielleicht auch dem Hahn leichter sein Hühnervolk zu beaufsichtigen und zu beschützen. Mir halfen sie bei der Anwesenheitskontrolle, wenn sie zum Stall zurückkehrten und ihre Plätze auf den Sitzstangen, in den Brut- und Legeplätzen oder auf dem Boden eingenommen hatten und auch der prächtige Hahn sich bückend durch die Luke gezwängt hatte und ich die Klappe schließen konnte. Dann wurde die Luke mit einem

Holzbrett verschlossen, ein Riegel vorgeschoben und mit einem Bolzen gesicherte. Der Hahn hatte den ganzen Tag die Hühner beaufsichtigt. Er musste wie auch die Hühner sein Futter suchen und im Boden scharren, um vielleicht einen Regenwurm zu erwischen. Aber seine Hauptbeschäftigung war zwischen den Hühnern herumzulaufen und mit einer halbgesenkten Kopfbewegung jedes Huhn schräg anzusehen bevor er es von hinten bestieg, sich mit den Füßen abstützend, mit Schwanz und Flügel schlagend und mit seinem Schnabel Hals und Kopf des Huhns zu bearbeiten. Das ging schnell, etwa eine Minute, dann befreite sich das Huhn und lief weg, als sei nichts geschehen und beide begannen wieder nach Regenwürmern zu picken. Der Hahn machte das mit vielen Hühnern. Jeden Tag. Nicht mit allen, trotzdem legten dreißig Hühner täglich über zwanzig Eier, die in der Küche - ob befruchtet oder nicht - Verwendung fanden. Aber auch der beste Hahn ist machtlos wenn ein Marder oder Fuchs nachts in einen Hühnerstall eindringt. Ein Marder kann noch durch einen schmalen Spalt schlüpfen und im Stall ein Blutbad anrichten. Das war 1956 einmal passiert. Danach hatte Onkel Kreppel strikte Regeln wie einen nächtlichen Kontrollgang eingeführt und seitdem gab es kein Blutbad mehr im Hühnerstall. Das war im Herbst vor vier Jahren. Jetzt war 1960, ein Sonntag, ein Sommertag im Juli. Heute gab es keine frischen Semmeln und Bretzeln aber dafür Toast und ein weiches Ei. Es war Ferienanfang und die nächsten sechs Wochen Schulfrei.

Um acht Uhr gab es das weiche Ei und als Oma um neun Uhr zur die evangelischen Kirche im Dorf gegangen war, konnte ich die Bücher in ihrem Regal durchsehen. Ich fand ein Buch ohne Schutzumschlag in einem Deckel aus Pappe. Auf dem Innenblatt stand der Titel und ein großes Namenstempel: Hayo Wychgram. Ich nahm es mit und versteckte es unter meiner Matratze. Am Nachmittag holte ich heraus und ging zu meinem Leseplatz am Waldrand. Es war ein verwirrendes Buch und es dauerte bis ich einen Abschnitt fand, der mich noch nicht betraf, aber eine merkwürdige Zukunft vorhersagte.

Geschlecht · Liebe · Ehe

Die Grundtatsachen des Liebes- und Geschlechtslebens
in ihrer Bedeutung für Einzel- und Volksdasein

von

Prof. Dr. J. H. Schulz
Nervenarzt in Berlin

2. verbesserte Auflage
(26.-55. Tausend)

Aus dem Deutschen Institut für psychologische Forschung
und Psychotherapie Berlin (Leiter Prof. M. H. Göring)



19

41

Verlag Ernst Reinhardt in München

So vorbereitet, tritt der Jugendliche an die Schwelle des Liebeserlebens; und nun wandelt sich Zärtlichkeit, örtliche Geschlechtsempfindung und sexueller Drang zur eigentlichen Liebe, die alle diese Teilerlebnisse in sich harmonisch birgt, wie eine Symphonie im Zusammenspiel aller Instrumente und unter Führung eines geistigen musikalischen Leiters zum vollen Erleben gebracht wird. Wir sprechen dann mit einem Fremdwort von einer wirklich erotischen Beziehung, die im Gegensatz zur sexuellen nicht einfach triebhaft körperliche Abhilfe sucht, sondern eine innerste Verbindung zu dem anderen Menschen mit seinem ganzen Sein auf körperlichem und seelischem Gebiete darstellt.

In der späteren Jugendzeit ist vielfach besonders für feiner empfindende Jugendliche das Verhalten der Kameraden von großer Bedeutung. Es wird gewissermaßen verlangt, daß ein richtiger Jugendlicher „sein Mädchen“ hat, und ähnlich wie im Kreise von Jägern jeder behauptet, den stärksten Hirsch erlegt zu haben, setzt nun im jugendlichen Kameradschaftsleben häufig ein ausgesprochenes Renommieren mit Sexualabenteuern ein. Der stark triebhafte Jugendliche wird ohne viel Bedenken Beziehungen zum anderen Geschlecht eröffnen, auf deren Bedenken und Gefahren wir später einzugehen haben; der feiner empfindende, der stärker Gewissenhafte und Verantwortungsbewußte wird diese

Schritte wesentlich schwerer vollziehen, wenn er nicht zu den vorher geschilderten begnadeten Menschen mit der großen Liebe des Lebens gehört. Er wird Hemmungen empfinden, ein unberührtes Mädchen zur Geliebten zu machen, er wird Bedenken haben, sich mit leichtfertigen Frauen einzulassen oder auch mit Frauen Beziehungen aufzunehmen, die nach anderen Seiten hin gebunden sind, etwa gar in einer Ehe stehen. So ist der feinempfindende, der sensitive Jugendliche, der deswegen in keiner Weise schwächlich oder minderwertig zu sein braucht, sondern vielmehr im Gegenteil einen besonders wertvollen Menschentypus darstellt, häufig in dieser Zeit beginnenden Liebeslebens vor große Konflikte gestellt. Ist seine körperliche Konstitution entsprechend geeignet, so mag es sein, daß sich durch natürliche Samenentleerungen ein gewisses Gleichgewicht der körperlichen Funktionen herstellt, so daß er in einer gewissen Ruhe abwarten kann, wie sich sein Schicksal gestaltet. Diesfach ist aber die Fähigkeit des menschlichen Organismus zur selbsttätigen Entspannung nur eine geringe, insbesondere bei allen Jugendlichen, deren Organismus zu inneren Verspannungen, Empfindlichkeiten und Verkrampfungen neigt. Wir können dann nicht selten beobachten, daß schwere Unlustempfindungen, Arbeitshemmungen, Verstimmungen, Angstzustände und anderes mehr auftreten, die den Jugendlichen zur Erfüllung seiner wichtigsten Lebensaufgaben ganz oder wesentlich unfähig machen. Hier ist zweifellos, besonders wenn es sich um Jugendliche jenseits des 16. Lebensjahres handelt, eine vernünftige und geregelte geschlechtliche Selbsthilfe ein direktes Heilmittel. — Man wird dem vielleicht entgegenhalten, daß geschlechtliche Selbsthilfe doch etwas Unnatürliches bedeute. Das ist gewiß richtig. Immer handelt es sich hier nur um eine gewisse technische Nothilfe, die nur unnötige Überspannungen und Hemmungen beseitigen soll. Unnatürlich ist aber bei sachlicher Betrachtung gewissenhafter Art nicht, daß ein körperlich gesunder, vollreifer Jugendlicher sich gelegentlich durch geschlechtliche Selbsthilfe entlastet, sondern daß er ohne einen entsprechenden Partner des anderen Geschlechts lebt. Wenn man bedenkt, daß vor hundert Jahren gar nicht selten Mädchen mit 16 und 17 Jahren heirateten und im Beginn der zwanziger Jahre schon eine Reihe gesunder Kinder geboren hatten, und damit die geschlechtliche Lebensführung weiter Teile der Bevölkerung aller zivilisierten Länder

vergleicht, so leuchtet ohne weiteres ein, wo hier die Unnatur zu suchen ist, und kein verantwortungsbewußter Erzieher und Arzt wird es gutheißen dürfen, wenn rein körperliche Störungen und Hemmungen den Jugendlichen an der Erfüllung wirklich wichtiger Pflichten allgemein menschlicher Art hindern.

Die vorher erwähnte Renommage auf geschlechtlichem Gebiete hat, vom Allgemein-Menschlichen abgesehen, noch eine andere bedenkliche Seite. Das Renommieren robuster und primitiv-vitaler Kameraden führt den feiner organisierten Jugendlichen leicht zu einer völlig falschen Auffassung der Geschlechtsfähigkeit und Geschlechtsstätigkeit. Wenn ein Jugendlicher von Kameraden hört, sie seien die Nacht acht- oder zehnmal mit einem Mädchen zusammen gewesen, so ergibt sich für den Hörer derartiger Erzählungen sehr leicht das Gefühl eigener Schwäche. Das Gefühl der Schwäche aber bringt Unsicherheit, das Gefühl der Unsicherheit bringt Angst und Hemmungen, und damit ergeben sich neue Schwierigkeiten für den feiner organisierten Jugendlichen. In Wirklichkeit liegt es hinsichtlich der Geschlechtsfähigkeit (Potenz) so, daß diese wie alle Reaktionen des Menschen überaus wechselnd ist. Nicht nur die Frage, wie oft in der Woche der gereifte Jugendliche und der Erwachsene zur Geschlechtsstätigkeit fähig ist, sondern auch die Wiederholung des Aktes beim jedesmaligen Zusammensein ist individuell völlig verschieden. Wir finden vollkommen gesunde, kräftige und ausgeglichene Menschen, die nach dem alten Maße Martin Luthers: „In der Woche zweier schadet weder Dir noch ihr“ richtig gelagert sind, während bei anderen, die oft körperlich gar keinen besonders kräftigen oder „stimmlichen“ Eindruck machen, eine tägliche geschlechtliche Betätigung ganz selbstverständlich und natürlich erfolgt. Ich werde nie eine Konjulation eines evangelischen Geistlichen von 72 Jahren vergessen, der mich von außerhalb aufsuchte, um zu erfahren, ob der tägliche eheliche Umgang für ihn nachteilig sei. Es handelte sich um einen durchaus rüstigen, wohlherhaltenen, jugendlich aussehenden, kräftig gebauten Mann mittlerer Konstitution, der ziemlich zeitig in eine glückliche monogame Ehe eingetreten war und, solange er Gelegenheit hatte, täglich mit seiner Frau verkehrt hatte. Er konnte also völlig darüber beruhigt werden, daß ein derartiges Verhalten in keiner Weise abnorm, krankhaft, auffällig, bedenklich oder schädlich

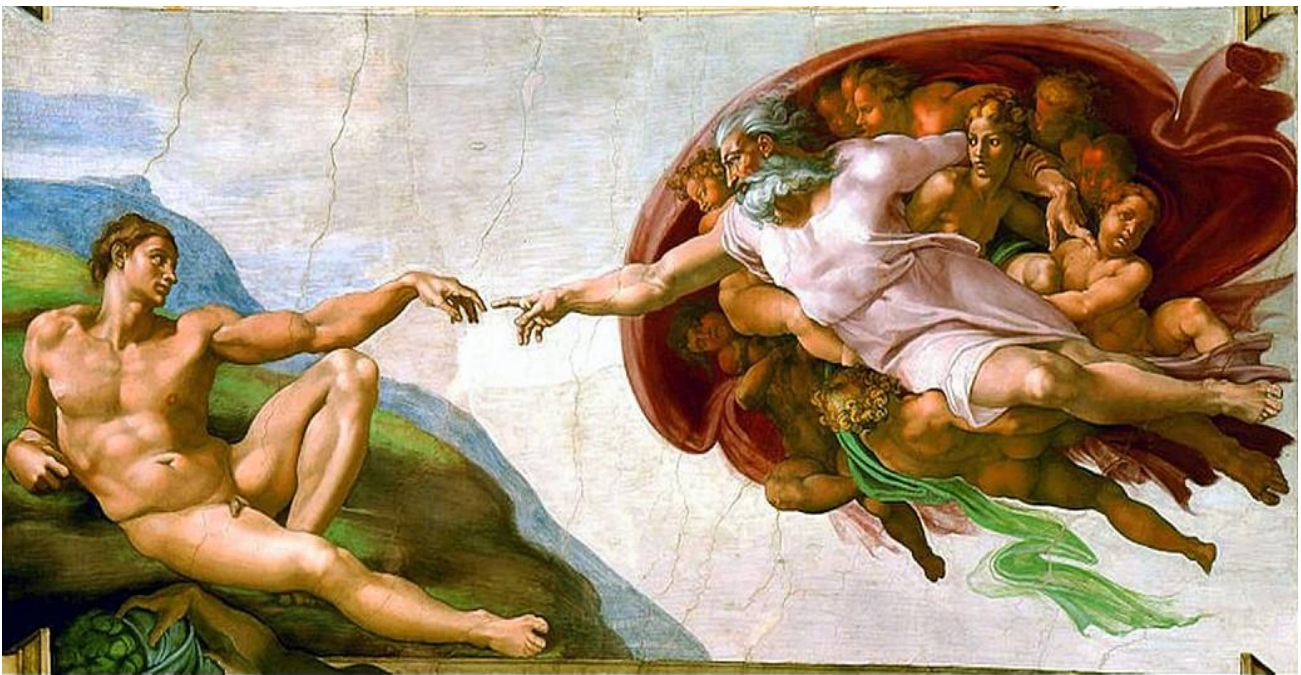
sei, sondern lediglich Ausdruck einer kräftigen, natürlichen, gottgeschenkten Sinnlichkeit.

Die Frage, wie oft der Verkehr beim einmaligen Zusammensein wiederholt werden kann, ist für beide Geschlechter etwas verschieden zu beantworten. Im allgemeinen ist die Frau beim geschlechtlichen Zusammensein mehr die Empfangende und Aufnehmende, wie sich ja auch in der Kurve der geschlechtlichen Erregung verrät, die wir schon früher erwähnten. Beim Mann können wir grundsätzlich zwei verschiedene Typen unterscheiden. Auf der einen Seite stehen Männer, bei denen der einzelne Verkehr relativ lange dauert, oft eine halbe Stunde bis eine Dreiviertelstunde, langsam immer mehr zu einer überaus großen Höhe ansteigt und dann mit einer sehr intensiven Lösung zum Nullpunkt abfällt. Männer von diesem Typus sind selten in der Lage, öfter als ein- oder zweimal beim einmaligen Zusammensein sich zu betätigen. Auf der anderen Seite kennen wir einen Typ von Männern, bei denen die Erregung sich schnell einstellt, die Dauer des Aktes im allgemeinen nach Minuten zu werten ist und nicht mit jenen außerordentlich tiefgreifenden Aufwühlungen und Erschütterungen des ganzen Organismus verläuft wie bei dem erstgeschilderten Typus. Männer dieser Art können vielfach ohne Schwierigkeit eine Reihe von Malen hintereinander verkehren und gar nicht selten diese Art der Liebesbeziehung häufig in der Woche wiederholen. Es ist also mit dem Liebesleben genau wie mit der musikalischen Veranlagung. Genau so wie wir Menschen finden, die jeden Tag stundenlang musizieren und dabei ihr musikalisches Glück finden, während andere nur alle paar Tage eine kurze Zeit sich musikalischen Eindrücken hingeben, so ist es auch mit dem sinnlichen Liebesleben bestellt. Wir finden hier alle möglichen Typen und Gruppen; es gibt hier keine zahlenmäßig zu fassende Norm. Allerdings ist unbedingte Voraussetzung für eine solche Feststellung, daß der Mensch nicht durch irgendwelche falschen Vorurteile, Hemmungen, Bedenklichkeiten oder dergleichen gehemmt wird. Ein so feines und tief ins innerste Seelische reichendes Erleben wie das der Liebe ist mit dem innersten Wesen des Menschen verbunden, und es genügen die allergeringsten inneren Störungen, Hemmungen oder Mißverständnisse, um den ganzen Verlauf grundlegend zu ändern.

Ganz besonders zu betonen ist in diesem Zusammenhang eine jetzt auch durch umfangreiche Untersuchungen im Münchener Physiologischen Institut erhärtete Tatsache. Auch das Liebesleben ist Übungsfähig. Wenn wir männlichen Tieren, wie das in den Münchener Untersuchungen geschehen ist, Gelegenheit zu häufigem Zusammensein mit Weibchen geben, so sehen wir nicht ein Abnehmen der geschlechtlichen Leistungsfähigkeit oder eine Schwächung des Gesamtbestehens, sondern genau wie bei dem „Verbrauchen“ der Muskeln ein überendes Anwachsen der geschlechtlichen Betätigung. Diesem überenden Anwachsen entspricht bei genauer mikroskopischer Untersuchung auch eine Zunahme der Produktion von Geschlechtszellen, indem der Verbrauch nach jenem letzten tiefen Grundgesetz lebendigen Geschehens einen Anreiz zur Neubildung und zur Kräftigung bedeutet. Es ist also ein Irrtum, zu glauben, daß der Mensch durch eine Einschränkung geschlechtlicher Betätigung an Kräften gewinnen könnte. Wir nennen eine solche Auffassung das Sanduhr-Durchein. Menschen, die diese falsche Meinung haben, stehen immer unter der völlig irigen Ansicht, daß Anteile, die sich in den unteren Teil der Sanduhr entleeren, nun oben in der Sanduhr fehlen müßten. Sie betrachten also die Kräfte der Natur wie eine feste finanzielle Summe, die mit Ausgabe einzelner Teile sich vermindert. Diese Auffassung ist grundsätzlich und auf das äußerste zu bekämpfen, weil sie nicht selten Anlaß dazu gibt, daß Menschen infolge solcher krankheitsförderlicher (hypochondrischer) Bedenken immer unter ihrer eigentlichen Liebes-Leistungsfähigkeit leben und dadurch nicht etwa Kräfte gewinnen, sondern in Hemmungen, Unsicherheit und unangenehme allgemeine Zustände geraten.

Ein sehr schwieriges Problem wäre das der völligen geschlechtlichen Enthaltensamkeit, wenn derartige Fälle in Wirklichkeit häufig zur Beobachtung kämen. Verstehet der Arzt oder Erzieher und Berater aber, wirklich das Vertrauen seiner Hilfesuchenden zu gewinnen, so wird er immer wieder feststellen können, daß es eine wirkliche, man möchte sagen mathematische Abstinenz beim Erwachsenen nicht gibt. Von den schon mehrfach erwähnten Ausgleichsvorgängen in Schlaf und Traum abgesehen, werden wir beim gefunden durchschnittlichen Erwachsenen immer eine irgendwelche Art der Selbsthilfe finden, die einen Gleich-

Etwa in der Mitte der Seite 72 fand ich schließlich eine sybillinische Antwort auf die Frage, die mich umtrieb: „Ist seine körperliche Kondition entsprechend geeignet, so mag es sein, dass sich durch nächtliche Samenentleerungen ein gewisses Gleichgewicht der körperlichen Funktionen herstellt, so dass er in einer gewissen Ruhe abwarten kann, wie sich sein Schicksal gestaltet.“ Aber in den folgenden Zeilen bezweifelt der Autor, dass vielfach bei Jugendlichen „die Fähigkeit des menschlichen Organismus zur selbsttätigen Entspannung nur eine geringe ist.“ „Hier ist zweifellos, besonders wenn es sich um Jugendliche jenseits des 16. Lebensjahres handelt, eine vernünftige und geregelte geschlechtliche Selbsthilfe ein direktes Heilmittel.“ Der Doktor hält es nicht für unnatürlich, „wenn ein körperlich gesunder, vollreifer Jugendlicher sich gelegentlich durch geschlechtliche Selbsthilfe entlastet, sondern dass er ohne einen geschlechtlichen Partner des anderen Geschlechts lebt.“ Ich war weder sechzehn noch volljährig und ob sich bei mir durch den Traum „ein gewisses Gleichgewicht der körperlichen Funktionen“ hergestellt hatte, war mir nicht bewusst. Es ging mir gut. Ich entschied mich in einer „gewissen Ruhe abzuwarten, wie sich mein Schicksal gestaltet.“ Als Oma am Nachmittag an der Kaffeetafel auf der Terrasse saß, habe ich das Buch heimlich zurück in das Regal in ihrem Wohnzimmer gestellt, bevor ich mich zu meinen Brüdern an den Kindertisch setzte. In der Familie lautete der Leitspruch für alle Dinge die sich unter Gürtellinie befanden: „Was unter dem Tisch ist bleibt dort und kommt nicht auf den Tisch!“ Das galt nicht nur für die Füße, sondern für alles, was mit Geschlecht zu tun hatte. Selbst wir Brüder hielten uns daran. Selbst Fritz. Geschlecht, Liebe, Ehe wurden waren kein Gesprächsthema. Deshalb blieb ich allein mit den Gedanken, die das Buch aus Omas Bücherregal in mir angestoßen hatte. „Täglicher Verkehr ist der Ausdruck einer kräftigen, natürlichen, gottgeschenkten Sinnlichkeit.“ Sinnlichkeit ist ein Geschenk Gottes? Warum hat er dann diese Körperteile mit denen auch der Harn entsorgt wird, zwischen den Beinen versteckt? Mit dem Kotloch gleich nebenan? Wenn der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen wurde, müsste es Gott doch aufgefallen sein. Aber vielleicht ist das nur ein Übersetzungsfehler im Buche Moses. Vor dem Schlafen habe ich im unteren Stockbett im Licht der maskenhaften Wandleuchte in der Genesis die Erschaffung des Menschen nachgeschlagen, was genau dort geschrieben steht. Hat Gott den Menschen nach seinem Bilde erschaffen und wir sind alle ein Bild Gottes?



„Und Gott sprach: Lasst uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie einen Mann und ein Weib. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehrt euch und füllt die Erde und macht sie euch untertan und herrscht über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf Erden kriecht.“

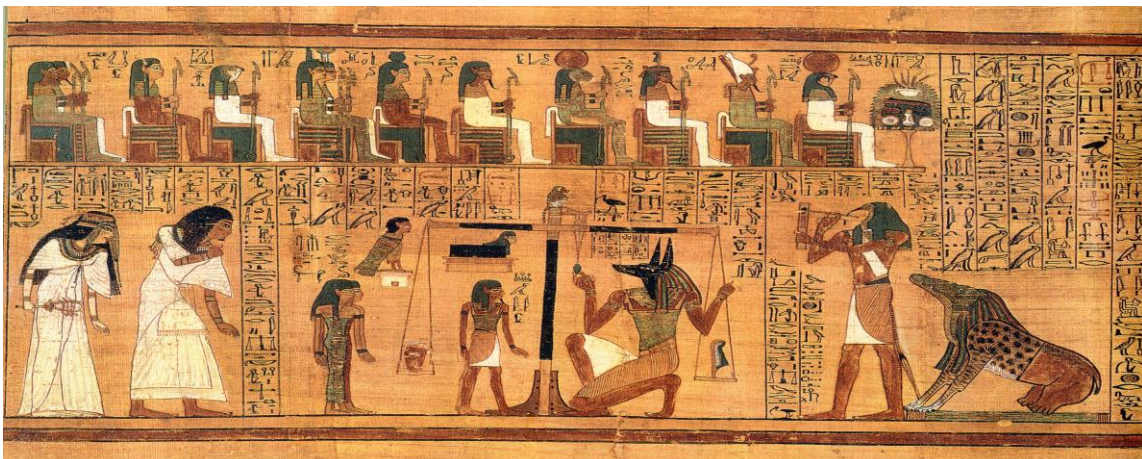
- 1 Die Schlange war schlauer als alle Tiere des Feldes, die Gott, der HERR, gemacht hatte. Sie sagte zu der Frau: Hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft von keinem Baum des Gartens essen?
- 2 Die Frau entgegnete der Schlange: Von den Früchten der Bäume im Garten dürfen wir essen;
- 3 nur von den Früchten des Baumes, der in der Mitte des Gartens steht, hat Gott gesagt: Davon dürft ihr nicht essen und daran dürft ihr nicht rühren, sonst werdet ihr sterben.
- 4 Darauf sagte die Schlange zur Frau: Nein, ihr werdet nicht sterben.
- 5 Gott weiß vielmehr: Sobald ihr davon esst, gehen euch die Augen auf; ihr werdet wie Gott und erkennt Gut und Böse.
- 6 Da sah die Frau, dass es köstlich wäre, von dem Baum zu essen, dass der Baum eine Augenweide war und begehrenswert war, um klug zu werden. Sie nahm von seinen Früchten und aß; sie gab auch ihrem Mann, der bei ihr war, und auch er aß.
- 7 Da gingen beiden die Augen auf und sie erkannten, dass sie nackt waren. Sie hefteten Feigenblätter zusammen und machten sich einen Schurz.
- 8 Als sie an den Schritten hörten, dass sich Gott, der HERR, beim Tagwind im Garten erging, versteckten sich der Mensch und seine Frau vor Gott, dem HERRN, inmitten der Bäume des Gartens.
- 9 Aber Gott, der HERR, rief nach dem Menschen und sprach zu ihm: Wo bist du?
- 10 Er antwortete: Ich habe deine Schritte gehört im Garten; da geriet ich in Furcht, weil ich nackt bin, und versteckte mich.
- 11 Darauf fragte er: Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist? Hast du von dem Baum gegessen, von dem ich dir geboten habe, davon nicht zu essen?
- 12 Der Mensch antwortete: Die Frau, die du mir beigesellt hast, sie hat mir von dem Baum gegeben. So habe ich gegessen.
- 13 Gott, der HERR, sprach zu der Frau: Was hast du getan? Die Frau antwortete: Die Schlange hat mich verführt. So habe ich gegessen.
- 14 Da sprach Gott, der HERR, zur Schlange: Weil du das getan hast, bist du verflucht / unter allem Vieh und allen Tieren des Feldes. / Auf dem Bauch wirst du kriechen / und Staub fressen alle Tage deines Lebens.
- 15 Und Feindschaft setze ich zwischen dir und der Frau, / zwischen deinem Nachkommen und ihrem Nachkommen. / Er trifft dich am Kopf / und du triffst ihn an der Ferse.
- 16 Zur Frau sprach er: Viel Mühsal bereite ich dir und häufig wirst du schwanger werden. / Unter Schmerzen gebierst du Kinder. / Nach deinem Mann hast du Verlangen / und er wird über dich herrschen.
- 17 Zum Menschen sprach er: Weil du auf die Stimme deiner Frau gehört und von dem Baum gegessen hast, von dem ich dir geboten hatte, davon nicht zu essen, ist der Erdboden deinetwegen verflucht. / Unter Mühsal wirst du von ihm essen alle Tage deines Lebens.
- 18 Dornen und Disteln lässt er dir wachsen / und die Pflanzen des Feldes wirst du essen.
- 19 Im Schweiß deines Angesichts / wirst du dein Brot essen, / bis du zum Erdboden zurückkehrst; / denn von ihm bist du genommen, / Staub bist du / und zum Staub kehrst du zurück.
- 20 Der Mensch gab seiner Frau den Namen Eva, Leben, denn sie wurde die Mutter aller Lebendigen.
- 21 Gott, der HERR, machte dem Menschen und seiner Frau Gewänder von Fell und bekleidete sie damit.
- 22 Dann sprach Gott, der HERR: Siehe, der Mensch ist wie einer von uns geworden, dass er Gut und Böse erkennt. Aber jetzt soll er nicht seine Hand ausstrecken, um auch noch vom Baum des Lebens zu nehmen, davon zu essen und ewig zu leben.
- 23 Da schickte Gott, der HERR, ihn aus dem Garten Eden weg, damit er den Erdboden bearbeite, von dem er genommen war.
- 24 Er vertrieb den Menschen und ließ östlich vom Garten Eden die Kerubim wohnen und das lodernde Flammenschwert, damit sie den Weg zum Baum des Lebens bewachten.

Als Adam und Eva die verbotene Frucht gegessen hatten, erkannten sie dass sie nackt waren und bastelten einen Schurz aus Feigenblättern. War es die Wirkung der verbotenen Frucht, von der die Schlange sagte, dass man davon wie Gott Gut und Böse unterscheiden könne? Ist es böse nackt zu sein? Gott kann auch sprechen, wie die griechischen Götter. Gott hat also Füße und eine Stimme wie Adam und Eva auch. Er verhörte seine Geschöpfe und reagierte äußerst rachsüchtig, aber ließ sie am Leben. Zum Abschied macht er

ihnen wie ein fürsorglicher Vater sogar Gewänder aus Fell. Nun konnten die Menschen, nachdem sie von der Frucht genascht hatten, Gut und Böse unterscheiden. Aber es gab anscheinend noch einen zweiten Baum im Paradies: Den Baum des ewigen Lebens. Aber von dem wussten Adam und Eva wohl nicht, sonst hätten sie erst von dem genascht. Kannte die schlaue Schlange den Baum auch nicht und hatte Adam und Eva mit Absicht schlecht beraten? Außerdem: Ohne den Sündenfall gäbe es keine Menschheit und Adam und Eva lebten weiterhin im Paradies mit Gott allein in der Unsterblichkeit mit den Fischen im Meer, den Vögeln am Himmel und dem Vieh der ganzen Erde. Im Paradies durften sie die Früchte der Natur genießen, bis auf einen Baum. Jedenfalls gab es Feigen. Disteln und Dornen gehören zur Natur, aber die Pflanzen des Feldes dürfen Adam und Eva essen. Die Menschen wurden sterblich und kehren mit dem Tod zurück zum Staub der Schöpfung.

Mir machten diese Fragen, die sich mir bisher nicht stellten, jedenfalls klar, dass ich weder im alten noch im neuen Testament Antworten finden würde, die mir weitere Orientierung geben könnten für mein Leben in einer Welt am Ende des zweiten Jahrtausends nach Christi, das mehr vom wissenschaftlich-technischem Fortschritt geprägt wurde als von Religionen. Der jüdische Kalender beginnt im Jahr 3761 vor Christus. Diese Zahl ist ebenso ungenau wie die Zahlen der Lebensjahre, Heeresgrößen oder Getöteter der Bibel. Bevor Gott die Erde geschaffen hatte, musste er die Sonne, den Stern, um den der Planet Erde kreist sowie das Sonnensystem in der Galaxie Milchstraße, die aus tausenden von Sonnensystemen und hunderten von Milliarden Sternen besteht, unterbringen. Das geschah vor elf Milliarden Jahren. Vor über vier Milliarden Jahren wurde endlich die Sonne von einem roten Riesen zu einem weißen Zwerg, der von einem planetarischen Nebel umgeben war.

Die Geschichte des Planeten Erde begann etwa drei Milliarden Jahre später. Nach meinem Knaurs Weltatlas von 1950 beginnt die „Tabelle der Erdzeitalter vor 1500 Millionen Jahren mit der Urzeit. Unter wichtigsten Merkmalen und Ereignissen steht: Erste Erstarrungskruste, kein organisches Leben. Dem folgt nach 500 Millionen Jahren das Erdaltertum mit Gebirgsbildung und Vulkanismus, ersten Lebewesen wie Algen und erste Pflanzen, Insekten, Fischen und Nadelhölzern. Ab 200 Millionen Jahren vor Christus gab es geringeren Vulkanismus und Meeresüberflutungen und den Höhepunkt der mesozonischen Pflanzenwelt, Krokodile, Dinosaurier, Libellen, Urvögel. Erst vor einer Millionen Jahre nahm der Vulkanismus ab, es folgten Eiszeiten (Nordhalbkugel), Ausbildung heutiger Flora, Mammut, Elefant, Höhlentier, Entfaltung heutiger Säugetiere, Urmensch. Erst vor 10.000 Jahren beginnt die Erdneuzeit: Bildung heutiger Grenzen zwischen Land und Meer, Eiszeit.“ Das kommt dem Beginn des jüdischen Kalenders recht nahe und vielleicht steht deshalb hinter „Urmensch“ ein Fragezeichen, im Geschichtsbuch von 1956, „Von der Urzeit und den fremden Völkern“, das ich aus dem Seminar mitgebracht hatte, steht dazu: „Es sind ungefähr zwei Milliarden vergangen, seit die Erde entstanden ist. Etwa seit dem Jahr 600.000 gibt es die wandernden Jägerhorden der Altsteinzeit wie die Urmenschen, ab 250.000 die Neandertaler und ab 80.000 die Höhlenkünstler der letzten Eiszeit. Von 10.000 bis 3.500 v. Chr. gibt es noch die Menschen der Mittelsteinzeit gefolgt von den Bauern der Jungsteinzeit. Ab 3000 entwickelte sich das Pharaonenreich der Ägypter. Die Ägypter glaubten an die Auferstehung nach dem Tode, wenn nur der Leib erhalten bleibt, damit die wandernde Seele jederzeit zu ihm zurückfinden konnte.“



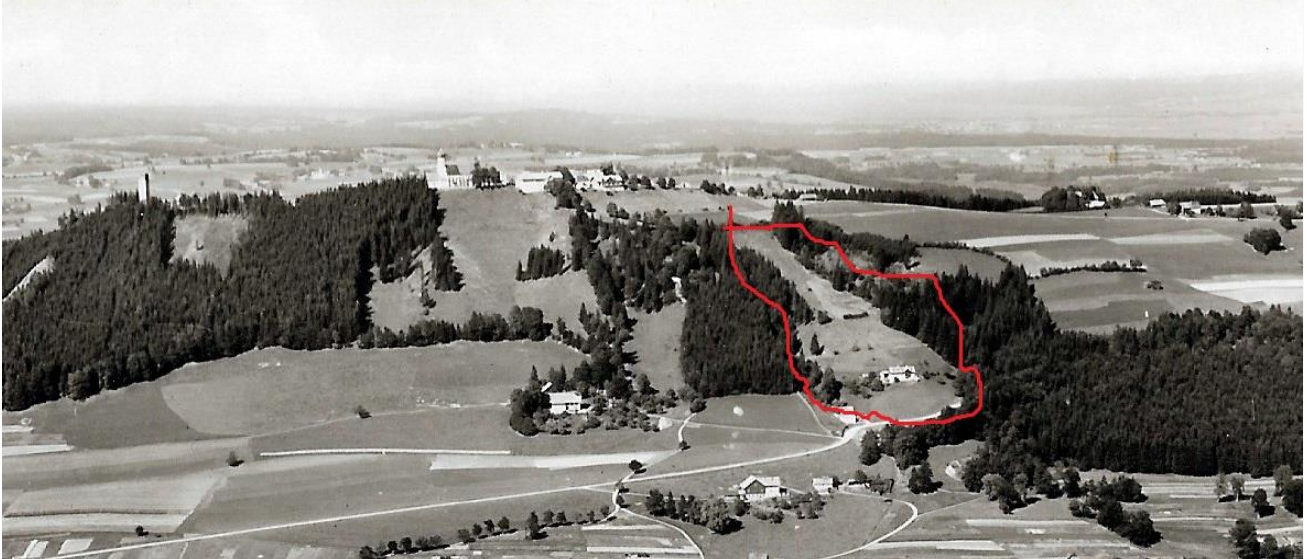
Bei den Ägyptern gab es auch ein Totengericht. „Das primäre Ziel einer erfolgreichen Verhandlung vor dem Totengericht war die Umwandlung des Toten in einen gerechtfertigten Ahnengeist und nicht, wie öfter angenommen, der Übergang aus der Welt der Lebenden in die Welt der Toten. Hierzu war die körperliche Reinheit des Toten unabdingbar. Die positive Entscheidung des Totengerichts dokumentierte die erfolgreiche Loslösung der Sünden vom Körper des Toten. Mit der anschließenden Verklärung war es dem Toten möglich, den Übertritt in die Götterwelt vornehmen zu können und mit den Göttern die weitere Fortexistenz zu vollziehen.“ Die Geschichte vom jüngsten Gericht hatte also eine Geschichte die bis in die Zeit vor der Bibel zurückreichte, das konnte ich durch einfache Arithmetik feststellen. Das ergab ein einfacher Zahlenvergleich. Aber was bedeutet ‚die Umwandlung des Toten in einen gerechtfertigten Ahnengeist‘? Etwa die Unsterblichkeit der Seele nach der Loslösung der Sünden vom Körper? Was ist Sünde? Was das mit der Seele zu tun hatte, war noch immer das große Geheimnis, das meinen Großvater beschäftigte, der Facharzt für Nervenheilkunde und Psychiatrie oder auf Deutsch ein ‚Seelenheilkundiger‘ war. Ich nahm mir vor meine Großmutter und auch Mutter zu fragen wie man sowas wird. Einer meiner älteren Brüder, die alle inzwischen in ihren Betten lagen und schlafen wollten, hatten es satt, dass die Leseratte die Wandlampe nicht ausschalten wollte und zogen einfach den Stecker aus der Steckdose und ich war allein mit meiner Seele in der Dunkelheit der Nacht. Ich fühlte mich einsam und sehnte mich nach einem Menschen mit dem ich meine Gedanken und Gefühle teilen könnte.

Am Montag den 17. Juli begannen die Sommerferien. Es war ein sonniger Tag, beim Bäcker Sanktjohanser gab es wieder frische Brezen, Semmeln und einen duftenden Laib Mischbrot zum Frühstück für die Gäste und Familie auf der Terrasse mit Alpenblick. Die meisten Gäste verließen dann das Haus in ihren Autos um die Sehenswürdigkeiten des Alpenvorlands, der fünf Seenlandschaft oder Münchens zu besichtigen. Wenn wir Kinder Glück hatten nahmen sie uns mit und das geschah häufig. Einer der Höhepunkte dieses Sommers war ein Ausflug mit den von Nasos nach München, um den Film „Windjammer“ im Royal Filmpalast am Goetheplatz in München anzusehen. Er wurde in dem Aufnahmeformat Cinemiracle aufgenommen. Nur wenige Filmtheater auf der Welt waren in der Lage, Cinemiracle-Filme aufzuführen.



Die eindrucksvollen Effekte des Aufnahmeverfahrens, das dreidimensionale Bildwirkung simuliert und auch auf überdimensionalen Formaten eine makellose Bildschärfe garantiert, lassen sich nur auf einer extragroßen Kinoleinwand nachvollziehen. Der Royal Filmpalast am Goetheplatz in München hatte so eine Leinwand und auch Lautsprecher, die den Ton in einer Qualität wiedergaben, wie ich sie noch nie gehört hatte. Der Film schildert die Reise mit dem norwegischen Segelschulschiff S/S Christian Radich von Oslo über den Atlantik, durch die Karibik, nach New York und wieder zurück nach Norwegen. Die Besatzung aus 16 Offizieren und 42 Kadetten, erlebt auf der 17.000 Seemeilen langen Reise faszinierende Begegnungen mit Land und Leuten. Etwa auf der Insel Madeira eine traditionelle Korbschlittenfahrt, ein Konzert des

berühmten Cellisten Pablo Casals in seinem Garten oder ein Treffen mit dem deutschen Segelschiff Pamir, das während der Dreharbeiten 1957 in einem Sturm untergeht. Der Film dauerte über zwei Stunden und als wir um viertel nach Zwei am Nachmittag den Royal Palast verließen fühlte ich mich besser als früher nach einem Pontifikalamt, nur dass dieser Film eine Wirklichkeit zeigte, die erreichbar war und nicht in der Vergangenheit oder im Jenseits stattfand. Ich war bisher noch nie mit einem Schiff gefahren, obwohl auf dem Ammersee oder dem Starnberger See Schiffsverkehr stattfindet. Mit einem Ruderboot schon, aber eine Schiffsfahrt auf den Seen wär auch ganz schön. Das stand nun mit auf der Wunschliste für die Ferien am Hohenpeißenberg in der Mitte des Pfaffenwinkels zwischen Lech und Ammer, Schongau und Weilheim, Staffelsee und Ammersee. Die rote Linie auf dem Bild unten zeigt die Grenzen des Grundstücks des Kurheims. Ende Juli stand dort die Grummeternte an, das war die zweite Mahd des Grases an den Hängen.



Das geschah früher mit der Sense, aber inzwischen hatte Onkel Kreppel einen zweirädrigen Motormäher Agria 5000 mit Mähbalken und Anhänger beschafft. Nur er und Jörg hatten genug Kraft um die Maschine am Hang zu halten. Ich war für einfache Sachen zuständig, wie rechen oder wenden des Grummet bis es trocken war. Auch im Wald gab es nach Gewitterstürmen oft Windbruch. Auch Totholz oder Reisig musste gesammelt werden. Aber das waren nur wenige Tage. Ansonsten erfüllten sich meine Wünsche nur



teilweise: Aus der Schiffsfahrt wurde nichts, aber ich radelte nach Murnau und war auf einem Ruderboot mit Sybille und Renate auf dem Staffelsee unterwegs und später auch auf dem Hörnle. Die Radfahrt und der Aufstieg fielen leicht, aber dort hat niemand auf mich gewartet. Im Gegenteil, das Wetter schlug um, die Gipfel verschwanden unter tiefhängenden Wolken. Durchnässt und erschöpft kehrte ich zurück nach Murnau.

Das neue Schuljahr begann sechs Wochen nach Ferienbeginn am 31. August 1960 an der Oberrealschule und Gymnasium, abgekürzt ORG, in Weilheim, Oberbayern. Mutti weckte Fritz und mich um halb Sieben. In der Küche gab es zwei Mischbrotschnitten mit Margarine und Marmelade, Tee und zwei verpackte Mettwurststullen für die Pause um zehn Uhr und für jeden von uns acht Deutsche Mark für die Tageskarte am 31. August und die Monatskarte für den September. Damit machten wir uns auf den Weg zum Bahnhof. Fritz war in der Klasse 7 A, besuchte die ORG Weilheim seit zwei Jahren und als der Zug eingefahren war, setzte er sich zu seinen Klassenkameraden und aus Peiting und Schongau und ließ mich allein. In Weilheim angekommen folgte ich den vielen Fahrschülern beiderlei Geschlechts über die Bahnhof- zur Münchnerstraße, den Marienplatz und von dort über die Pöltnerstraße in Richtung der ORG an der Murnauerstraße. Dort war der Eingang des Gebäudes. Im inneren standen direkt neben dem Eingang etwa zehn Mädels und zwanzig Jungen vor der verschlossenen Tür eines Klassenzimmers. Sie standen in Gruppen und warteten. Einige unterhielten sich über Ferienerlebnisse, aber die meisten schwiegen. Ich fragte ein Mädchen, ob das



die Klasse 3 B wäre und sie sagte „Ja.“ Mehr nicht. Also stellte ich meinen Schulranzen ab und wartete wie alle anderen. Um acht Uhr erschien die Klassenleiterin, Studienprofessorin Bader, die von Schülern wie Schülerinnen als ‚Frau Professor‘ angesprochen wurde. Sie war älter als meine Mutter, sie kannte ihre Klasse bereits, überblickte sie kurz, rief aber dennoch nach einer alphabetischen Liste jeden und jede einzeln beim Namen auf und machte einen Haken auf ihrer Liste. Ich war der letzte von sechs Schülern und Schülerinnen mit einem Nachnamen mit dem Anfangsbuchstaben H. Sie sah mich prüfend an und fragte mich, ob ich der Bruder von Friedrich Huck in der Klasse 5 A sei. Als ich das bejahte nickte sie und setzte ihren Haken in das dafür vorgesehene Feld. Ich war nicht der oder die Älteste in meiner neuen Klasse, aber der einzige der sitzen geblieben und verurteilt war, den gesamten Lehrplan des nochmal zu absolvieren. Ich war erleichtert, dass die Professorin das nicht angesprochen hatte. Die Atmosphäre in dieser städtischen Schule mit 550 Schülern und 170 Schülerinnen sowie 41 Lehrern und 9 Lehrerinnen war ganz anders als im Missionsseminar. Viele kamen jeden Tag aus allen Richtungen der Landkreise Schongau und Weilheims per Bahn, Bus oder Auto zu diesem zweistöckigen Gebäude aus dem letzten Jahrhundert. Neun Jahrgänge in siebenundzwanzig Klassen. Achthundert Menschen strömten Richtung ORG. Die Hälfte davon überquerte den Marienplatz. Pünktlich um acht war dann jede und jeder am entsprechenden Einsatzplatz. Die elektrische Glocke läutete dann in den Fluren und der Unterricht begann.

An diesem ersten Schultag im Klassenzimmer begrüßte Frau Professor zwei neue Mitschüler: Michael Ehrengut vom Gymnasium des Klosters Ettal und mich aus dem Missionsseminar des Klosters St. Ottilien. Als Orientierungshilfe gab sie uns einen Jahresbericht der ORG Weilheim für das Jahr 1959/60. Frau Professor wies uns dann einen Zweiertisch am Ende der dritten Reihe am Fenster zu. Zwei ehemalige Internatskinder und Klosterschüler an einem Tisch. Das war eine gute Entscheidung. Wir passten zueinander, weil wir beide gleich froh waren, endlich dem Kloster entkommen zu sein. Er hatte ein Zimmer in einer Pension in Weilheim

und fuhr nur am Wochenende zu seinen Eltern in Hechendorf am Pilsensee. Während Frau Professor uns mit Lehrplan, Stundenplan, Namen der Fachlehrer, Bücherausgabe und Einhaltung der Schulregeln bekannt machte, blätterte ich im Jahresbericht und fand dort die Namen meiner künftigen Mitschüler in der 3. Klasse B: 20 Jungs, 12 Mädels, 12 evangelisch, 18 katholisch. Davon wohnten fünf in Weilheim, drei in Schongau, fünf in Dießen und einer in Hohenpeißenberg: Georg Schleich, den Sohn eines Bergmanns, kannte ich von der Volksschule, da war er eine Klasse unter mir. Nun hatte er mich eingeholt. Er war der einzige, der wusste, dass ich die Klasse wiederholen musste. Frau Professor Bader setzte ihre Einweisung fort: „Eine Schulstunde dauert fünfundvierzig Minuten. Nach zwei Schulstunden gibt es eine Pause von dreißig Minuten. Nach drei weiteren Stunden ist um 12 Uhr dreißig Schulschluss. Gültig von Montag bis Freitag. Am Samstag ist Schulschluss um 11 Uhr fünfundvierzig.“ Außerdem gab es noch eine Besonderheit: der Unterricht würde in wöchentlichem Schichtwechsel zwischen Vormittags- und Nachmittagschule stattfinden.



Sie erläuterte die Gründe: Die Schule sei im Jahr 1894 als Gymnasium eingerichtet und seither nicht mehr erweitert worden. Die Errichtung eines Erweiterungbaus sei bereits so weit fortgeschritten, dass der Schichtwechsel nächstes Jahr nicht mehr nötig sein würde. Letztlich mache es keinen Unterschied ob man seine Hausaufgaben am Vormittag oder am Nachmittag erledige. Es war ungewohnt, am späten Nachmittag nach Sonnenuntergang durch die Stadt zum Bahnhof zu laufen und mit dem fauchenden Dampfzug durch die Nacht zurück nach Hohenpeißenberg und über die unbeleuchtete Bergstraße nach Hause. Auch Fritz's Klasse 5 A unterlag dem Schichtwechsel. Aber umgekehrt zu meinem, so dass wir uns von nun ab erst am Abend sehen konnten. Der erste Schultag 1960/61 endete um zehn Uhr am Vormittag, die Schule leerte sich und in den Geschäften für Schreibwaren- und Schulbedarf der Stadt herrschte Hochbetrieb. Ich machte mich auf den Weg zum Bahnhof von Weilheim und fuhr mit dem Schienenbus nach Hause. Der Bahnhof von



Hohenpeißenberg sah noch immer fast so aus wie bei der Eröffnung der Bahnlinie vor dreiundvierzig Jahren im Jahre 1917. Ein Bericht von damals über die Jungfernfahrt von Peißenberg nach Schongau beschreibt die kurze Reise durch eine reizende Landschaft:

Es verkehrten zunächst täglich 3 Zugpaare. Auf die Bahneröffnung wies das »Weilheimer Tagblatt« in Nr. 8 vom 12.1.1917 in einem ausführlichen Artikel hin, in dem neben der historischen Entwicklung auch eine Fahrtbeschreibung veröffentlicht wurde:

»... Langsam klettert der Zug beim neuen Schacht vorbei die Höhe hinan, an Hoch- und Jungwald geht es vorüber, wir sehen die Häuser Hohenpeißenbergs reizend an den Hang gelehnt, fahren an der kleinen Haltestelle vorüber, durchqueren einen Torfstich und gelangen bald nach dem langgestreckten Ort Peiting mit seinen stattlichen Bauernhöfen. Peiting hat zwei Haltestellen: Peiting-Ost und Peiting-Nord. Letztere, ein Holzbau, liegt hart an der Straße Peißenberg – Schongau und macht zunächst ohne Anstrich einen unfertigen Eindruck. Der Zug schlägt von da ab ein schnelles Tempo ein; es geht abwärts in's Lechtal, rechts unten grüßen schon die grünen Wasser herauf, links zieht die Straße dahin – in sausender Fahrt gleitet dort ein Zweispänner-Schlitten vorbei, dessen Pferde offenbar vor dem ungewohnten Anblick eines Dampffroses auszureißen bestrebt sind ... Die Bahn beschreibt nun einen Bogen und fast urplötzlich sehen wir Schongau vor uns liegen. Stolz auf dem Berghügel thronend, mauerumwehrt, als gelte es auch heute noch Schwedenstürmen zu trotzen. Es ist ein reizendes Bild, das die Stadt mit der hübschen landschaftlichen Umgegend bietet, und die bessere Verkehrsmöglichkeit wird sich gewiß durch regen Fremdenverkehr noch lohnen. ...«

In Hohenpeißenberg ging ich die Bahnhofstraße hoch zum Schächchen und kaufte bei Schreibwaren Eiband Schulhefte, Umschläge und Tinte. Ich hatte zwar kein Geld, aber bei Herrn und Frau Eiband konnte ich anschreiben lassen. Zu Hause legte ich die Schulhefte in die Umschläge ein und füllte die Felder für Fach und Name aus. Füllfederhalter, Blei- und Buntstifte, Spitzer und Radiergummi wanderten in das Schreibetui. Am nächsten Tag wurden die Bücher ausgegeben und meine Schulranzen, der neben zwei Schultergurten auch einen Handgriff hatte und wie eine Aktentasche getragen werden konnte, erreichte sein Höchstgewicht von drei Kilogramm. Ich war inzwischen 1,65 m groß und wog 58 Kilogramm. Ich wuchs weiter, aber saß immer noch in der dritten Klasse des Gymnasiums, um den gesamten Lehrplan des vergangenen Jahres nochmal durchzukauen. Das gab mir mehr freie Zeit, da ich den Stoff schon kannte. Mir gefiel die Schule, die Klasse und die Lehrer und selbst die täglichen Fußmärsche und Eisenbahnfahrten wurden Teil meines Lebens im Pfaffenwinkel, hielten mich in Bewegung an der frischen Luft und das tat mir gut.

Es war ein schöner Herbst, die Bäume waren voller Äpfel und Birnen, der Garten strotzte von Gemüse, Dahlien und Gladiolen glühten. Nächste Woche stand die Obsternte bevor und danach die Verarbeitung der Früchte zu Most in der Obstpresse im Dorf gegenüber dem SPAR. Der Most wurde dann in Milchkannen vom Lenzenbauern zum Kücheneingang des Kurheims gebracht. Dort wurde er in Flaschen gefüllt und verkorkt. Anschließend wurden die Flaschen liegend in einem Regal in der Speisekammer gelagert bis der Most nach etwa drei Wochen ausgegoren und trinkbar war. Wenn er länger lag, machte er einen beschwipst wie Bier.

Am ersten Sonntag nach dem ersten Oktober fand das Erntedankfest statt und wurde mit Dankesgebeten in den Kirchen, Festmahlen in Gasthäusern und an den Esstischen der Bevölkerung entsprechend gefeiert. Es war wohl Fritzi, der bei unserer Mutter angeklopft hat, denn gegen Ende September, öffnete sich ein Fenster nach München: Mutti hatte am Samstag dort einen Termin und schlug vor, Fritzi und mich mitzunehmen. Wenn wir direkt nach Schulschluss zum Bahnhof kämen, würde sie uns aufs Oktoberfest bringen und uns nach vier Stunden wieder abholen. Da sie außerdem fünf Mark Taschengeld für jeden von uns versprach, konnten wir nicht Nein in sagen. Im Gegenteil, wir freuten uns über ihre Großzügigkeit. Ich hatte inzwischen von Mutti ein Hemd aus fester Baumwolle mit Brusttaschen und großem Kragen bekommen, das gut zu meiner Matrosenhose passte. Es war hellblau mit kleinen weißen Karos gemustert, hatte eine doppelte genähte Knopfleiste und verstärkte Manschetten mit Knöpfen aus Horn. Die Budapester Schuhe blieben zu Hause. Ich hatte inzwischen schwarze Mokassins mit einer dicken Kreppe sohle. Die waren bequemer und unauffälliger. Am Samstag gab es auch keinen Nachmittagsunterricht, so dass Fritzi und ich zusammen am Samstag in Ausgehkleidung am Bahnhof von Hohenpeißenberg standen, als der Siebenuhrzug einfuhr. Kein Schienenbus fuhr ein, sondern ein fauchender Dampfzug mit quietschenden Bremsen, pfeifenden Ventilen, funkensprühend und in Rauch gehüllt. Da stand ich fast ganz in Weiß und erstarrte wie Frau Lot, als sie sich umdrehte und auf Sodom und Gomorra blickte. Aber bevor der Ruß mich erreichte packte Fritzi mich am Arm, schubste mich auf die Treppe zur Plattform, kam hinterher, zog das Scherengitter zur Treppe runter und der Zug fuhr los wie ein schlechtgelaunter Drache. Fritzi ging durch den Waggon in ein Abteil der dritten



Klasse mit Holzbänken für Raucher. Dort wartete schon sein Freund aus Schongau auf ihn: Ulrich Lagally. Fritzi holte eine Schachtel Winston Kong Size aus seiner Jackentasche und holte zwei Zigaretten heraus. Er reichte eine an Lagally, die andere steckte er zwischen seine Lippen und entzündete beide mit einem Sturmfeuerzeug der Marke Zippo, das ihm ein schwarzer US Soldat von der Radiostation auf dem Berg für den Kauf einer Stange Winston geschenkt hat. Für die Stange Winston hatte er zehn Mark bezahlt. Nun verkaufte er eine Schachtel für zwei Mark weiter. Ich bekam keine Zigarette, weil der Schaffner im Zug mitfuhr und den Zug durchging, um die Fahrkarten zu prüfen, obwohl das am Bahnhofseingang schon geschehen war. Ich durfte noch nicht in der Öffentlichkeit rauchen und der Schaffner wusste das. Lagally kaufte Fritzi jedenfalls zwei Päckchen ab. Er würde nach der Schule aufs Oktoberfest im Wagen seines Vaters nach München fahren. Der Wagen sei jedoch schon voll, sonst hätte er gerne Fritz mitgenommen. In Weilheim gingen wir schnellen Schritts zur Schule, der Unterricht verging wie im Flug und gegen zwölf Uhr eilten wir zum Bahnhof auf den Bahnsteig Eins, wo unsere Mutter auf den elektrischen Zug aus Garmisch wartete. Der fuhr kurz darauf geräuschlos ein. Es war ein Schnellzug mit Seitengang und Abteilen mit Schiebetüren und gepolsterten Sitzen. Ich hatte einen Fensterplatz und fuhr zum ersten Mal von Weilheim nach München. Es war ein sonniger und warmer Tag und zwischen Tutzing und Starnberg spiegelte sich die Mittagssonne im Starnberger See. Nach kurzem Halt in Starnberg ging es Richtung Nordosten über Gauting und Planegg nach Pasing und dann über die vielgleisige Stammstrecke des Münchner Hauptbahnhofes zum Starnberger Bahnhof, den ich schon kennengelernt hatte. Bevor wir dort ausstiegen gab uns Mutti wie versprochen das Taschengeld. Sie brachte uns zum Südausgang der großen Bahnhofshalle zur Bayerstraße. „Geht Immer geradeaus bis zur Martin-Greifstraße, dann über den Bavariaring zum Nordeingang der Wiesen.

Dann seht ihr die Straße mit den Wirtszelten. In der Nähe des Löwenbräuzelts, etwa in der Mitte, gibt es ein Podest mit einem kleinen nackten Jungen darauf, der auf einem Topf sitzt und einen Bogen spannt. Da treffen wir uns um vier Uhr wieder. Ich geh jetzt los. Macht keine Dummheiten!“ Dann küsste sie uns beide auf den Mund - Wangenküsse waren nicht so ihre Sache, irgendwie unehrlich – und verschwand mit schwingendem Sommerkleid, zum Abschied winkend, in der Tür einer Trambahn Richtung Bogenhausen. Die Bayerstraße bis zur Landsberger Straße war weder interessant noch schön, aber brachte uns zum Bavariaring und dort überlagerte der Lärm des größten Volksfests Deutschlands mehr und mehr die Geräusche des Bahnbetriebs und Verkehrs um die Hackerbrücke. Tausende von Menschen strömten von allen Seiten zum Nordeingang und mischten sich mit der unglaublichen Menge, die die Hauptstraße mit den Bierzelten und Buden bevölkerte. Fritzi und ich waren mitten drin und versuchten uns darin zurechtzufinden. Es war



Samstag zwei Uhr am Nachmittag und die zehn großen Zelte der Münchner Brauereien waren von zigtausend Erwachsenen mit Bierkrügen, Brathändeln und Blasmusik voll besetzt. Fritzi zog es immer dahin, wo amerikanische Musik spielte, also landeten wir als erstes in einer Achterbahn. Wir standen an der Kasse der Achterbahn und als wir dran waren, landete ich auf dem Vordersitz. Ich war nicht froh darüber, denn ich hatte Höhenangst. Aber Fritzi hatte das noch immer nicht kapiert. Das Ganze war nun echt nicht mein Ding.



Dennoch die Aussicht war großartig, aber ich war froh, dass es vorüberging ohne dass ich kotzen musste. Das lag vielleicht auch daran, dass wir seit einer Brezel zur Pause am ORG nichts mehr gegessen hatten. Auch Fritzi hatte Magenknurren und so machten wir uns auf Essensuche. Wir fanden eine Imbissbude, die eine

Semmel mit einer dicken Scheibe warmen Leberkäs und einem Spritzer süßen Senf für eine Mark dreißig verkaufte. Damit und einer Flasche Sinalco zogen wir uns zurück auf die Treppe die zur Bavaria führt und setzten uns, um zu essen und zu trinken und dann die Aussicht über die Zeltstadt genießend eine von Fritzis Ammizigaretten zu rauchen. So gestärkt kehrten wir zurück in die Straße der Schausteller. Jeder von uns hatte noch zwei Mark. Mir war klar, dass Fritzi noch mehr Geld übrig hatte, aber er war nicht bereit das



zu teilen. Also einigten wir uns auf das Machbare. Er fand ein Spiegellabyrinth attraktiv, weil er sich gern im Spiegel sah und wir einigten uns darauf fünfzig Pfennig auszugeben für eine zehnminütige Tour durch ein paar Räume voller Spiegel, die so installiert waren, dass man so groß oder klein, dick oder dünn verzerrt wurde, wie ich es nur aus schlechten Träumen kannte. Fritzi mochte das und konnte gar nicht aufhören sich wie ein Affe vor den Spiegeln zu verkrümmen und dabei zu lachen, als ob er sich nicht wiedererkennt. Schließlich gerieten wir an einen Platz auf dem sich viele Menschen lachend und johlend um einen Mann versammelt hatten, der auf einem kleinen Podest stehend die Leute mit Vogelpfeifen zum Lachen brachte. Er erzeugte sie mit einem kleinen Plättchen mit einer Membrane, das er auf seine Zunge legte, um damit zu zwitschern wie viele Singvögel, die ich kannte. Er machte das so gut, dass er bei jeder Pause hunderte verkaufte, bevor er weiterzwitscherte. Ich konnte bisher mit gerollter Zunge nur den Kuckucksruf



nachmachen oder mich pfeifend mit Amseln unterhalten und war begeistert. Fritzi hatte wenig Interesse an Tieren ob zu Lande, zu Wasser oder in der Luft. Er konnte nicht mal richtig pfeifen. Vielleicht habe ich deshalb nach längerem Zuhören gleich fünf Pfeiferl vom Vogl Jakob für eine Mark gekauft und später auch gelernt mit Amsel, Drossel, Fink und Star und auch den Eichelhähern der Bergwälder Kontakt aufzunehmen.

Aber mit dem Zungenplektrum konnte ich auch Schlager und selbst das ‚Ite missa est‘ sehr laut pfeifen. Dazu brauchte ich man weder Flöte noch Hände. Pfeifen ist Freiheit. Fritz mochte keine tiefsinnigen Gedanken. Er konnte sie nachvollziehen, aber das war nicht sein Ding. Freiheit war für ihn etwas Materielles. Man musste sie sich leisten können und davon waren wir weit entfernt. Wir hatten kein Geld mehr für Schießbuden, Autoscooter oder Toboggan und außerdem war es kurz vor vier. Wir gingen zurück in die Straße der Wirtzelte und suchten den nackten Jungen auf dem Nachtopf mit Pfeil und Bogen.



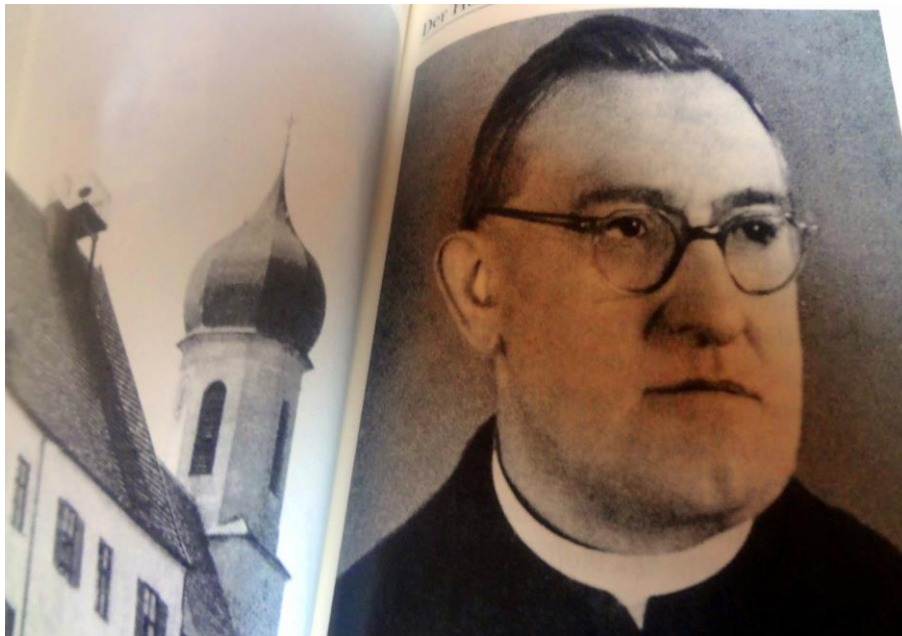
Auf dem Pfeil steht eine Doppelnull. Sie weist in Richtung der Kloanlagen für Männer und Frauen. Die waren in mehreren langen Baracken untergebracht. Viele Menschen drängten sich hier und vor den Toiletten bildeten sich Schlangen. Einige torkelten bereits um vier Uhr nachmittags, andere kamen untergehakt und singend vorbei. Mitten unter den Leuten konnte ich den hellen Sommerhut unserer Mutter entdecken und wir gingen in ihre Richtung. Es war Kaffeezeit und sie lud uns zu Kaffee und Kuchen im Cafe Mohrenkopf ein.



Nach einer halben Stunde gingen wir zusammen zum Nordausgang und diesmal mussten wir nicht zu Fuß zum Hauptbahnhof zurücklaufen, sondern fuhren mit der Trambahn zum Südausgang der Bahnhofshalle des

Hauptbahnhofs, der voller Menschen war, die mit der Bahn kamen, um von dort aus zur Wies'n zu ziehen. Manche kamen schon torkelnd an. Um fünf Uhr Nachmittag verließen wir den Starnberger Bahnhof mit dem Schnellzug nach Weilheim. Diesmal hatte ich keinen Fensterplatz mit Seeblick, aber Mutter hatte viel Spaß mit dem Zungenplektrum und selbst Fritzi probierte es und fand Gefallen dran. So zwitscherten wir ein paar Minuten zusammen bis nach Starnberg. Dort stieg ein älteres Paar zu und ich verließ das Abteil und ging an Fenster im Gang, zog es herunter und zwitscherte bis Weilheim mit dem Fahrtwind.

Ab Mitte Oktober wurde es merklich kälter. Vor allem morgens auf dem Weg zum Bahnhof konnte man seinen eigenen Atem sehen, die Fenster der Eisenbahnwaggons waren von innen beschlagen und nach der Nachmittagsschule war es bereits dunkel. Die Beleuchtung auf dem Weg und im Bahnhof war funzelig und es gab manch dunkle Ecken, um die man besser einen Bogen machte. In den Herbstferien ereignete sich etwas, das mich nachdenklich machte. Unten im Dorf, auf dem Gelände des Jugendheims neben der Aralstation, gegenüber dem Gasthof Schächten, hatten im Sommer die Erdarbeiten für eine neue Pfarrkirche mit Pfarrhaus begonnen. Es gab auch Pläne für den Neubau einer Schule unter im Dorf, auf dem großen freien Platz gegenüber von Gemischtwaren Bräu und Kino an der Hauptstraße. Aber die neue Pfarrkirche sollte bereits Ende nächsten Jahres eingeweiht werden. Dann würde auch Pfarrer Kleidorfer in das Pfarrhaus im



Dorf umziehen. Seit 1827 führten über einhundert Jahre lang Pfarrer meteorologische Beobachtungen auf dem Hohen Peißenberg durch. Pfarrer Josef Kleidorfer war der letzte Pfarrer auf dem Hohenpeißenberg, der von 1932 bis 1936 Wetterdaten aufgezeichnet hat. Der Reichswetterdienst hat den Beobachtungsposten 1937 mit hauptamtlichen Mitarbeitern übernommen. Zwei Jahre später begann das Luftfunkforschungsinstitut Oberpfaffenhofen den Bau des Turms und zweistöckigen Betriebsgebäudes auf dem Westende des Bergkammes hinter der Wallfahrtskapelle. Zu den Aufgaben des Instituts zählte die Dezimeterwellenforschung, die für die Ortung von Flugzeugen und Schiffen bei Nacht oder schlechtem Wetter eingesetzt werden konnte. Dazu brauchte man einen Berggipfel und fand ihn auf dem Hohenpeißenberg. Auf dem Betriebsgelände war auch Platz für den Reichswetterdienst. Die Beobachtungsplattform auf dem Dach des Pfarrhauses auf dem Berg wurde nicht mehr benötigt, aber Pfarrer Kleidorfer hat sie weiter für die Astronomie benutzt und dazu auch gelegentlich meinen Großvater und Onkel Hayo eingeladen. Onkel Hayo durfte auch auf der Orgel der Bergkirche spielen. Bei Pfarrer Kleidorfer hatte ich noch vor Ostern meine letzte Beichte abgelegt. Als ich am Allerseelentag 1960 nachmittags die Totenglocke vom Kirchturm auf dem Berg hörte, ahnte ich nicht wer gestorben war, aber beim Abendessen wurde es klar. Die Nachricht kam per Telefon und Onkel Kreppel verkündete sie mit einem traurigen Gesicht: Pfarrer Kleidorfer war gestorben. Ich fühlte mich allein gelassen. Ich hatte eigentlich

erwartet, dass er mich auf die Firmung im nächsten Jahr vorbereitet. Aber dieses Thema wurde weder von ihm noch von Onkel Kreppel noch meiner Mutter angesprochen. Möglicherweise war auch Herr Selzle, unser Religionslehrer in Weilheim dafür nicht zuständig. Nach dem Tod von Pfarrer Kleidorfer hatte die Firmung keine Dringlichkeit mehr für mich. Das ist dann auch tatsächlich niemandem aufgefallen und ich musste nicht mal lügen, weil niemand mich danach gefragt hatte. Die katholische Kirche hatte scheinbar auch kein Interesse daran und wenn ich nach meiner Religion gefragt wurde sagte ich ‚römisch-katholisch‘ statt ‚ohne Bekenntnis‘. Nur drei Schüler der ORG hatten ‚oB‘ als Religion angegeben, drei weitere Gottgläubig ‚ggl.‘ Ob die ‚oB‘ oder ‚ggl‘ getauft waren ist damit aber nicht beantwortet. Bei einer Schülerin stand unter Religion ‚gr.-orth.‘ Bei einem anderen Schüler stand ein ‚o‘ und eine einem weiteren ‚nap‘. Im Jahresbericht der ORG gab es dazu ebenso wenig eine Erläuterung wie zu den anderen Buchstaben in der Spalte ‚Bek.‘ Also waren insgesamt nur neun Schüler bzw. Schülerinnen von über 700 weder evangelisch ‚e‘ noch katholisch ‚k‘. Etwa 450 Schüler und Schülerinnen waren katholisch und 250 evangelisch. Für die zwei Wochenstunden in Religion macht das bei 38 Schulwochen und 27 Klassen etwa 2280 Stunden pro Jahr. Dafür waren auf katholische Seite zwei Lehrer im Hauptamt tätig. Ein Studienprofessor, Herr Anton Krinner und Alfons Selzle, Lehrer für katholische Religion. Für die evangelischen Schüler und Schülerinnen gab es einen Lehrer im Hauptamt: Den Studienassessor Günter Dürr. Dazu gab es noch einen Pfarrer und zwei Vikare der evangelischen Kirche, die das im Nebenamt taten. Die Stundenzahl war jedoch dieselbe, also etwa 2280 Stunden im Jahr oder etwa 60 Stunden pro Woche wurden von zwei hauptamtlichen Lehrern unterrichtet. Der Katechismus des Erzbistum München und Freising war das Lehrbuch für die Vorbereitung auf die Firmung im folgenden Jahr. „Die Firmung wird neben der Taufe und der Erstkommunion als ‚Initiationssakrament‘ bezeichnet. Das bedeutet, dass man mit allen drei Sakramenten immer weiter in die christliche Glaubensgemeinschaft hineingeführt wird. Die Taufe ist dabei so etwas wie das Eingangstor in die Beziehung des Menschen mit Gott. Die Eucharistie wird häufig als die Wegzehrung verstanden, die einen Christen in vielen Momenten seines Lebens immer wieder eng mit Gott in Verbindung setzt. Die Firmung ist ein einmaliges Sakrament, welches den Firmling in einer besonderen Weise mit dem Heiligen Geist beschenkt und ihn noch enger mit dem Glauben und der Kirche verbindet. In der Firmung erhalten die Firmlinge den Auftrag, auch öffentlich von ihrem Glauben zu berichten und sich immer wieder mit ihm auseinanderzusetzen. Somit soll die Firmung den Glauben der Jugendlichen stärken, zugleich erhalten sie aber auch die Aufgabe, ihren Glauben auch öffentlich zu leben und zu bekennen.“

Ich wurde evangelisch getauft, hatte die katholische Kommunion empfangen, betrachtete mich selbst keinem Bekenntnis mehr zugehörig, aber gottgläubig war also ein ‚ekoB‘. Was könnte eine katholische Firmung daran ändern? Ich konnte auch ohne Firmung weiter zur Beichte und zur Kommunion gehen. Es gab keine Sanktionen wie etwa bei einer Ehescheidung. Also beschloss ich, auf eine Firmung und „die Aufgabe meinen Glauben öffentlich zu leben und zu bekennen“ soweit es mir möglich war, zu verzichten. Beim Tischgebet machte ich dennoch mit, obwohl ich nicht daran glaubte, dass Jesus uns zuhörte, wenn wir darum beteten, dass er segne, was er uns bescheret hat. Denn er stand ja nicht in der Küche, sondern unsere Mutter. Vielleicht war es ihr während ihrer letzten Schwangerschaft und der Betreuung des Babys entgangen, dass ich nicht gefirmt wurde. Jedenfalls ist es weder ihr noch Onkel Kreppel seit meiner Rückkehr aus dem Kloster aufgefallen. Wenn ich nach meiner Religionszugehörigkeit gefragt wurde gab ich mich weiterhin als Katholik aus und musste damit zwangsläufig auch am katholischen Religionsunterricht und zwei Schulaufgaben im Jahr teilnehmen, was mir schwer fiel. Aber auch diese 50 Stunden konnte ich im Schuljahr 1960/61 ohne Auffallen zu erregen ertragen. Die Selbstabmeldung vom Religionsunterricht war Schülern in Bayern erst mit Vollendung des 18. Lebensjahres möglich.

Mein Banknachbar Michael nahm das gelassener. Er freute sich auf die Firmung und dachte schon über einen möglichen Firmpaten nach. Er war wohl nicht gerne im Klosterinternat, aber hatte keine Probleme mit der Religion. Er entstammte einer alten Münchner Bürgerfamilie und es wurde sogar eine Straße nach einem seiner Vorfahren benannt, die seit Generationen katholisch waren. Er hatte Verständnis für meine „intellektuellen Blähungen“. Er wollte ja auch nicht Priester werden, sondern sein Eltern hatten ihn in St. Ettal untergebracht, weil Hechendorf am Pilsensee nicht mal einen Bahnhof hatte, von dem aus er nach Weilheim oder München zu einem humanistischen Gymnasium fahren konnte, um das große Latein und

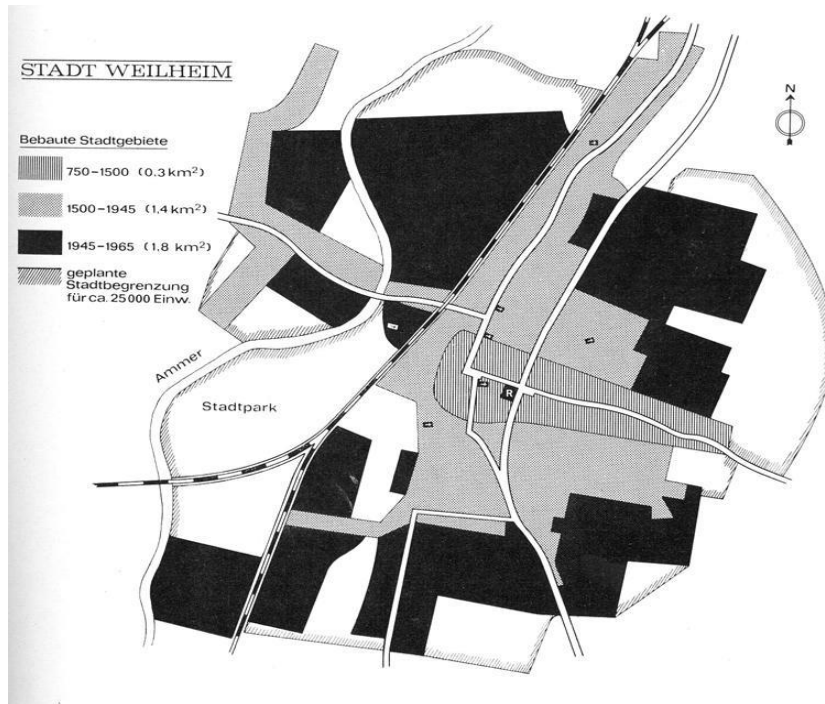
Graecum zu absolvieren, ohne die man damals nicht Arzt werden konnte. Und das wollte er: Arzt werden wie sein Vater und das wollten wohl auch sieben andere Schüler und Schülerinnen aus meiner Klasse. Ob die Tochter eines Kunstmalers oder eines Rechtsanwalts auch später Kunstmalers oder Rechtsanwalts werden wollten war nicht so klar. Strebten die zwei Georgs, der eine Sohn eines Bauern, der andere, Sohn eines Bergmanns danach mit dem großen Latinum und Graecum Bauer oder Bergmann zu werden? Es gab einen einzigen Schüler in meiner Klasse, den der Jahresbericht in der Spalte ‚Beruf, Wohnort d. Erz. Berecht.‘ als Arbeitersohn auswies. Er kam morgens mit dem Zug aus Schongau und wenn ich am Bahnhof von Hohenpeißenberg zustieg, wusste ich schon in welchem Waggon ich ihn finden konnte. Willibald, war ein verschlossener Mensch, der sich aber freute, wenn er nicht allein war und jemand neben ihm saß, den er kannte. Er war kein Einserschüler und versuchte sich ohne Auffallen in der Mitte zu bewegen. Viel mehr war auch nicht möglich, denn drei der Ärztetöchter waren die ersten, wenn es darum ging mit ihrem Zeigefinger Antwortbereitschaft auf Fragen der Lehrerin oder Lehrers zu zeigen. Egal in welchem Fach. Nur Christoph, blondschöpfiger Sohn eines Kinderarztes und Heribert, der Sohn des Oberstudiendirektors und Leiters der ORG konnte mit weinerlich wirkenden Gesichtszügen da noch mithalten. Die Mehrheit antwortete meist nur auf direkt an sie gestellte Fragen. Die einen besser, die anderen schlechter. In diesem Wiederholungsjahr bewegte ich mich mühelos im Mittelfeld.



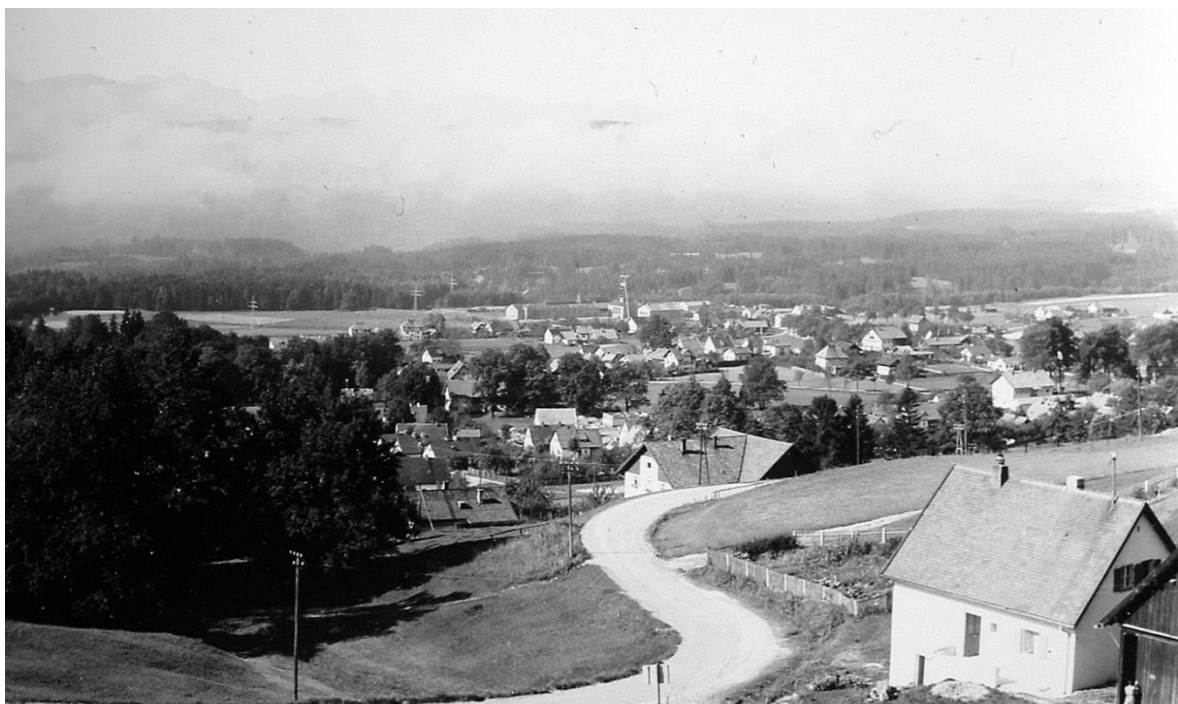
Der Bahnhof von Weilheim wurde kurz vor Kriegsende teilweise zerstört. Am 19. April 1945 sammelten sich über einem Waldgebiet bei Weilheim um die Mittagszeit überraschend 78 amerikanische Jagdbomber. Ihr Ziel: das Bahnhofsgelände der oberbayerischen Kreisstadt mit damals 23 Gleisen. In zwei Wellen verwüsteten sie das Gelände. Zerstört wurden unter anderem der Nordteil des Empfangsgebäudes des Bahnhofs, Gleisanlagen, eine Zementwarenfabrik, eine Putzwollreinigungsfabrik und der Leichtmetallbetrieb Zarges, Zerstört wurden auch Gleisanlagen und Oberleitungen im Norden des Bahnhofsgeländes sowie 20 Wagen. Ein Lazarettzug mit ungarischen Verwundeten brannte vollständig aus. Es gab 24 Todesopfer, darunter fünf ungarische Soldaten, die sich im Lazarettzug befanden. Die Sprengung der Ammerbrücke wurde durch die Weilheimer Bürgerschaft verhindert. Am 29. April 1945 erfolgte die kampflose Einnahme der Stadt durch die US-Armee. Der Lokschuppen wurde jedoch nicht getroffen und wenn ich auf dem Bahnsteig 5 auf den Zug Richtung Schongau wartete, hatte ich Gelegenheit den Verkehr von und zu dem Gebäude und seinen fünf großen Toren und einer Drehscheibe für den Transport der Lokomotiven zu den einzelnen Abstellplätzen, zu beobachten.

Seit 1949 vertrat der frühere Landrat von Schongau, Franz-Josef Strauß als stets direkt gewählter Abgeordneter des Deutschen Bundestags den Wahlkreis Weilheim in Oberbayern. Dennoch wurde erst 1960

damit begonnen den Nordteil des Bahnhofs wieder aufzubauen. Die Bauarbeiten behinderten den Bahnverkehr nicht, aber der Zugang zu den Schaltern und Gleisen war bis zum Abschluss der Bauarbeiten 1961 recht schwierig. Die Stadt Weilheim hatte vor dem Krieg etwa 7.300 Einwohner. Nach dem Krieg etwa 10.700 und 1960 etwa 12.000. Auch das bebaute Stadtgebiet wuchs beachtlich. Auf der folgenden Karte wird sichtbar, wo das Wachstum stattfand, um Wohnraum für 2.400 Heimatvertriebene aus den ehemaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches und die wachsende heimische Bevölkerung zu schaffen.



Auch in Hohenpeißenberg ist die Bevölkerung von 2350 Menschen im Jahr 1939 auf fast 3600 im Jahr 1950 angewachsen. Die meisten davon fanden Arbeit im Bergwerk und die BHS-Bayerische Berg-, Hütten- und Salzwerte AG stellte Grund und Hypotheken für den Neubau von Wohnhäusern für ihre Bergleute bereit.



In den fünfziger Jahren wuchs das Dorf in alle Richtungen. Auch der frühere Pächter der Landwirtschaft des Kurheims, der im Bergwerk arbeitete, konnte sich so ein Siedlungshaus unterhalb des Kurheims auf einen Teil des Grundstücks bauen, das ihm Dr. Engelhard Wychgram angeblich vermacht hatte. Unsere Mutter war jedenfalls darüber sehr aufgebracht, weil sie daran zweifelte, dass ihr Vater das ohne ihr Wissen getan hat. Sie wollte auch nicht, dass ich mich weiter mit Rita und Toni, den Kindern von Herrn Hochenauer zum Spielen traf. Sie nannte ihn einen Proletarier und Kommunisten, der sie enteignen wolle. Aber die Gemeinde genehmigte den Bau und sie konnte es nicht verhindern. Es ist das Haus in der rechten Ecke auf obigem Bild. Ich verstand sie damals nicht, denn die Familie Hochenauer lebte vorher in dem winzigen Bauernhaus dahinter, in dem es nur eine enge Küche, zwei kleine Räume, einen Stall mit zwei Kühen und ein paar Schweinen und eine Scheune gab.

Von den Schweinen wurde einmal im Jahr eines hausgeschlachtet. Die Tötung des Schweins fand im Freien vor dem Haus statt. Es starb durch den Schlag eines Vorschlaghammers auf den Kopf. Dann wurde das Blut des Schweines in Eimer abgelassen. Danach wurde es in einen Trog gelegt. Dort wurden die Borsten mit einem LötKolben abgesengt und die Haut mit einem scharfen Messer gesäubert. Der Schweinkörper wurde dann an den Hinterbeinen an einer Leiter aufgehängt und auf der Brust- und Bauchseite aufgeschlitzt, um die Gedärme und Organe wie Herz, Leber und Niere herauszulösen. Mit einem scharfen Metzgerbeil wurde es in zwei Hälften geteilt, die dann zu Kottelets, Schnitzel oder Schweinshaxen weiterverarbeitet werden konnten. Aber das war erst nach der Fleischschau durch einen Tierarzt möglich, auf den nun alle Beteiligten warteten. Die Frauen hatten inzwischen schon alles vorbereitet, um Schweinefleisch mit Blut oder Leber zu Würsten weiterzuverarbeiten oder in Gläser zu füllen. Es war inzwischen drei Uhr Nachmittags und die Männer machten eine Pause mit einem Stamperl Schnaps, einer Flasche Bier von Bräuwaistl mit



Bügelverschluss in der einen und einer Zigarette in der anderen Hand. Wenig später konnte man den Motor eines Wagens hören, der die Bergstraße hochfuhr und erst sichtbar wurde, als er um die Kurve kam. Es war der Wagen des Tierarztes. Ein Mercedes-Benz 170 V mit Schongauer Nummernschild. Er stieg mit seinem Arztkoffer aus dem Wagen und ging, die Umstehenden mit einem „Griaß eich“ grüßend, direkt zu der Leiter, an der die zwei Schweinehälften hingen. Er rief nach einem Tisch und Herr Hochenauer brachte einen Klapptisch. Der Tierarzt legte seinen Koffer drauf, öffnete ihn, zog sich Gummihandschuhe über die Hände, holte Phiole und Reagenzgläser sowie Glasstäbchen heraus und legte sie auf ein weißes Tuch. Dann konnte ich nicht mehr folgen, weil nun alle Erwachsenen sich um den Tisch versammelt hatten oder ihn bei seinen Untersuchungen begleiteten. Wir Kinder wurden wegscheucht. Erst als er fertig war, alles wieder in seinen Koffer gepackt hatte, seine Gummihandschuhe abgezogen und als letztes hineingelegt hatte, klappte er den

Koffer wieder zu und zog aus einem Seitenfach einen Quittungsblock. Er winkte einen Mann zu sich, der größer war als Herr Hornauer, und forderte ihn auf sich umzudrehen und ihm den Rücken zu zukehren. Der tat so und der Tierarzt füllte mit Kugelschreiber auf dessen etwas nach vorn gelehntem Rücken einen Beleg aus. Dann rief er Herrn Hornauer dazu und der unterschrieb wohl auch. Dann riss er die Quittung aus dem Block, übergab sie Herrn Hornauer, der ihm dafür einen zwanzig Markschein überreichte. Sie bedankten sich beieinander. Der Tierarzt ging zu seinem Mercedes, stieg ein und fuhr der Sonne entgegen, die schon tief im Westen stand. In der Kurve verschwand der Wagen in einer Staubwolke. Die Bergstraße war damals nicht geteert und der Wind wehte von Westen.

Der Volkstrauertag war in der Bundesrepublik Deutschland ein staatlicher Gedenktag und gehörte zu den sogenannten stillen Tagen. Der Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus und die Gefallenen beider Weltkriege wurde zwei Sonntage vor dem ersten Adventssonntag begangen. 1960 sollte er am Sonntag den 13. November stattfinden. Deshalb begann nach Allerseelen die Haus zu Haus Spendensammlung des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge. Unsere Mutter wusste davon. Sie war zwar inzwischen



Katholisch pflegte jedoch noch immer enge Beziehungen zu Frau Eberhardt, der Witwe eines Pastors, die mit drei Töchtern und drei Söhnen im engen Pfarrhaus der kleinen Kirche im Dorf wohnte. Es gab dort auch ein hölzernes Gartenhaus mit einem Unterrichtsraum und einem Jägerzaun zur Sonnenstraße. In den frühen fünfziger Jahren entstanden von der Sonnenstraße bis zur Rigistraße, neue Siedlungshäuser. Über den Eichenweg wurde auch der Süden bis zur Schächenstraße zugänglich. Dort hatte inzwischen auch die Familie von Thomas Bachmeier, einem Freund aus Volkshultagen, ein Siedlungshäuschen zugewiesen bekommen. Sie hatte vorher zu viert in drei engen Zimmern einer der Werkwohnungen im Steigerhaus gelebt, das auf einem Gelände stand, das „Unterbau“ genannt wurde. Zweihundert Höhenmeter unterhalb des Hauptstollens entstand dort 1847 ein Bergwerk mit dem Ziel eine Verbindung zu dem von Peißenberg vorgetriebenem Tieftunnel herzustellen. 1939 wurde der Standort aufgegeben und das Bergwerk zog zweihundert Höhenmeter tiefer auf das Betriebsgelände mit Förderturm in Bahnhofsnähe.

Frau Eberhard hat jedenfalls meiner Mutter vorgeschlagen, dass ich die Spendensammlung südlich der Hauptstraße durchführen könne, wenn ich denn wolle. Nun stand ich in der Sonnenstraße vor dem Pfarrhaus, ging durch die Gartentür und hörte ihre Stimme im Gartenhaus. Darin stand in der Mitte ein großer viereckiger Tisch, auf dem Stapel von Papier und Schreibgeräte lagen. Auch eine Schreibmaschine stand auf dem Tisch. Frau Eberhard war eine sehr liebenswürdige Person, von einer Würde, die auch meine Großmutter ausstrahlte. Eine innere Ruhe, die nach außen wirkt. Sie hatte mir vor einem Jahr, obwohl sie protestantisch war, einen Missionskalender der Benediktiner abgekauft. Vielleicht hat sie deshalb den Vorschlag gemacht. Sie war erfreut, dass ich bereit war ihn anzunehmen, und nach einer kurzen Einführung

konnte ich zehn Formulare mit Briefkopf des Volksbundes und jeweils zwanzig Zeilen und sechs Spalten für Name, Vorname, Straße und Hausnummer, Spendenbetrag und Datum wie Unterschrift des Spenders, die mit einem der zwei mir mitgegebenen Kugelschreiber wasser- und wischfest geleistet werden musste, im Seitenfach meiner Schultasche unterbringen und losziehen. Mein Sammelgebiet erstreckte sich vom Unterbau im Osten bis zur Brandacher Straße im Westen und Bergwerk und Bahnhof im Süden. Das waren damals etwa 150 Häuser, die ich einzeln aufsuchen musste. An drei Nachmittagen war ich unterwegs. Nur an einem Drittel der Häuser wurde ich abgewiesen, war also bei hundert Häusern erfolgreich. Die Spendenhöhe bewegte sich zwischen fünfzig Pfennigen bis zu fünf Mark. Es waren meistens Frauen, die zu Hause waren und unterschrieben. Darunter waren oft Heimatvertriebene aus den Gebieten jenseits von Oder und Neiße oder aus Niederschlesien. Ob Einheimische oder Flüchtlinge, viele litten noch immer unter dem Verlust des Vaters, Ehemanns, Onkels oder Bruders und hofften, dass die in der Ferne Gefallenen einen Grabplatz auf einem deutschen Kriegerfriedhof in den damals unter Hitler besetzten Gebieten bekämen. So wie Dietram, der davon träumte irgendwann in den Weiten Russlands am Grabstein seines Onkels einen Strauß roter Rosen abzulegen. Ich träumte nicht davon, den Grabstein meines Onkels Joachim Huck in Ostpreußen zu suchen, nur weil ich dessen Vornamen trage. Ich konnte meinen Onkel ja nie kennenlernen.

Das Ergebnis meiner Sammlung war jenseits meine Erwartung, denn es übertraf den Verkaufserlös der Missionskalender vom letzten Jahr. Ich durfte 10% des Gesamterlöses von 152,50 DM behalten, obgleich ich nichts verkauft hatte, als die Aussicht auf einen Platz auf einem Kriegsgräberfeld. Das war zwar nicht so viel wie der Tierarzt für eine halbe Stunde Fleischbeschau erhalten hatte, aber dreimal so viel wie mein monatliches Taschengeld. Zehn Mark zahlte ich auf mein Sparkonto ein, denn ich wollte ja endlich ein neues Fahrrad mit einer Dreigangschaltung von Fichtel&Sachs. Aber Fahrradfahren war in den Wintermonaten vorerst kaum möglich.

Am Volkstrauertag schneite es bereits zum zweiten Mal im November. Es war ein grauer Tag. Schneeflocken fielen mit den Blättern der Lindenbäume auf den Kies des Kirchvorplatzes, als die Gemeinde mit den Mitgliedern des Krieger und Soldatenvereins, des Deutschen Bundes für Kriegsgräberfürsorge, des



Schützenvereins und anderer Vereine vor dem Kriegerdenkmal an der Pfarrkirche aufzogen um der Gefallenen zu gedenken. Die Knappschaftskapelle spielte Trauermärsche. Die meisten Menschen trugen Winterkleidung. Die Männer Hüte, die Frauen Kopftücher. Sie standen schweigend und mit bedrückten Gesichtern, während der Kaplan den Herrn anflehte uns vom Übel des Krieges zu befreien. Zum Schluss

spielte die Knappschaftskapelle noch das Lied vom guten Kameraden und viele sangen mit traurigen Stimmen: „Ich hatt' einen Kameraden, einen besseren findst du nicht...“ Nach der Feier versammelten sich die Männer in den Wirtstuben des Gasthofs Greiner zum Kameradentreff mit Schweinsbraten und Bier von der Brauerei Bräuwasl in Weilheim, die damals den Gasthof auf dem Berggipfel nicht nur mit Bierfässern, und –flaschen, sondern auch mit Eisblöcken zu ihrer Kühlung versorgte. Der Saal mit der Aussichtsterrasse blieb im Winter jedoch geschlossen und ich eilte hungrig nach Hause, denn es war Zeit fürs Mittagessen.



Ende November hatte auch der letzte Lindenbaum auf dem Hohenpeissenberg sein Laub verloren, es wurde dunkler und kälter und am Nikolaustag folgte heftiger Schneefall. Das Alpenvorland verwandelte sich in wenigen Tagen in eine Winterlandschaft, aus der die Gipfel der Alpen wie Eisberge ragten. Die Sonne ließ sich wochenlang nur selten blicken und wenn es am Mittag etwas heller wurde, war es durch das Weiß des Schnees unter einem grauen Himmel, als ob man hinter einer Milchglasscheibe lebt. Wenn vormittags Schule war, mussten wir im Dunkeln zum Bahnhof und wenn nachmittags Schule war, verließen wir die Schule im Dunkeln. Nun kam auch noch der Schnee dazu, der nun auch auf den Wegen und Straßen liegen blieb. Am neunten Dezember um 6 Uhr früh hatte die Schneehöhe vierzig Zentimeter erreicht und es schneite immer noch. Die Wege um das Kurheim und die Bergstraße war noch nicht geräumt. Ich weigerte mich in Halbschuhen mit Kreppsohlen durch den Schnee zur Schule zu waten. Mutter gab nach, ging mit mir auf die Veranda vor der Küche, drückte mir eine Schneeschaukel in die Hand und beauftragte mich den Weg zum Schuppen freizuschaukeln, um die Hühner zu füttern. Danach hätte ich noch bis zum Frühstück Zeit um den Weg von der Küche zum Platz hinter dem Haus freizuschaukeln. Fritzi hatte nachmittags Schule und hat mit mir nach dem Frühstück unseren Zufahrtsweg bis zur Bergstraße freigeschaukelt. Bis Mittag hatten die Amerikaner auch den Schnee auf Bergstraße zu ihrer AFN Station und bis zur Kirche mit einer Schneeschleuder über die Straßenränder geblasen und Fritzi musste zur Schule. Ätsch!

Den folgenden Sonntag nutzten Einheimische und Wochenendausflügler, um am Nordhang und auf der Heilstätt Ski zu fahren. Auch Fritzi, Wölfi, Emmi und Sepp wachsten ihre Bretter. Ich kam mit und sah zu wie sie den Nordhang hinabwedelten und unten angekommen winkten, die Skier abschnallten, um den Berg

hinauf zurück zum Ausgangspunkt ihrer Abfahrt zu stapfen. Ich musste ohnehin jeden Tag etwa zwölf Kilometer zu Fuß zur Schule laufen und hatte wenig Lust, in meiner Freizeit mit einem Paar Skiern auf der Schulter, einen Berg zu besteigen. Anderen dabei zuzusehen fand ich auch langweilig. Die Skier, die zu Hause noch übrig waren, stammten noch aus der Vorkriegszeit und zogen mich nicht an.

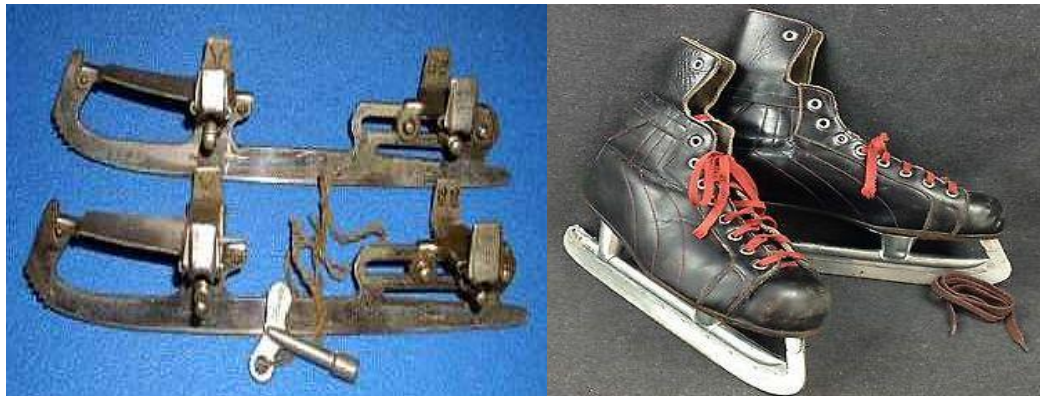


Aber es gab einen soliden Holzschlitten und auch einen Hörnerschlitten mit einer Sitzfläche aus geflochtenen Gurten, die nicht so hart waren wie die Latten der Holzschlitten. Der wurde aber auch von meinen Geschwistern und unserer Mutter bevorzugt und war selten zu haben, so dass ich meistens mit der Holzklasse unterwegs war. Allerdings konnte ich auch mit dem nicht zum Bahnhof rodeln, denn dort gab es keinen Abstellplatz. In diesem Winter konnte man aber damit sogar auf Bergstraße von der Kirche bis ins Dorf rodeln. Ich bin damit auch über die Heilstätt bis zu unserem Haus geglitten und wurde dabei von den Skifahrern beschimpft, weil ich angeblich „ihre Piste“ ruinierte. Dass „ihre Piste“ auf unserem Grund lag,



schien sie nicht zu interessieren. Sie bedrohten mich mit ihren Skistöcken, konnten aber meine Schussfahrt nicht bremsen. Ätch! Aber nicht nur der Schnee blieb liegen, sondern auch die Eisdecke auf den Tümpeln und Weihern im Dorf und auf dem Berg blieb über Wochen stabil. Auch der Eislauf- und Eishockeyplatz an der Rigi-Alm, auf der früheren Abraumhalde der Schachanlage des Unterbaus, war in Betrieb und lockte ab Nachmittag die Jugend mit Musik und leuchtenden Laternen zum Schlittschuhlaufen auf die eingezäunte Eisfläche vor dem Gasthof. Aber das kostete Geld. Auf einem Weiher von der Fläche eines Federballplatzes in einer Wiese beim Maxlbauern auf dem Berg gab es aber eine Eisfläche, für die kein Eintritt zu zahlen war. Allerdings mussten wir eine Schaufel mitbringen, um sie vom Schnee zu befreien. Ich hatte noch meine Schlittschuhe aus dem Seminar und sie passten, obwohl ich inzwischen Schuhgröße 43 hatte, noch immer, weil die Halterungen für die Schuhe verstellbar waren. Sie wirkten ziemlich altmodisch und aus der Zeit gefallen gegenüber den Eislaufstiefeln, auf denen die Halbstarke über die Eisfläche der Rigi-Alm feigten. Am Anfang des Winters kamen Emmi und Fritzli noch mit zum Üben auf dem Weiher beim Maxlbauern, aber

dann gingen sie doch lieber dahin wo die Musik spielt und die Mädchen tanzen. Die Rigi-Alm hatte noch eine Attraktion: einen kleinen Raum mit einem Tischfußballgerät mit dreh- und verschiebbaren Stangen, an



denen Figuren von Fußballern befestigt waren, die durch geschickte Drehungen einen kleinen Ball ins gegnerische Tor befördern konnten. Da man es am besten jeweils zweihändig mit vier Personen spielte wurde ich meist eingeladen,



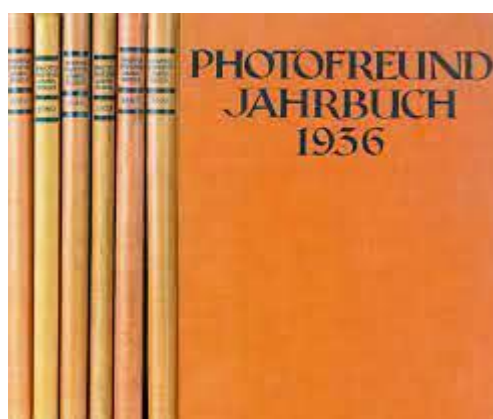
denn auch Tischfußballspielen gab es nicht umsonst, sondern kostete fünfzig Pfennig für eine Viertelstunde. Dann mussten die drei Bälle zurückgegeben oder weitere fünfzehn Minuten gebucht werden. Im Winter 1960 trafen wir uns oft an der Rigi-Alm zum Schlittschuhlaufen oder Fußballspielen. Auf dem Foto ist der



Platz vor der Gaststätte im Sommer zu sehen. Die Dächer hinter dem Haus gehören zu den Gebäuden des Unterbaus auf der anderen Seite der Kreisstraße von Schongau nach Peißenberg. Von dort führte ein Fußweg zu den hohen Buchen auf Kamm des Hanges, danach an drei Flüchtlingsbaracken mit jeweils drei

Wohnungen, die damals noch immer in einer Lichtung standen, vorbei zu einem Bauernhof und der schmalen Brücke über den Eierbach zur Glückaufstraße nahe dem Hauptstollen. Von dort konnte man durch Wiesen und ein Waldstück weiter bergauf bis zum Kurheim gehen. Diese Wege waren zwar alle dick mit Schnee bedeckt, aber damals waren noch so viele Menschen zu Fuß unterwegs, dass in wenigen Tagen Pfade entstanden, die gut begehbar waren.

Die Weihnachtsferien begannen am Freitag dem 22. Dezember und dauerten bis zum Montag dem 9. Januar 1961. Es hatte aufgehört zu schneien, aber es taute auch nicht. Nicht mal der Schnee auf dem Dach zur Südseite unseres Hauses. Auf dem Dach der Nordseite lag eine fünfzig Zentimeter dicke und feste Schneedecke, die sich erst bei Föhn vom Dach lösen und mit Getöse auf den Federballplatz abrutschen würde. Den ganzen Dezember über zeigte das Thermometer am Hauseingang durchgehend Werte im niedrigen Minusbereich, also Dauerfrost. Der war auch im Haus zu spüren, denn da die Zentralheizung nicht mehr betrieben wurde, blieben auch die Gästezimmer im ersten Stock ungeheizt. Seit Mitte September schlief ich in Zimmer 4 und konnte dort an einem kleinen Tisch unter dem Fenster meine Hausaufgaben machen. Im Winter ging das nur noch mit einer dicken Jacke und einer Wolldecke über den Knien. Das rote Zimmer wurde zwar mit einem Ölofen geheizt, aber dort traf sich auch die Familie und die Ablenkung war groß. In den Ferien musste ich zwar keine Hausaufgaben machen und die Tage waren kurz, aber der durch den Schnee erzwungene Stubenarrest führte zu einem Gefühl von Stillstand und Langeweile. Das ist der Augenblick, an dem der Teufel beginnt wie ein Löwe umherzuschleichen, suchend, wen er verschlinge.



In diesem Fall war es ein Stapel von Fotobüchern aus der Bibliothek des Großvaters, der nicht nur Nervenarzt war, sondern mit einer Dissertation über eine Augenkrankheit promoviert hatte und begeisterter Optiker war, der vor dem ersten Weltkrieg einige Abhandlungen über Neuigkeiten aus den optischen und mechanischen Werkstätten des Kaiserreichs in der ‚Zeitschrift für wissenschaftliche Mikroskopie und mikroskopische Technik‘ veröffentlicht hatte. Er hat auch in den zwanziger und dreißiger Jahren weiter als Optikexperte gearbeitet, denn die Ferngläser von Carl Zeiss Jena mit sechsfacher Vergrößerung, mit denen wir nach wie vor die Alpen aus der Nähe betrachten konnten, waren laut unserer Mutter, Exemplare, die ihm zu Testzwecken überlassen wurden. Er selbst habe ein Fernglas mit weit höherer Auflösung benutzt und hätte es bei seinen Spaziergängen stets an einem Lederband um den Hals getragen, bis er kurz nach Kriegsende bei einer Wanderung an der Ammer in Richtung der Schnalzhöhlen nahe Peiting einem Jeep der US Army begegnete und ein Offizier das Fernglas wegen möglicher militärischer Verwendungsfähigkeit beschlagnahmte.

Die Jahrbücher lagen in einem Regal im früheren Gesellschaftsraum des Kurheims, dem Holzzimmer, das zwar Heizkörper hatte, die jetzt aber im Winter nicht mehr beheizt werden konnten. Im Band mit der Jahreszahl 1936 fand ich eine handgeschriebene Widmung des Herausgebers: „Lieber Dr. Wychgram, das ist nun wohl der letzte Band. Ihnen alles Gute im Bayernland – Ihr Willy Frerk.“ Damit konnte ich damals wenig anfangen, wohl aber mit den vielen Fotos in schwarz-weiß, die in diesen Bänden abgedruckt waren. Sie stammten von Mitgliedern des Verbands Deutscher Amateurfotografen-Vereine, die das Fotografieren als eine Kunstform begriffen. Die Fotos zeigten Landschaften und Straßenszenen, Hochöfen und Hafenanlagen,

Pflanzen, Tiere und Portraits. Viele waren in einem merkwürdigen Licht und aus einer ungewohnten Perspektive aufgenommen. Einige Bände zeigten deutliche Gebrauchsspuren und manche Seiten waren herausgerissen oder –gefallen, weil sich die Bindung vom vielen Blättern gelöst hatte. Das war besonders der Fall in den Abschnitten von Fotos von zumeist wenig oder unbekleideten Menschen, genannt ‚Aktfotos‘.



Zwei davon fand ich noch im Jahrbuch von 1933. Bisher kannte ich nur halbnackte römische oder griechische Statuen, aber diese beiden Frauen sahen anders aus. Ihre unverschleierte Nacktheit gefiel mir. Ich trennte das linke Foto vorsichtig aus dem Buch und versteckte es erst unter meinem Pullover und später in meinem Zimmer unter der Matratze.

Der älteste Sohn vom Lenzenbauern wurde inzwischen darauf vorbereitet, den Hof zu übernehmen, besuchte die Landwirtschaftsschule in Weilheim und kam nicht mehr so häufig, um mit Fritzi, Wölfi und Emmi Schafkopf oder Watten zu spielen. Sie suchten also einen Aushilfsspieler und da ich sie lang genug beobachtet und durch Tarock, Canasta und Rommé Erfahrungen gesammelt hatte, fiel es mir nicht schwer auch Watten und Schafkopf zu lernen. Allerdings wurde diesmal um Geld und einen Mindesteinsatz von zehn Pfennig gespielt. Manchmal hatte ich eine Glücksträhne und manchmal häufte ich Schulden an, aber meine Spielsucht war geweckt und bald fand ich dadurch auch Schulfreunde, mit denen ich im Zug die Fahrzeit oder bei Ausfall von Schulstunden am ORG in Weilheim die Zeit mit Schafkopfspielen verkürzen konnte.

Aber auch das genügte nicht, um die gähnende Langeweile des Winters zu durchbrechen, also begann ich die Bücherregale zu Hause und in der Leihbücherei an der Glückaufstraße nach Lesestoff zu durchstöbern. In der Leihbücherei gab es eine Aufseherin, die mir das Regal für meine Altersgruppe zeigte und dann einen Band herauszog, von dem sie meinte, dass mir die Geschichte gefallen würde. Auf dem Klappentext stand: „Branko verliert seine Mutter und sein Zuhause. Bald verdächtigt man ihn des Diebstahls und sperrt ihn ein. Doch Zora, das Mädchen mit den roten Haaren, befreit ihn, und er wird in ihre Bande aufgenommen, die in einer alten Burg haust. Gemeinsam schlagen sich die Kinder durchs Leben, genießen die Freiheit und halten auch in Hunger und Not fest zusammen. Nichts kann ihre Kameradschaft erschüttern – bis die Bürger des Küstenstädtchens in Dalmatien sich dazu entschließen, dem wilden Treiben ein Ende zu setzen und Zora und ihre Bande hinter Gitter zu bringen ...“ Ich unterschrieb den Leihschein und versprach, das Buch nach den Weihnachtsferien zurückzugeben. Zu Hause nahm ich als Erstes den Knaur Weltatlas zur Hand, um herauszukriegen, wo Sanj und die Inseln Krk und Rab liegen. Über Dalmatien steht im Länderabschnitt ‚Jugoslawien‘: „In Dalmatien lösen sich die Küstenketten infolge junger Senkung des Landes in schmale lange Inseln auf. Zu den rauen Karstflächen des Innern steht der klimatisch sehr begünstigte, mit subtropischer

Vegetation bedeckte Küstensaum Dalmatiens in strengem Gegensatz.“ Auf der Karte 35 „Jugoslawien, Albanien, Griechenland, Europäische. Türkei, Bulgarien (Balkanhalbinsel)“ konnte ich auch ganz oben in der linken Ecke, wo Jugoslawien an Österreich grenzt, die Inseln Krk und Rab in einer Küstenbucht südlich einer Stadt mit dem Namen Rijeka finden. Ich hatte zwar bisher meine Mutter nicht verloren, aber immer noch Angst sie zu verlieren wie meinen Vater. Vielleicht fand ich die Geschichte deshalb spannend und sehnte



mich nach einem Mädchen wie die rote Zora, die mir helfen könnte in der wilden Welt der Erwachsenen zu überleben. Auch die Landschaft, die subtropische Vegetation' und ihre Gerüche, die Abenteuer an der Küste, am Wasser und auf den Inseln der Adria belebten meine Phantasie und Sehnsucht nach einer Zukunft ohne sechs kalte Wintermonate. Außerdem war die Adria nicht so weit entfernt wie Afrika.



Heiligabend 1960 war anders als die bisherigen. Nun gab es ein echtes Baby im Haus und das tat, was neun Monate alte Babies tun: Schlafen, Schreien oder an Mutters Brust lutschen. Außerdem müssen sie regelmäßig auf einem Wickeltisch von stinkenden Windeln befreit, geputzt und frisch gewickelt werden. Das kam in Onkel Kreppels selbstgeschnitzter Krippe bisher nicht vor, aber war nun häusliche Wirklichkeit. Ich

fand das damals unappetitlich und das weckte weitere Zweifel an der Vollkommenheit des Menschen als einer göttlichen Schöpfung nach seinem Bilde. Jedes Kalb kommt schneller auf die Beine als ein neugeborener Mensch. In Onkel Kreppels Stall in Bethlehem gab es Ochs und Esel, aber keinen Kinderwagen. Aber so einer stand nun im Großformat zur Bescherung mit vielen in Geschenkpapier sorgfältig eingewickelten Paketen unter dem Weihnachtsbaum. Ein Kinderwagen aus weißem Korbgeflecht mit Chromhenkel zum Schieben und einem Verdeck, das man hochklappen konnte. Die Räder hatten Vollgummireifen wie ein Tretroller. Das war das Weihnachtsgeschenk für den kleinen Jahn. Es gab natürlich für jeden Bruder mehrere der Päckchen, die Mutti und Onkel Kreppel neben dem Weihnachtsbaum aufeinandergestapelt hatten und nach dem Singen von Weihnachtsliedern Umarmungen und Glückwünschen durch Onkel Kreppel unter uns verteilt wurden. Beim Öffnen mussten wir erst sorgfältig die bunten Bänder entknoten und aufrollen, dann das Einwickelpapier glattstreichen und falten bevor wir das Geschenk herausnehmen konnten. Die Bescherung war wie jedes Jahr wie ein Gesellschaftsspiel, an dem wir alle lebhaft teilnehmen konnten. Es gab viele Überraschungen, aber auch manche Enttäuschungen. Einiges konnte nach Weihnachten noch umgetauscht werden, anderes musste man behalten, wenn es passte oder weil Großtante Manna aus Berlin es wohlmeinend geschickt hatte wie den bordeauxroten Schlips, den sie mir eingepackt hat. Alles woran ich mich außerdem erinnern kann ist das Geschenk der Mutter: ein Paar mit Schafsfell gefütterte Stiefel aus braunem Kunstleder mit seitlichem Reißverschluss und dicken Profilsohlen. Sie waren nicht neu, aber sie passten und ich war glücklich und behielt sie gleich an, denn nach Bescherung und Abendessen, gingen wir alle über durch den verschneiten Bergwald zur nächtlichen Christmette in der Wallfahrtskirche auf dem Berg. An das, was sonst noch seitdem und nach Neujahr geschah, kann ich mich nicht mehr erinnern. Nur an das Wetter, denn der Schnee blieb liegen und dass Tante Traudi mich zur Feier ihres elften Geburtstags am Sonntag den achten Januar meiner Cousine Sybille nach Murnau eingeladen hat. Dann könnte ich auch ihre neuen Hunde kennenlernen.

In den ersten Jahren meiner Kindheit gab es noch einen Hund am Kurheim und es gibt auch ein Foto von ihm und meiner Mutter am Blumenbeet vor dem Fenster der Großmutter. Außer dem Schäferhund gab es auch ein paar Schafe am Berg. Es gibt sogar ein Foto von meinem Vater mit mir und Schafen auf der Wiese am



Wäscheplatz. Aber mit meinem Vater sind auch Hund wie Schafe aus meiner Erinnerung verschwunden. Die Hunde, die ich seitdem kennengelernt hatte, waren alles andere als Kuscheltiere. Der Schäferhund, der am Ende der Zufahrt von der Bergstraße zum Lenzenbauern an ein Laufseil aus Stahl gekettet hin- und herrannte, kündigte jeden Besucher mit wildem Bellen und drohenden Knurrlauten an. Wenn man ihn

anspruch wurde er noch bissiger, stellte sich auf die Hinterbeine, aber konnte mich nicht anspringen, weil ihn die Kette zurückhielt. Er war ein Wachhund und nötig um die Bauersleute, die im Stall, auf den Feldern, den Schuppen oder der Scheune oder an der Dreschmaschine beschäftigt waren, zu alarmieren. Ich habe seinen Namen vergessen, aber lernte ihn zu respektieren und er tat mir leid. Auch der schwarze, große Hund des Bauern Hiller, der die Landwirtschaft des Hubertushofs betrieb, war ein Wachhund und hieß Hasso. Er war nicht angekettet, sondern begleitet jeden Besucher laut bellend, bis Herr oder Frau Hiller ihn zur Ruhe rief. Dann setzte er sich in Wartestellung neben den Besucher und begleitete ihn dicht bei Fuß bis er das Grundstück wieder verlassen hatte. Das war mit zwei Henkelkannen mit jeweils zwei Liter Milch an den Händen ebenso wenig einfach, wie den Weg über den oft glitschigen Fußpfad durch die Wiese und den Wald zurück zum Kurheim zu gehen. Auch der Fußweg von der Bergstraße zum Kucheneingang des Kurheims.



wurde von einem Hund bewacht. Molly. wartete am Haus vom Hochenauer unterhalb des Kurheims. Es war ein kleiner weißer Deutscher Spitz, der nicht Bellen, aber sehr ausdauernd und laut mit hoher Stimme kläffen konnte und jeden Besucher, der zum Kurheim wollte, auch die, die er seit Jahren kannte, auf Knöchelhöhe begleitete. Dabei versuchte Molly jeden mit einem Biss ihrer spitzen Zähne an ihre Anwesenheit zu erinnern. Auf dem Gipfel des Berges lebte der König aller Hunde: Ein Bernhardiner namens Barri gehörte zum Gasthaus auf dem Berg, der schon und viele Vorgänger hatte, die auch Barri hießen. Bekannt wurden die Bernhardinerhunde durch ihre Nutzung als Lawinenhund bei den Augustiner-Mönchen des Hospizes am Großen St. Bernhard im Kanton Wallis in der Schweiz.



Die hölzerne Muttergottes-Figur, die der herzogliche Pfleger von Schongau, Georg von Pienzenau, aus der Schlosskapelle Schongau in die um 1514 erbaute Kapelle auf dem Hohenpeißenberg brachte, hatte schnell den Ruf eines Gnadenbildes und die Kapelle entwickelte sich zum Wallfahrtsort. 1604 übertrug Herzog Maximilian I. die Wallfahrtsseelsorge an das Kloster Rottenbuch und die Augustinerchorherren des Klosters Rottenbuch betreuten die Wallfahrt auf dem Hohenpeißenberg von 1604 bis zur Säkularisation 1803. Von 1615-1619 ließ der Propst eine neue Wallfahrtskirche erbauen, weil die Marienkapelle zu klein geworden war. Im Laufe des 17. Jahrhunderts werden erstmals die Hunde erwähnt, die das Hospiz St. Bernhard in der Schweiz weltweit bekannt machten. Es wird vermutet, dass die ersten Hunde auf dem Hohenpeißenberg als Spende für geleistete Dienste an die Chorherren von Rottenbuch übergeben wurden. „Die Hunderasse wurde bekannt durch den Lawinenhund Barry, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts am St. Bernhard über 40 Menschen das Leben gerettet haben soll. Der Bernhardinerhund ist auf Grund der Rasseentwicklung für diese Aufgabe heutzutage nicht mehr gut geeignet. Er ist schwer und massig geworden und wurde als Lawinenhund von Hunden anderer Rassen abgelöst.“

Ein Bernhardiner namens Barri gehörte damals jedenfalls zum Inventar des Berggipfels und überwachte, wie seine Vorgänger die Zugänge zum Berg aus den vier Himmelsrichtungen: Von Westen über den Hanselweg, im Norden zum Fußweg von der Frauenwaldstraße, im Osten von der Bergstraße und im Süden vom Kirchweg und damit für alle, die über ihn zu Fuß vom Dorf zur Schule, Kirche, Friedhof oder zum Berggasthof wollten oder mussten. Wir kannten uns inzwischen seit sieben Jahren und er bellte nicht mehr, wenn er mich auf der Bank unterhalb der uralten Linde zwischen Schulgebäude und Lehrerhaus entdeckte, auf die ich mich gesetzt hatte, um nach dem Aufstieg über den Kirchweg eine Verschnaufpause einzulegen. Wenn es ringsum manchmal ruhig war, blieb er neben mir sitzen. Er schnaufte schwer, sabberte saftig und sah mir dabei zu, wie ich über das Ammertal auf die Alpen blickte. Inzwischen waren wir gute Freunde, obwohl er selten mit dem Schwanz wedelte, wenn er mich sah, sondern sich mit Schnuppern und feuchten Zungenküssen vergewisserte, ob ich auch ich bin. Dann war alles gut. Seitdem wusste ich wie wichtig es ist, dass man jemanden gut riechen kann. Für Bari war mein Geruch vielleicht so anziehend, wie für mich der Duft von „Nuit de Paris“ am Hals unserer Mutter. Schon daran konnte ich erkennen, dass sie bald ausgehen würde.



Am fünften Januar konnte ich endlich mit der Eisenbahn nach Murnau am teilweise vereisten Staffelsee fahren. Ich durfte ein paar Tage vor dem Geburtstag kommen und wieder in dem kleinen Zimmer neben dem Wohnzimmer im ersten Stock übernachten. Ich hatte meine Schlittschuhe mitgebracht, aber über Nacht hatte Föhn eingesetzt und am Tag nach meiner Ankunft war viel Eis geschmolzen und erst Mitte Januar könnte man auf dem See wieder Schlittschuhlaufen. Das wurde mir klar, als ich nach dem langen Fußweg

vom Bahnhof über die Kohlgruberstraße im Haus Maria-Antonienweg 22 angekommen war und durch zwei Hunde, die Onkel Hayo und Tante Traudi ihren Töchtern zum Schulanfang geschenkt hatten, freudig begrüßt wurde. Ich war überrascht, denn mein Onkel war mir bisher nicht als Tierfreund in Erinnerung.



Vielleicht konnte er dem Wunsch seiner Töchter und ihrer Mutter nach einem Haustier nicht nachgeben und hat sich schließlich ergeben. Es waren jedenfalls sehr schnelle Hunde, die mich kurz beschnüffelten und dann ihre Verfolgungsjagd durch den Garten fortsetzten. Den Rufnamen der Hunde habe ich vergessen, aber nicht die Rasse: Die zwei englischen Windhunde waren Whippets. Ich kannte zwar schon einige Hunde, aber noch keine Whippets. Onkel Hayos Whippets waren noch sehr jung. Sie wurden auch nicht wie Barri gezüchtet, um Menschen im tiefen Schnee auf Hängen und in den Wäldern des Berges aufzuspüren, sondern



„Hunde dieses Typs wurden im 19. Jahrhundert in Großbritannien, laut Überlieferung von englischen Bergleuten, zur Jagd auf Sicht auf Kaninchen eingesetzt. Um eine seriöse Zucht und das Verfassen des ersten Rassestandards bemühten sich einige kleinere Landadelige und mittlere Militärchargen, deren Verdienst besonders das Festigen eines bestimmten, leistungsfähigen und dennoch eleganten, ansprechenden Typs war. Dieser erste Standard wurde 1891 verfasst und geschützt, er existiert heute noch mit einigen eher geringfügigen. Änderungen. Whippets waren als Jagdhund beliebter als der Greyhound, da sie aufgrund ihrer geringen Größe weniger verletzungsanfällig, in der Erhaltung günstiger und damit auch billiger waren. Anfang des 20. Jh. wurde der Whippet dann auch bei Hunderennen eingesetzt, aus den Whippetrennen wurden jedoch niemals Profirennen wie beim Greyhound.“ Das konnte ich in dem mehrbändigen Lexikon mit

dem Namen Brockhaus, das in Onkel Hayos Bücherregal stand, nachlesen. Ich wusste, dass es Pferderennen gibt, aber von Hunderennen hatte ich bisher nichts gehört oder gesehen. Am nächsten Morgen verließen Renate, Sybille und ich, dick verpackt in Wintermänteln, Pudelmützen, Handschuhen, Winterstiefeln und mit den zwei Whippets an der kurzen Leine, das Haus, überquerten den Maria-Antonien-Weg, gingen über einen Fußweg Richtung Süden zur Kohlgruber Straße und weiter über die Ramsacher Straße zum Murnauer Moos. Es waren außer uns sonst wenige Menschen unterwegs und nur hin und wieder fuhr ein Auto. Es war ein kalter Tag und das Oberland und die Alpen mit Schnee bedeckt. Als wir an einer hellen Holzhütte angekommen waren, konnten wir die Hunde von der Leine lassen. Dann wanderten wir auf einem Fußpfad im Schnee bis



zu der ersten Waldreihe. Erst etwa in der Mitte dieses Pfades begannen die Whippets, die uns bisher mehr nach- als vorangelaufen waren, ihre wilde Jagd auf dem Schnee, der inzwischen so fest war, dass die schlanken Hunde nicht einbrachen, sondern mit elegantem langgestrecktem Körper über das Weiß zu fliegen schienen. Erst als sie bei der Tanne angekommen waren, piff Renate sie mit einer Hundepfeife zurück. Sie parierten, blieben stehen und als sie nochmal piff, stürmten die fliegenden Hunde zurück zu uns. Zur Belohnung bekam jeder einen Hundekeks und da wir um zehn Uhr zum Frühstück zurückerwartet wurden, machten wir uns auf den langen Fußweg bergauf zum Maria-Antonien-Weg 22. Nachdem das Schloss das Gartentor eingeschnappt war, wurden die Leinen abgenommen. Die Hunde waren müde, hungrig und froh



als wir die Haustür öffneten, denn in dem Vorraum mit einer weiteren Tür standen ihre Futter- und Wassernäpfe und auch ihre Ruhekörbe. Tante Traudi hatte die Näpfe schon gefüllt. Onkel Hayos Praxis war geschlossen, denn der 6. Januar war ein katholischer Feiertag. Deshalb gab es ein spätes Frühstück mit Weiß- und Toastbrot, Omelett, Käse und Honig aus einem Honigspender zum Ticken der Uhr im sonnigen Esszimmer mit Panoramafenster und Blick auf Estergebirge mit Hohe Kisten und Krottenkopf dahinter.

Am Samstag hatte Onkel Hayo vormittags in seine Praxis Dienst und am Sonntag den achten wurde Sybilles Geburtstag gefeiert. Ich hatte in Weilheim ein Exemplar der „Roten Zora“ als Geburtstagsgeschenk gekauft. Der Titel gefiel ihr und sie versprach das Buch zu lesen, dann könnten wir uns beim nächsten Mal darüber unterhalten. Der Montag, der neunte Januar, der Tag meiner Rückfahrt zum Berg, war wärmer als die Tage davor. Der Himmel war voller dicker weißer Wolken, aus denen Schnee fiel, kein Pulverschnee sondern Pappschnee. Eine nasse weiße Maße, die an allem kleben blieb. Auf den Straßen und Gehwegen, den Bäumen und Büschen, den Bahnsteigen und Gleisen, selbst auf den Masten und Leitungen lag er und erstarrte im kalten Wind aus Nordwest. Onkel Hayo setzte mich auf dem Weg in seine Praxis um acht Uhr morgens am Bahnhof ab. Die Straßen waren glitschig und voller Schneematsch, aber alle Räder seines lindgrünen Käfers waren mit Winterreifen bestückt. Er hatte sogar einen Satz Schneeketten unter der Haube



und einen Aufkleber an der Windschutzscheibe: Er war zwar Facharzt für Augen, aber im Notfall konnte und musste er auch als praktischer Arzt reagieren; etwa bei einem Unfall oder einer Entbindung. Möglicherweise in einem eingeschneiten Gehöft im Murnauer Moos. Jedenfalls stellte ich mir das damals so vor, als ich aus seinem wohligh beheizten Auto stieg und mich daran machte durch den Schneematsch zum Murnauer Bahnhof zu gehen.



Dort erfuhr ich, dass der Zug aus Garmisch mit zwanzig Minuten Verspätung eintreffen würde. Das geschah tatsächlich, verhinderte aber auch nicht, dass ich in Weilheim fast eine Stunde auf den Anschlusszug Richtung Schongau warten musste. Meine Gedanken trübten sich ein wie das Wetter, von dem Oma sagte es sei „gris-gris“. Das war Französisch, spricht sich ohne ‚s‘ und heißt so viel, wie alles grau in grau. Grau wie die Hälfte der Tage am Berg, grau wie ihre Haare, ihr Gesicht, die Asche der Zigaretten, die sie immer noch rauchte, wenn sie Streichhölzer finden konnte, grau wie ihre Erinnerungen an eine Vergangenheit, die keine Zukunft mehr kannte. Oma verwelkte wie eine Blume ohne Wasser. Auch der kleine, blauäugig strahlende, blonde neue Enkelsohn Jahnn konnte sie nicht mehr erreichen. Sie konnte ihn nicht einordnen, sie dachte es sei ihr erster Urenkel. Die folgenden Wochen schienen wie die im letzten Winter in St. Ottilien endlos „gris-gris“ bis endlich kurz vor Muttis Geburtstag am 12. Februar der warme Wind aus Südtirol über die Alpen wehte, den weißen Spuk in wenigen Tagen verschwinden ließ und ihre Familie und Freunde ungehindert

anreisen konnten, um ihren ersten Geburtstag nach der letzten Entbindung zu feiern. Ich hatte irgendwie das Wort „Metamorphose“ aufgefangen und es interessierte mich, weil es so rätselhaft klang. Onkel Kreppel hatte ein Nachschlagewerk in seinem Regal: „Der neue Herder: von A–Z. 2 Bände. Herder, Freiburg i.Br. 1949“. Darin fand ich folgendes: „Von Metamorphosen spricht man in der Biologie und der Mythologie, der Sagenwelt. In der Biologie meint Metamorphose die Umwandlung von einer Larve zum ausgewachsenen Tier. Wobei sich die Larve im Aussehen und in ihrer Lebensweise von dem erwachsenem Tier unterscheidet, wie zum Beispiel die Kaulquappe vom Frosch.“ Ich dachte an den Brunnenfrosch, der auf den Kuss der Prinzessin wartete, aber fühlte mich eher wie eine Kaulquappe. Die Zigeunerin hatte mich schon lange nicht mehr besucht und ich hatte das Warten dick. Ich erinnerte mich an Onkel Hayo's Ratgeber: „„Hier ist zweifellos, besonders wenn es sich um Jugendliche jenseits des 16. Lebensjahres handelt, eine vernünftige und geregelte geschlechtliche Selbsthilfe ein direktes Heilmittel.“ Der Doktor hält es nicht für unnatürlich, „wenn ein körperlich gesunder, vollreifer Jugendlicher sich gelegentlich durch geschlechtliche Selbsthilfe entlastet, sondern dass er ohne einen geschlechtlichen Partner des anderen Geschlechts lebt.“ Ich war noch nicht sechzehn, aber in wenigen Wochen würde ich vierzehn Jahre alt, wusste aber noch immer nicht, wie man sich „durch geschlechtliche Selbsthilfe entlastet“. Außerdem war es eine Todsünde, ein Eingriff in die Schöpfung. Es stand im fünften Buch von Moses: „Da sprach Juda zu Onan: Gehe zu deines Bruders Weib und nimm sie zur Ehe, dass du deinem Bruder Samen erweckest. Aber da Onan wusste, dass der Same nicht sein eigen sein sollte, wenn er einging zu seines Bruders Weib, ließ er's auf die Erde fallen und verderbte es, auf dass er seinem Bruder nicht Samen gäbe. Das gefiel dem Herrn übel, was er tat, und er tötete ihn auch.“ Er wurde getötet, also war es eine Todsünde? Auch wenn mein Samen auf die Erde fällt, obwohl ich gar nicht zu meines Bruders Weib gehe? Und selbst wenn es eine Todsünde wäre, wie begeht man sie? Emmi nannte den Vorgang „wachsen“ und als ich ihn danach fragte antwortete er kurz und bündig: „Mai, Bua, Reibung erzeugt Wärme. Das ist ein Gesetz der Thermodynamik.“ Das wusste er aus der Berufsschule. Als Gymnasiast musste ich erstmal in Onkel Kreppels zweibändigen Herder Lexikon nachschlagen. „Innerhalb der Naturwissenschaften hat die Thermodynamik große Bedeutung, da bei sämtlichen in der Natur ablaufenden Prozessen auch Energie beteiligt ist. Dies schließt auch Lebewesen mit ein. Zudem bietet sie einen tieferen Einblick in die Eigenschaften der Materie, was einerseits für das Verständnis physikalischer Eigenschaften oder Änderungen von Aggregatzuständen hilfreich ist und andererseits wichtig ist, um zu verstehen, welche chemischen Reaktionen ablaufen können und welche nicht.“

Es dauerte Wochen, bis ich es schaffte durch andauernde Massage von Eichel und Vorhaut mein Sexualerleben mit den Gesetzen der Thermodynamik in Einklang zu bringen. Danach war ich befreit und fühlte auch keine Sünde mehr, wenn ich nach Erledigung meiner Hausaufgaben, das Haus zu verließ, um am Waldrand nahe dem Kirchweg mit Bergblick voller Verzückung und ohne Schuldgefühle meinen Samen zur Erde fallen zu lassen. Die Zigeunerin besuchte mich trotzdem und von nun an war ich keine Kaulquappe mehr, sondern ein Brunnenfrosch, der darauf wartet, dass eine goldene Kugel in seinem Brunnen landet und der Mund einer Prinzessin am Brunnenrand darauf wartet geküsst zu werden und mich befreit.



Ende Februar schien der Winter schien vorbei zu sein. Die Sonne schien öfter, die Tage wurden länger, die Natur meldete sich zurück und die täglichen Wege zur Schule fielen leichter. Ich konnte das Fahrrad aus dem Schuppen holen. Ende März bezog das erste Starenpaar den Kasten mit Schlupfloch am First des Dachs über dem Balkon im ersten Stock. Der Star hatte einen kräftigen Körper, großen Kopf, langen gelben Schnabel und



einen kurzen Schwanz. Das schwarze Federkleid mit weißer Zeichnung glänzte in metallischem Blau, Grün und Violett. Der Warnruf des Stars ist ein typisches „tschrrr“. Der Gesang ist sehr variabel und besteht u. a. aus hohen Pfeiftönen, Zisch- und Schnalzlauten. Der Star ist bekannt für das Imitieren von Tierstimmen und anderen Geräuschen. Angeblich sind sie auch zuverlässige Wetterpropheten: Mit weichen Flötentönen sollen sie etwa Regen ankündigen. Er ist der einzige Star am Haus, aber einige haben auch Platz in Höhlen in den Bäumen an Bach und Hang gefunden. Es gab selten Streit zwischen ihnen, aber wenn ein anderer Star dem Starenkasten am Giebel zu nahe kam, stieß der Kastenbewohner nicht nur seinen Warnruf aus, sondern attackierte den Eindringling mit Schnabel und Klauen. Da ich in Zimmer 4 schlief und auch meine Hausaufgaben dort machte, hatte ich nun eine ziemlich lärmigen Nachbarn, vor allem am frühen Morgen. Wenn ich Vormittagsschule hatte, war er ein verlässlicher Wecker. Aber wenn Nachmittagsschule war und ich nicht um halb sieben, sondern erst um acht aufstehen musste, nervte der Star. Voriges Jahr hatte er Pech mit seiner Brut. Ein Kuckuck hatte ein Ei in seinen Kasten geschmuggelt und Star und Starin haben es



ausgebrütet, das Küken groß gezogen und es erst gemerkt, als der Kuckuck alle anderen Küken aus dem Starenkasten geworfen hatte. Angeblich haben die Adoptiveltern dem Kuckuck schließlich auch noch das Fliegen beigebracht. Aber da ich damals in Gut Roggenstein und nicht anwesend war, konnte ich das nicht selbst erleben. Es hat auch niemand einen Kuckuck vom Giebel des Balkons rufen gehört. Selbst mit dem

Pfeiferl vom Vogel Jakob konnte man diesen Ruf nicht nachmachen. Ich habe auch nie einen Star gehört, der einen Kuckuck nachgemacht hätte. Mit Amseln konnte sich ein Star jedoch musikalisch ausgiebig unterhalten. Die Wiesen und Wälder waren morgens erfüllt vom Konzert der Vögel, nur der Kuckuck meldete sich selten. Den Kuckuck konnte ich mit gerollter Zunge nachmachen, aber das Zwitschern eines Buchfinken mit Vogel Jakobs Pfeiferl zu imitieren war weit schwieriger. Der Kleiber war einfacher und die Kohlmeise konnte ich ohne Pfeiferl pfeifen. Der Stieglitz ging besser mit Pfeiferl, der Feldsperling ohne. Der Eichelhäher quakte wie eine Ente und konnte auch so schnattern.



Er war die Krawallnudel der Wälder und verriet jeden, der sich darin bewegte. Im Vergleich zu ihm war der Kuckuck ein sehr diskreter Vogel und so war auch sein Federkleid: unauffällig. Ende März war der Star dabei den Starenkasten sauber zu machen. Dann sammelte er Laub, Gras und kleine Äste, um im Innenraum ein Nest für die Brut vorzubereiten. Ich konnte zwar nie in den Starenkasten gucken, aber es wurden Reste von Eischalen am Boden gefunden und die waren hellblau. In Onkel Kreppels „Herders Lexikon in zwei Bänden“ fand ich unter Kuckucksei folgenden Eintrag: „Der Kuckuck jubelt sein Ei fremden Vogeleltern unter und überlässt ihnen die Aufzucht seines gefräßigen Nachwuchses. Doch die Opfer des raffinierten Brutparasiten sind nicht völlig hilflos. Sie werfen stets einen kritischen Blick auf ihr Gelege: Sieht ein Ei seltsam aus, schmeißen sie es aus dem Nest. Der Kuckuck passt deshalb die Färbung und Zeichnung seiner Eier an die des jeweiligen Wirtes erstaunlich exakt an.“



Der merkwürdigste Vogel am Berg war der Auerhahn. Als ich als Ministrant über den Kirchweg durch den Wald im Morgengrauen durch das Gatter zu der Sitzbank am kleinen Lenzenbichl kam, begegnete ich ihm zum ersten Mal. Er hatte seinen Nistplatz in einer Esche, die hinter der Bank stand. Von dort aus beobachtete er die Menschen, die von unten zur Kirche bergauf, wie die Menschen von der Kirche bergab gingen. Warum er sich ausgerechnet diesen und nicht einen mehr abgelegenen Baum als Nistplatz ausgesucht hatte, wusste nur er selbst. Jedenfalls bewachte er diesen Platz und bedrohte jeden, der ihm zu nahe kam

mit merkwürdigen Klicklauten und flog der möglichen Bedrohung mit ausgebreiteten Flügeln entgegen. Als ich kleiner war fürchtete ich mich vor ihm, denn er wirkte bedrohlich, wenn er sich von seinem Ast mit gespreizten Schwingen aufmachte, um mich zu attackieren. Um ihm zu entgehen, quälte ich mich über einen beschwerlichen Pfad direkt hinter dem Gatter an der Gefahrenstelle vorbei. Selbst dort entdeckte und verfolgte er mich. Aber inzwischen war er verschwunden. Vielleicht hatte er einen ruhigeren Brutplatz gefunden oder schmückt ausgestopft und konserviert die Wand eines Naturliebhabers.



Ende Februar waren die Hänge schneefrei und die Wälder so trocken, dass sie von Windbruch und Altholz gesäubert werden konnten. Onkel Kreppel, Wölfi und ich machten uns auf, um geschädigte oder gefallene Fichten ausfindig zu machen und die Arbeit einzuschätzen. Die Herbststürme waren heftig. Etwa fünf Bäume waren abgeknickt und mussten gefällt werden, einige samt Wurzelballen einfach umgefallen, anderen drohte dasselbe. Am nächsten Tag nach der Schule am Vormittag und nach dem Mittagessen machten wir uns mit einer Zweimannsäge, zwei Bügelhandsägen und zwei Äxten auf und gingen über die Heilstätt hinauf zur Waldseite im Westen. Dort waren die Hänge an der Bachseite ziemlich steil und die Stürme hatten die Fichten Richtung Westen gekippt oder entwurzelt. Mit der Baumspitze Richtung Heilstätt! Das erschwerte den Abtransport durch die beiden Kaltblüter vom Lenzenbauern. Aber bis es soweit war, mussten erst



einmal Bäume gefällt werden. Die Fallrichtung war auszumachen, die Kerbe mit der Axt musste entsprechend angesetzt werden bevor man den Baum von der anderen Seite mit der Zweimannsäge zu Fall bringen konnte. Das war nicht ungefährlich, denn ein Baum kann sich im Fall drehen. Nach ein paar Tagen waren wir dennoch so weit, dass alles transportbereit vom Waldrand aus mit Pferden, Schleppegeschirr und

Ketten zu erreichen war. Sepp und Emmi schafften es mit den Pferden das Schnittgut an einem Nachmittag auf den Hang oberhalb des Hauses zu schleifen. In den folgenden Tagen beteiligten sich alle, die Stämme von Ästen zu befreien und diese auf dem Federballplatz hinter dem Haus zu stapeln. Fritz und Onkel Kreppel brachten sie später mit dem Agria 5000 und Anhänger auf die Lichtung an der zweiten Zufahrt zum Haus, die oberhalb der ersten Zufahrt am Bach etwas höher durch den Wald bis zu dem kleinen gemauertem Wehr führte, durch das der Bergbach in eine Röhre unter der Straße geleitet wurde. Dort mündete die zweite in die erste Zufahrt. Unweit davon, auf der Wiese der Lichtung am Fußweg, über den man auch zum Hubertushof gehen konnte, stapelten sie die Äste und Zweige für ein Osterfeuer am Karsamstag.



Die Folgetage haben Wölfi und ich damit verbracht die Rohlinge mit einem Baumschälmesser von der Rinde zu befreien. Es musste wie eine Sense unentwegt nachgeschliffen und von Harz befreit werden. Das war mühsam, aber wie Emmi gesagt hätte: „Gewöhnungssache.“ Er war inzwischen Lehrling in der Metzgerei des Gasthofs Dollinger. Nicht im Laden sondern in der Schlachtereie. Jeden Montag mussten einige Schweine geschlachtet werden, um Kesselfleisch und Wurstwaren für den Dienstag zu produzieren. Am Mittwoch waren Rinder dran. Jedenfalls war das mit viel Blut verbunden, das nicht in Würsten landete, sondern auf Boden, Wänden und Besteck. Dabei konnte man viele Fehler machen, die der Metzgermeister nicht duldete. Vor allem die Lehrlinge bekamen das zu spüren. Emmi war kein Meister großer Worte. Er kannte den Spruch „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“, aber er zweifelte an seiner Berufung zum Metzger. Sepp, der Hoferbe, musste lernen zu investieren und Preise für Saatgut und Produkt auf dem Markt zu vergleichen und Subventionen abzugreifen. Das Wohngebäude des Hofes konnte in den letzten Jahren durch einen Neubau



ersetzt werden. Die Ställe wurden umgebaut, die Milchkammer bekam eine Kühlanlage und die Kühe wurden mit einer Melkmaschine gemolken. Sepp redete von Investitionen, die nötig seien um auch den Fuhr- und Maschinenpark zu erneuern. Das war ein neues und beeindruckendes Wort aus der Welt der Erwachsenen. Sepp fand Unterstützung durch Michael Weckerle, einem jungen Landwirt am Osthang des Berges, der von einer Reise den USA zurückkam und begeistert von den riesigen Farmen in Texas berichtete. Wir schüttelten nur den Kopf aber ahnten, dass man viel Geld haben muss, bevor man in solchen Größenordnung wirtschaften konnte. Auch Onkel Kreppel wollte ja noch vor kurzem das Kurheim modernisieren und für die Umsetzung der von der Gemeinde abgelehnten Pläne hätte er viel investieren müssen. Dazu wären wohl einige zehn tausend Mark nötig gewesen. Der Betrieb des Gästehauses brachte

jährliche vielleicht einige tausend Mark ein, aber nicht zehntausende. Die Erlöse aus dem Verkauf von Heu oder Papierholz waren noch geringer. In diesem Fall war es unser Holz. Geschältes Fichtenholz für die Papierfabrik Haindl in Schongau wurde nach Ster abgerechnet. Ein Ster ist ein Raummaß für Holz das $1 \text{ m}^3 = 1$ Kubikmeter Rundholz entspricht. Wir mussten also die bis zu zehn Meter langen geschälten Stämme in Stücke von jeweils einem Meter zersägen und zwischen Haltebalken aufschichten. Wir hatten 20 Ster geerntet, die mit 20 DM pro Ster bezahlt wurden. Für Sägen und Schälern bekam ich fünfzig Mark, die ich umgehend auf mein Sparsbuch einzahlte. Diesmal nicht für das Fahrrad, sondern für eine Reise in den Sommerferien. Vielleicht nach Berlin.



Anfang März wurde es nochmal für ein paar Tage Winter und den gelben Erantia, die Oma vor langer Zeit aus Dänemark hergebracht und unter dem Kirschbaum angepflanzt hatte, ging es nicht anders als den ersten Blümchen, die den Frühling ankündeten, aber sich ebenso nun im Schnee wiederfanden wie etwa den Leberblümchen an den Waldrändern und im lichten Gehölz oder den Schlüsselblumen und Schneeglöckchen in der Nähe des Baches an der Auffahrt. Es war nicht mehr lang bis Ostern am 2. April. Aber vor dem 24. März, dem letzten Schultag vor den Osterferien ereignete sich etwas, das ich nicht erwartet hatte und auch meine Brüder nicht wussten. Die Taufe unseres jüngsten Bruders sollte in der Pfarrkirche auf dem Berg stattfinden. Dazu wurden Onkel Kreppels Eltern und Geschwister sowie sein Bildhauerfreund Karl Heinz als Taufpate erwartet. Die Tage waren noch immer grau und matschig und ich fühlte mich unwohl, denn ich wurde gar nicht gefragt ob ich an der Taufe in der Kirche teilnehmen wolle. Die ist doch Selbstverständlich! Der einzige außer mir, der auch keine Lust hatte über den glitschigen Kirchweg auf den Berg und zurück zu latschen war Fritz. In die zwei Volkswagen von Vater Kreppel und Karl Heinz passten zehn Personen. Oma blieb zu Hause, also blieben Fritz und ich auch zu Hause, um auf sie „aufzupassen“. Sie war sehr vergesslich geworden und da sie nach wie vor Zigaretten rauchte und manchmal eine qualmende Zigarette vergaß, konnte das gefährlich werden. Mutti meinte, dass Omas Gedächtnisschwund durch eine Verkalkung der Gehirnzellen verursacht würde. Es stimmte zwar, dass Oma sich verändert hatte. Aber es hatte sich ja auch ringsum alles ständig verändert. Ich hatte nicht den Eindruck, dass sie nicht klar wahrnimmt, was alles passierte. Sie wusste, dass ich nach Weilheim zur Schule ging und vorher in Dillingen und St. Ottilien war. Sie nannte mich jetzt auch Burkhardt und nicht mehr Utz und sie las auch noch die „Kirkeklokke“ aus Kopenhagen in Dänisch. Sie lebte vielleicht in ihren Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugend in Kopenhagen, der Hauptstadt Dänemarks und war müde von den ständigen Veränderungen, die sie seitdem durchlebt hatte. Es waren noch sechs Monate bis zu ihrem achtzigsten Geburtstag. Vielleicht würde ihre Schwester Lilli Assens aus Kopenhagen anreisen, Oma würde sich jedenfalls freuen wenn sie käme. Auch

Tante Manna aus Berlin. Ja Oma würde sich sicher freuen. Aber jetzt ging es ihr nicht anders als mir: Eine neue Familie war in ihr Kurheim eingezogen. Die Familie Kreppel war angereist, ihre Tochter zum sechsten Mal Mutter geworden und zum zweiten Mal verheiratet. Onkel Kreppel war nun ihr zweiter Schwiegersohn. Sie saß jedenfalls nicht am Tisch des Festessens anlässlich der Tauffeier im Esszimmer ihres Kurheims. Mutti und Karl Heinz wenden sich zur Kamera, Onkel Kreppel sitzt rechts neben ihm. In der Reihe am Fenster ist sein Vater zu sehen, seine Mutter und Tante Traudi.



Wir Buben saßen mit Oma am runden Tisch im Roten Zimmer. Das Rot der Balken unter der weißen Decke war ihr Wunsch. In der Farbe Dänemarks waren aber auch Stühle, die Bank, die Tischbeinen und Tischplatte ihrem Stuhl mit Armlehnen lackiert. Die Sitzflächen waren aus fest geflochtenem hellem Stroh. Oma saß pünktlich um Halb-Eins aufrecht auf ihrem Stuhl mit Armlehnen und wartete bis wir alle Platz genommen hatten. Klaus sprach das Tischgebet. Dann wurde der Inhalt der großen Suppenschüssel in der Tischmitte mit einer Kelle in die Suppenteller verteilt. Wir holten unsere Servietten aus den Taschen mit Namensschild und legten sie halb geöffnet auf unseren rechten Oberschenkel, saßen aufrecht wie Oma und löffelten die Suppe vorsichtig wie sie mit Bedacht und Manieren. Als Hauptgericht gab es Goulasch mit Knödel und Blaukraut.



Beim Essen erzählte Wölfi, der inzwischen zur Bundeswehr eingezogen und in Altenstadt stationiert war, aber am Wochenende nach Hause fahren durfte, dass er ein Kinoplatat für einen Film gesehen hat, der heute Abend mit Lichtspielhaus beim Bräu zur Vorführung kommt. Er hatte in der Kaserne von Kameraden gehört, dass es ein spannender Krimi sei. Mit Gerd Fröbe als Kommissar. Er fragte Fritz, ob er mit kommen würde. Na klar wollte der. Ich hatte Gerd Fröbe schon mal gesehen, nämlich als den fetten Catcher Freddy Blei in

dem Film „Der Pauker“ mit Heinz Rühmann als Lehrer Dr. Seidel. Peter Kraus spielte Achim Bork, den missratenen, halbstarke Schüler. „Dr. Mabuse“ war ab 12 Jahre freigegeben. Ich konnte also mitkommen. Es gab noch eine Nachspeise, aber danach verließen Fritzi und ich das Rote Zimmer und machten uns auf, um im Gartenhäusel über dem Hof vom Lenzenbauer mit Sepp und Emmi Karten zu spielen, Zigaretten zu rauchen bis die beiden zum Melken in den Stall und wir nach Hause mussten, um dort bei den Vorbereitungen für das Abendbrot zu helfen. Nach dem Abendbrot eilten Wölfi, Fritzi und ich die Bergstraße hinab zum Lichtspielhaus vor dessen Eingang bereits viele darauf warteten an die Kasse zu kommen oder mit einem Ticket unter der großen Linde standen, tratschten und noch eine Zigarette rauchten, bevor sie zu ihrem Platz gingen. Wir hatten Glück und gute Plätze in der Mitte von Reihe 4.

In der Illustrierten Film-Bühne, die wir mit den Tickets gekauft hatten, stand über die Handlung des Films: „Kurz nachdem der Fernsehreporter Peter Barter seinem Sender den größten Knüller des Jahres angekündigt hat, wird er in einem an der Ampel stehenden Wagen tot aufgefunden. Die Polizei stellt fest, dass er mit einer bisher unbekannt Waffe ihm direkt ins Hirn gedrungen. Kommissar Kras den Fall und Spuren deuten auf das Hotel Verbrechen, bei denen große wechselten, hatten in dem Das Luxor wurde einst von geheimen Überwachungsanlage lukrative Fischzüge benutzt einem spektakulären Ereignis um hübsche Marion ist Bekanntschaft machen soll; sie Gesims des elften Stockwerks Straße sie dort entdecken und Travers, der eben in seiner Suite vor dem Absprung. Marion wird terrorisiert, der in den Diensten dessen Nachfolgers steht. Travers hat mit Kernspaltung zu tun und ist dadurch für Mabuses Organisation interessant geworden, die Drahtzieher hinter all diesen Verbrechen ist der Arzt Prof. Jordan, der in dem Wahn lebt, er müsse das Werk des Verstorbenen Dr. Mabuse fortsetzen. Mithilfe eines als Vertreter getarnten Interpol-Agenten sowie von Kommissar Kras gelingt es Travers schließlich, den Wahnsinnigen zu entlarven und dessen Bande zu zerschlagen.“

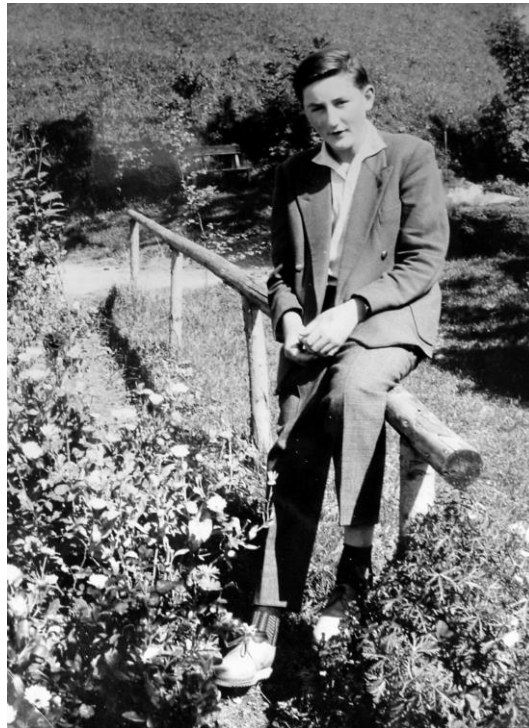


getötet wurde; eine Stahlnadel ist Gert Fröbe übernimmt als Interpol wird eingeschaltet. Diverse Luxor hin: Eine Reihe von Geldsummen den Besitzer Luxushotel ihren Ausgangspunkt. den Nazis erbaut und mit einer ausgestattet, die nun als Basis für wurde. Dort kommt es auch bald zu den US-Milliardär Travers. Die der Lockvogel, der seine steht unter Hypnose, als sie auf dem des Hotels steht, Passanten auf der die Feuerwehr alarmieren. Aber nebenan angekommen ist, rettet sie von ihrem klumpfüßigen Ehemann des legendären Dr. Mabuse oder

Ein Film besteht aus bewegten Bildern, in deren Realität sich die Handlung bewegt, also aus echten Orten und Dialogen, genannt Kulisse und aus den gesprochenen Worten von Menschen, die durch Schauspieler dargestellt werden. Mit Stimme, Augen, Gestik, Mienenspiel, Körpersprache, Verkleidungen aller Art beleben sie die Geschichte durch Bildfolgen, schnell wechselnden Handlungsorten, aufgenommen mit einer Kamera, die sich rasch zwischen Nahaufnahme und totalen Stillstand bewegen kann. Das gilt auch für Vertikale wie Horizontale. Diese Fähigkeit nutzte der Regisseur Fritz Lang etwa, um die Szene mit Marion auf dem Gesims und Blick auf die Straße mit Menschenmenge und der Feuerwehr beim Ausbreiten des Sprungtuchs tief unter sich mit verstörenden Perspektiven einzufangen. Fritzi hielt die Szene für einen Stunt. Das Wort kannte er von den Ammis und bedeutete, dass eine nicht sichtbare Sicherung, einen möglichen Absturz der Schauspielerin abgefangen hätte. Ich hatte damals bereits Höhenangst. Am gemeinsamen Baumklettern von Wölfi und Fritzi in den hohen Tannen am Hang im Osten hinter dem Haus fast bis zum Gipfel, konnte ich mich bis zu einem Drittel beteiligen. Danach begann die Höhenangst. Ich traute mich auch nicht mehr auf den Giebel des Haupthauses. Der Ausblick, den Marion vom Gesims in schwindelnder Höhe hatte, nahm mir den Atem. Er war wie ein übler Traum, ein Albtraum, an dem man ersticken kann bis zur Ohnmacht. Dagegen ließen mich die Morde, Verfolgungsjagden, die falschen Persönlichkeiten, blinden Augen des Wahrsagers, die Intrigen im Hintergrund und im Untergrund des Hotels, wo die geheime Kommandozentrale des Bösewichts versteckt war, ziemlich kalt. Das Überwachungssystem der 1000 Augen aber, das aus Kameras bestand, die

Bilder aus allen Räumen direkt an die Fernsehbildschirme im ehemaligen Nazibunker übertragen konnten, fand ich nachhaltig aufregend.

Das Leben am Berg ging ganz unaufgeregt und ohne Fernsehen weiter. Aber es gab zwei Radios. Eins stand auf dem großen Kühlschrank in der Küche. Dort gab es statt E-Musik Unterhaltungsmusik, Nachrichten, Hits der Woche und AFN mit Country Music. Zu Ostern wurden wie immer Nester gebaut, Eier gefärbt und/oder bemalt. Es gab Spiele und kleine Ausflüge und um zum Ferienende reisten die Ostergäste wieder ab, die Brüder Wölfi und Jörg kehrten zurück in ihre Kasernen, Fritz und ich fuhren weiter getrennt am Vor- oder Nachmittag nach Weilheim zur Schule, während Klaus sein letztes Jahr an der Volksschule auf dem Berg zu Ende brachte. Ich hatte mich inzwischen äußerlich etwas verändert, meine Mutter hatte eine neue



Kleiderspende erhalten und statt in Elvisblouson und Matrosenhose fotografierte mich Onkel Kreppel nach Ostern in einer seriöseren Bekleidung und von ihm selbst geschnittener Haartracht. Das dunkelblaue Jackett mit den goldenen Knöpfen und aufgenähten Seitentasche nannte meine Mutter einen „Blazer“, gesprochen Bläiser. Das war von nun an auch meine Dienstbekleidung für den sonntäglichen Kirchgang mit oder ohne Mutter und Onkel Kreppel. Mutti war zufrieden mit mir, ich hatte nun als vierzehnjähriger mehr Rechte, aber ich fühlte mich nach wie vor wie ein Brunnenfrosch, der auf einen zweiten Kuss wartete.

Die Studienrätin am ORG Weilheim, Ingeborg Dittmann begann Ende April entsprechend dem Lehrplan damit, uns in die Geheimnisse der römischen Geschichte einzuführen, aber im Unterschied zu Pater Guntrams lebhafter Teilnahme an der griechischen Klassik, die mich ansteckte, weckte ihre sachliche Abarbeitung des Lehrstoffs in mir kein großes Interesse daran die Jahreszahlen der wichtigsten Ereignisse der tausendjährigen Geschichte vom Aufstieg und Untergang des römischen Weltreichs auswendig zu lernen. Die Gründe seines Untergangs blieben mir so rätselhaft, wie der Untergang des Deutschen Reiches im zweiten Weltkrieg und die Zukunft seiner Nachfolgestaaten im Frühling 1961.

Die Kollektivierung der Landwirtschaft und der Zusammenführung der Betriebe in der sowjetisch besetzten Zone (SBZ) zu Kolchosen oder Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften LPG genannt, führte dazu, dass mehr Menschen aus der Sowjetzone nach Westdeutschland flohen. Mutti hatte noch immer Freunde aus der guten alten Zeit, die in der Zone davon betroffen waren und nun erfuhren, was ihr in Schlesien widerfahren war: Enteignung. Damals durch den Krieg. Sie empfand das als ungerecht und als zivilisatorische Schande. Obwohl unsere Situation alles andere als rosig war, hatte sie dennoch stets großes Mitgefühl für das Leid anderer Menschen und half, womit immer sie konnte. Das hatte sie von ihren Eltern, die, wie sie erzählte, seitdem sie das Kurheim 1936 übernommen hatten, viele Menschen unter falschen Namen

angemeldet und versteckt hätten. Sie hat mir einmal ein Gästebuch aus diesen Jahren gezeigt und Tarnnamen entschlüsselt. Einer davon war „Kaspar Blaubart von Finckelstein“. Das klang wie aus Grimms Märchen, aber stand dort mit Geburtsdatum und Ort, ohne dass es bei der Meldebehörde im Rathaus aufgefallen war. Sie kicherte dabei mädchenhaft wie über einen gelungenen Streich, den ihr Vater den Nazis im Rathaus verpasst hatte. Sie deutete auch auf andere Namen und nannte Klarnamen, die genauso merkwürdig klangen wie die Tarnnamen. Sie war nicht nur Blitzmädel bei Admiral Canaris, sondern hatte in Schlesien auch Kontakte zu Mitgliedern des Kreisauer Kreis, die in Folge des Attentats auf Hitler am 20. Juli 1944 ihr Leben verloren. Darüber konnte sie sachlich und ohne Aufheben berichten, denn die Gefahr war gebannt und die Schrecken gehörten zur Vergangenheit.



Aber ein anderes Gespenst aus der Vergangenheit tauchte plötzlich auf: Die Endlösung der Jüdischen Frage durch die Nazis, denn in Jerusalem hatte Ende Februar 1961 die öffentliche Hauptverhandlung des Prozesses gegen Adolf Eichmann, den Organisator der Massenvernichtung der Juden durch die Nazis begonnen. Die Presse erwartete ein Todesurteil am Ende des Verfahrens. Das hatte ich in der Illustrierten „DER SPIEGEL“ von Ende April, die im roten Zimmer lag, gelesen. Es war nun fast ein Jahr vergangen, als ich zum ersten Mal in der Wochenschau im Kino von Eichenau diesen Namen gehört hatte. Seitdem war er kein Gesprächsthema, aber jetzt war er wieder eins, denn die Verhandlung war öffentlich und wurde sogar von einem amerikanischen Nachrichtensender gefilmt. Fünfzehn Jahre nach Kriegsende fanden die monströsen Details des Massenmordes an den Juden weltweite Aufmerksamkeit. Auch die Männer im Lesezimmer waren besorgt, dass der Prozess in Jerusalem alte Wunden aufreißen und auch in der Bundesrepublik zu einer Prozesswelle führen könnte. Ein langer, ins Einzelne gehender öffentlicher Prozess gegen Adolf Eichmann könnte mehr schaden denn nützen. Sie befürchteten Rückwirkungen auf Israel, wenn Punkt für Punkt herausgearbeitet wird, wie manchmal Sicherheit für Juden hätte erkauf werden können und nicht gekauft wurde. Aber der entsetzliche Tatsachenbericht könnte auch den noch jungen jüdischen Staat erschüttern.

Die Gegenwart war voller Gefahr. Alle Augen und Ohren richteten sich auf Wien, wo ein Treffen zwischen dem jungen, gut aussehendem Präsidenten der USA Jack Kennedy und dem glatzköpfigen, polterndem Staatschef der UdSSR, Nikita Chruschtschow stattfand. Davon erfuhr ich durch Onkel Kreppel, der sowohl den Amerikanern, als auch den Sowjets misstraute und sich lautstark mit seinen Freunden Jobst von Harsdorff, Hanne Kannegießer und Karl-Heinz Hoffmann darüber unterhielt. Es ging auch um die Bundestagswahl, die im September stattfinden sollte und die Notwendigkeit zu verhindern, dass die

Sozialdemokratische Partei mit dem jungen Oberbürgermeister von West-Berlin, Willy Brandt, die Regierung in Bonn übernimmt. Im Radio war zu hören, dass sich täglich hunderte von Menschen mit Kind und Kegel aus der sowjetisch besetzten Zone in Richtung des Aufnahmelagers Marienfelde in West-Berlin aufmachen und dort Schlange standen, um aufgenommen zu werden. Sie ließen alles zurück, weil sie sich in der Bundesrepublik ein besseres Leben erhofften. Die Männer in den Sesseln des Lesezimmers rätselten, was Walter Ulbricht, der oberste Genosse der SBZ, als nächstes tun würde, wenn der amerikanische Präsident und der sowjetische Staatschef sich über den Status West-Berlins in Wien nicht verständigen könnten. Sie befürchteten, dass Chruschtschow Berlin wieder abriegeln könnte wie Stalin 1948 und ob der junge amerikanische Präsident eine Luftbrücke einrichten würde, könnte oder wollte und ob das zu einem Krieg führen könnte, auf den die seit fünf Jahren im Aufbau befindliche Bundeswehr nicht vorbereitet war. Ich verstand nicht viel, aber konnte mir das alles merken. Ich spürte jedenfalls die Ungewissheit und Angst der Erwachsenen vor einem weiteren Krieg auf deutschem Boden. Aber diesmal zwischen Deutschen, nämlich aus der Bundesrepublik Deutschland BRD und der SBZ, die als Deutsche Demokratische Republik DDR und eigener Staat anerkannt werden wollte. Adenauer und die BRD als Rechtsnachfolger des Deutschen Reiches weigerten sich, die von der Sozialistischen Deutschen Einheitspartei SED regierte sowjetisch besetzte Zone Deutschlands als eigenständigen Staat anzuerkennen.

Im Juli 1945 wurde Berlin, die ehemalige Hauptstadt des Deutschen Kaiserreichs, der Weimarer Republik und der Nationalsozialistischen Diktatur von den Siegermächten in vier Sektoren aufgeteilt und besetzt. Seitdem unterstand die Stadt der Alliierten Militärkommandantur der Vereinigten Staaten, Frankreichs, Großbritanniens und der Sowjetunion. Im Oktober 1946 fanden die ersten freien Wahlen in ganz Berlin statt. Die Sozialdemokratische Partei gewann fast die absolute Mehrheit, CDU und SED landeten bei um die 20%. Die Sowjetische Kommandantur reagierte mit Behinderungen des Verkehrs zwischen ihrer Zone und denen der Westalliierten. Nach der Währungsreform und der Einführungen der Deutschen Mark in den Westzonen im Juni 1948 folgte die Blockade West-Berlins durch die Sowjetunion, auf die die Vereinigten Staaten und Westalliierten mit einer Luftbrücke erfolgreich antworteten und Westberlin mit bis zu 900 Flügen und 6400 Tonnen täglich am Leben hielten. Ein Jahr taten sie das, bevor Stalin nachgab. Aber ein paar Monate darauf wurde Ost-Berlin zur Hauptstadt der DDR erklärt. Nun war die Stadt Berlin politisch und auch durch die Währungen geteilt.

Der einzige auf dem Foto der Männerrunde im Lesezimmer, der zweite von links, Hanne Kannegießer, der mit der Postkarte vom Time Square in New York im Abschnitt über Augsburg und dem lustigen Renault, war beim Verlag Velhagen&Klassing in West-Berlin angestellt. Er befürchtete das Schlimmste: Die Abriegelung West-Berlins durch die Sowjets ohne Gegenwehr der Amerikaner und die Verwirklichung der Forderung Chruschtschows aus West-Berlin einen dritten deutschen Staat mit dem Namen „Freistadt Westberlin“ zu machen. Die Wiener Konferenz jedenfalls ging ohne Lösung der Berlinfrage zu Ende und es war absehbar, dass meine erhoffte Reise in den kommenden Sommerferien nach Berlin nicht stattfinden konnte. Meine Ahnung wurde wenige Tage später von Mutti bestätigt. Sie hatte ‚umdisponiert‘ und Tante Podone in Ladendorf angerufen. Dort sei ich vom 21. Juli bis zum 11. August herzlich willkommen. Ich würde also drei Wochen auf einem Gutshof nördlich von Wien verbringen und nicht bei Tante Manna in Berlin-Nikolassee. Das war vielleicht auch besser so, denn Onkel Max und Tante Podone hatten drei Kinder die etwa so alt waren wie ich. Sie wohnten in einem ehemaligen Schloss in dem Dorf Ladenburg im Bezirk Mistelbach in Niederösterreich. Ich freute mich auf meine erste große Reise ins Ausland, aber es waren noch vier Wochen bis zur Zeugnisausgabe, die Tage lang und die Nächte kurz.

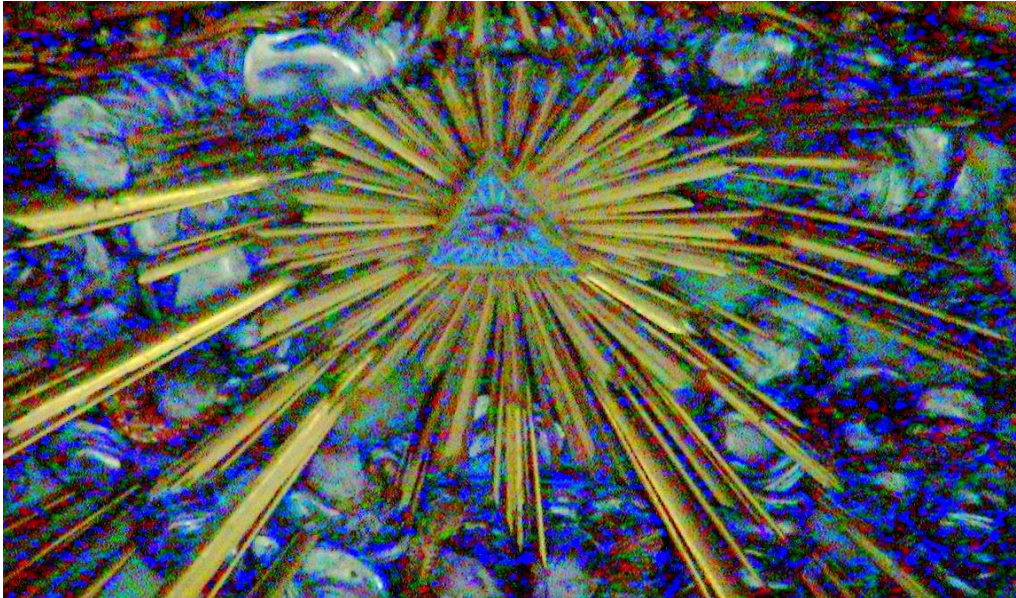
Am Samstag nach dem 21. Juni wurde Sonnenwende auf dem Berg gefeiert. Ich konnte bisher nicht daran teilnehmen, weil ich noch zu jung und die letzten Jahren im Internat war. Da gab es keine Sonnwendfeuer. Aber jetzt war ich vierzehn Jahre alt und durfte mit meinen älteren Brüdern nach dem Abendessen um acht Uhr noch auf den Berg mit der Auflage, mich um zehn Uhr bei Mutti zurückzumelden und nach einem Gutenachtkuss von ihr zu Bett zu gehen. Sie kontrollierte meine Armbanduhr bevor wir gingen und ermahnte mich, nicht mehr als eine Halbe Bier zu trinken. Das musste ich versprechen. Als wir auf dem Berg ankamen waren fast alle Sitzplätze an den Tischen im Saal besetzt. Auf der Bühne saßen die Blasmusiker der

Knappschaftskapelle und auf der schmalen Tanzfläche vor der Bühne tanzten Frauen im Dirndl und Männer in Lederhosen, Wams und Stutzen Polka, während sich die Leute an den Tischen mit tönernen Maßkrügen zuprosteten. Schließlich fanden wir Platz an einem Tisch auf der Aussichtsterrasse am Lehrerhaus, an dem Emmi und Sepp auf uns gewartet hatten. Als sie zum Ausschank gingen, um eine Maß Bier am Ausschank abzuholen blieb ich zurück und hielt den Tisch frei, was einfach war. Wölfi brachte mir auch einen vollen Maßkrug mit und meinte ich bräuchte nur die Hälfte davon trinken, das wäre dann eine Halbe. Dabei zwinkerte er mit dem Auge und verlangte zwei Mark von mir, den Preis für zwei Halbe, steckte meine zwei Markstücke ein, setzte den Krug vor mir auf den Tisch, sagte „Prost!“ Er forderte mich zum Anstoßen auf, indem er seinen Krug gegen meinen stieß und nach einem Klicken an seinen Mund führte, etwa vier bis fünf Schluck Bier schlürfte, um sich guckte, ein „Gsuffa!“ anfügte, den Krug in die Luft reckte und so tat, als ob er Beifall entgegennimmt, bevor sich mit einem befriedigten Ausdruck an unseren Tisch setzte. Ich wusste damals nicht, dass ‚Bräuwasl Festbier‘ ein Starkbier ist. Ab neun Uhr, nach Sonnenuntergang, begannen sich erst die Jüngeren und mit Einbruch der Dunkelheit auch die Älteren auf dem Parkplatz unterhalb der US Radio Station um einen mehrere Meter hohen Haufen aus Reisig und Ästen zum Sonnwendfeuer zu versammeln. Als ich mit meinem halbvollen Bierkrug unter ihnen stand, das Feuer entzündet wurde, die Flammen emporschlügen und die Menschen vor der Hitze und glänzenden Helligkeit zurückwichen, merkte



ich, dass der Zustand meines Bewusstseins sich verändert hatte. Ich fühlte mich plötzlich allein mit mir, obwohl ich von vielen singenden, johlenden und aufgekratzten Menschen umgeben war. Das Feuer loderte hell in den dunklen Nachthimmel und die Buam vom Burschenverein umtanzten mit ihren Madln das Feuer singend im Kreis und bereiteten sich zum späteren Sprung über das Feuer vor. Dem Volksglauben nach sollte das Johannisfeuer Dämonen abwehren, die Krankheiten sowie Viehschäden und misswachsene Kinder bewirken können. Auf der Spitze des Scheiterhaufens war an einer Stange eine Strohpuppe angebunden. Es dauerte bis die Flammen die Stange und das Stroh erreichten und die Puppe wie ein brennender Mensch aussah. Damit war der Höhepunkt des ‚Hansverbrennen‘ erreicht. Alle klatschten Beifall und jodelten mit grölenden Stimmen. Damit sollten auch Hagelschäden abgewehrt werden, daher wird das Johannisfeuer auch als Hagelfeuer bezeichnet. Dieses Brauchtum liegt vermutlich in der großen Beliebtheit des Heiligen begründet. Das Johannisfeuer findet man in verschiedener Ausgestaltung fast über ganz Europa verbreitet. Ich hatte meinen Maßkrug fast ausgetrunken, als ich jedes Gefühl von Schwere verlor. Im Schein der Flammen sah ich Gottes Auge, das in der Wallfahrtskirche über dem Altar aus der Mitte eines

gleichschenkligen Dreiecks den Kirchenraum beobachtet. Ich fühlte mich weit weg von allem, was um mich geschah, bis der Verlust meiner Schwerkraft Wölfi auffiel und meinen drohenden Fall ins Feuer verhinderte, in dem er mich mit zwei schnellen Handgriffen in die Vertikale zurückholte, an den Schultern festhielt und anbot, mich nach Hause zu bringen. Ich fühlte mich besser, lehnte sein Angebot ab und machte mich



wankend auf den Weg zurück nach Hause über die dunkle Heilstätte. Den Steilhang bergab rannte ich wie ein Skifahrer auf Schussfahrt, aber dann versagten die Bremsen und ich prallte in vollem Lauf ziemlich heftig gegen den Stamm einer jungen Esche oberhalb der Winterapfelbäume, fiel zu Boden, und blieb liegen. Die Schwerkraft hatte mich zurück und machte sich schmerzlich bemerkbar. Die von Phosphor erleuchteten Zahlen von Papu's Mauthe-Uhr zeigten zwar die Uhrzeit an, aber sie verschwammen vor meinen Augen. Ich wusste dass Mutti auf mich wartete, zog mich an der Esche hoch, atmete durch, fand meine Konzentration wieder, erreichte das Haus wenig später, putzte meine Zähne und klopfte an ihr Schlafzimmer, in dem auch Jahn in seinem Kindbett lag und Muttis Nachtschlampe noch leuchtete. Sie war noch am Lesen. Als ich ihr näherkam, um meinen Gutenachtkuss abzuholen, legte sie ihr Buch auf dem Nachttisch ab. Sie mich mit strahlblauen, durchdringenden Augen an und sagte: „Puzel, da hilft auch keine Zahnpasta! Du hast getrunken und mehr als eine halbe Bier! Du musst aufpassen, das ist gefährlich! Mach das nicht nochmal! Schwör es! Werde nicht so wie dein Vater!“ Was das mit Papu zu tun hatte, wollte ich gar nicht wissen, aber ich schwor nie mehr als einen halben Liter Bier zu trinken, bekam einen nachdenklichen Blick und einen Kuss. Ich verließ ihr Zimmer und krabbelte in mein Bett im **Laboratorium**. Die älteren Brüder kamen später, aber das bemerkte ich nicht, weil ich kurz nachdem ich in meinem Bett lag in tiefen Schlaf fiel, aus dem mich weder Wölfi noch Fritz nach ihrer späteren Rückkehr vom Berg aufweckten.

Erst im Morgengrauen weckte mich die schwarze Amsel, also Herr Amsel mit voller Lebensfreude. Er beobachtete vom Hollerbusch die Küken der ersten Brut, während seine Gattin im Vogelhäuschen saß. Wenn keine Gefahr, wie etwa durch die Hauskatze oder den Hahn bestand, konnte er wunderschöne Melodien pfeifen. Aber wenn Herr Amsel Gefahr entdeckte, begann er heftig zu schnarren und zu krächzen, um dann mit ausgebreiteten Schwingen mit dem Schnabel voraus der Quelle der Gefahr entgegenzufliegen und nach ihr zu picken. Nach einigen solchen Angriffen zieht sich selbst unser prächtiger Hahn bald zurück. Das liegt wohl weniger am Picken mit dem Schnabel, sondern am Lärm, der ihn begleitet. Dieser Lärm hat mich aufgeweckt. Der Hahn krächte hysterisch, die Hühner gackerten aufgebracht und Herr Amsel passte kompromisslos auf seine Küken auf, die, als sie zwei Wochen nach dem Schlüpfen das Nest verlassen hatten, meist noch nicht flugfähig waren. Er beschimpfte die Eindringlinge mit einer Kaskade von beleidigenden Misslauten. Ich ging zum Fenster, schloss es leise und kroch zurück ins Bett.

Ich hatte Kopfweg und einen ekligen Geschmack im Mund, der auch nach dem Zähneputzen nicht verschwinden wollte, weil er wohl von innen, aus dem Magen kam. Es war erst fünf Uhr, ich war müde, aber konnte nicht schlafen. Ich lag auf dem Rücken und starrte auf das helle Leinentuch über mir, mit dem die Drahtspiralen der Sprungfedern von Fritzis Bett im ersten Stock, abgedeckt waren. Wenn er sich umdrehte begannen einige dieser Federn zu quietschen. Die anderen Betten hatten dieselbe Macke. An diesem Morgen fiel mir das besonders auf. Die Brüder, mit denen ich auf dem Berg war, hatten wohl mehr als eine Maß Festbier getrunken. Fritz schnarchte und Wölfi, der sonst ab fünf Uhr lebendig wurde, war im Tiefschlaf. Ich hatte bisher kaum Bier getrunken und wenn, dann ein kleines, mit Limonade gemischt als Radler auf der Berg. Bisher hatte lauwarmes Starkfast leeren Magen enthaltene Alkohol innere Organe in schließlich das verursacht einen Schwindelanfall man betrunken ist lallen. Wer dann



Aussichtsterrasse auf dem ich nicht versucht, einen Liter Bier in einer Stunde in meinen abzufüllen. Der im Bier gelangt durch Magen und die Blutbahnen und erreicht Gehirn. Er vernebelt es und ‚Suri‘, wie die Oberbayern den nennen, der entsteht wenn und beginnt zu torkeln und zu weiter trinkt, bekommt einen

Rausch. Später folgt der Vollrausch und der Berauschte folgt der der Schwerkraft und sein Körper verlässt die Horizontale. Davon war der Zustand, den ich erreicht hatte weit entfernt. Ich hat eher einen ‚Suri‘ als mir Gottes Auge im Goldenen Strahlenkranz in den Flammen des Sonnwend-Feuers erschien. Nachdem Wölfi mich entdeckt und an beiden Armen zurück in die Vertikale und vom Feuer gezogen hatte, begann die Vision zu verblassen. Eine Vision ist eine sichtbare Erscheinung, die andere so wenig sehen können wie meine Träume, die mich im Schlaf in eine Welt führen, die unwirklich ist, obwohl sie Teile meiner Lebenswirklichkeit enthalten. Wer Träume am Tag hat, ist ein Tagträumer. Die haben bei den Erwachsenen keinen guten Ruf. Sie gelten als Tagediebe und Nichtnutze.

Im Buch 1. Mose 39 gibt es die Geschichte einer gelungenen Traumdeutung, ganz trivial und ohne einen sprechenden Gott wie etwa in Jakobs Traum von der Himmelsleiter, an deren Ende Gott steht, das Geschlecht Abrahams und seiner Nachkommen segnet und den Hebräern Land und immerwährenden Schutz verspricht. „Der Hebräer Josef deutete den Traum des Pharaos von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen und wurde dafür mit einem Ring belohnt.“



Der Pharao gab Josef einen neuen Namen und nannte ihn Zafanat-Paneach. Er gab ihm Asenat zur Frau. Sie war die Tochter des Potifera, des Priesters von On. Dann zog Josef durch Ägypten. Er war dreißig Jahre alt, als er vor dem Pharao stand, dem König von Ägypten. Nachdem Josef den Pharao verlassen hatte, bereiste er das ganze Land, um einen Teil der Erträge der fetten Jahre für die dann kommende Dürre in Vorratslagern zu sammeln.“

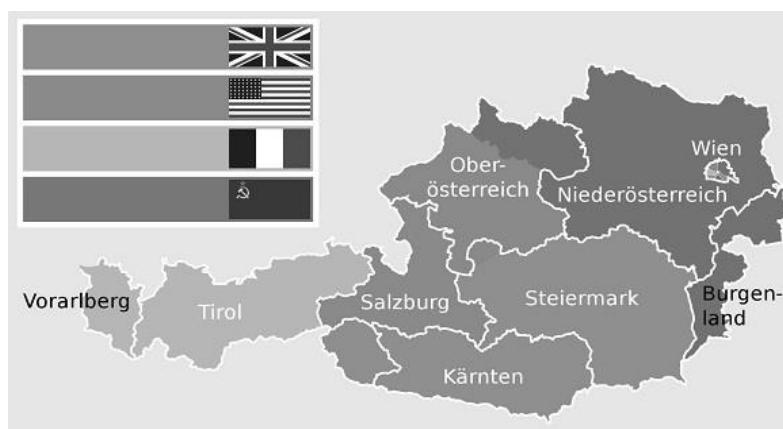
Per Bahn nach Wien und von dort nach Ladendorf in Niederösterreich

Mein Leben würde sich auch nicht durch die beste Traumdeutung verändern. Ich hatte noch sieben Jahre Zeit um Erwachsener zu werden und ob das fette oder magere Jahre werden würden, lag an mir selbst und meiner Fähigkeit mich ständig wechselnden Lebenswirklichkeiten anzupassen. Ich wartete ungeduldig auf das Ende des Schuljahres und die Übergabe eines Zeugnisses, das diesmal keine einzige 5 enthalten sollte. Ein paar Zweien, drei Dreien und vier Vieren. Rügenfrei, keine Beileidsbekundigungen. Es wurde im Klasszimmer nach alphabetischer Reihenfolge mit Namensruf überreicht. Zwei Zeugnisse und ein Couvert zur Rücksendung eines Exemplares mit Unterschrift des Erziehungsberechtigten an die Schule. Briefmarke war nicht dabei. Formlos und nicht mal gebührenfrei. Das geschah am 19. Juli. Ob eine Feier oder ein Abschlußgottesdienst statt fand weiß ich nicht mehr. Aber nach Ankunft am Bahnhof Hohenpeißenberg musste ich ziemlich warten, bis der Stationsvorsteher das Schalterfenster beiseite schob und meine Anfrage nach einer Fahrt nach Ladendorf bei Wien übermorgen entgegennahm. Kinder aus kinderreichen Familien konnten vom 10. Bis zum 25. Lebensjahr zum halben Preis fahren. Dafür gab es einen Ausweis, den ich beim Kauf einer Monatskarte vorlegen musste. Die Fahrkarte nach Wien Hin und Zurück kostete 36 DMark. Auf dem Weg nach Hause hob ich 70 DMark von meinem Sparbuch ab. Nachdem ich die 36 DMark am nächsten Tag am Schalter abgeliefert hatte, übergab mir der Stationsvorsteher die Fahrkarte für eine Hin- und Rückfahrt von Hohenpeißenberg nach Wien-Westbahnhof mit einem aufmunternden Blick, als er erklärte, dass ich die Fahrkarte zum Anschlußzug vom Wiener Ostbahnhof nach Ladendorf vorort kaufen müsse und dafür österreichische Schillinge benötigen würde. „Merk da des Bua, sonst werst bschissn! Der D 224 von Ostende über Köln, München nach Wien fährt kurz nach acht Uhr morgens vom Hauptbahnhof München ab. Den Zug kannst nur erreichen, wannst mit dem ersten Frühzug von Peißenberg fahrst. Abfahrt 6.15 Richtung Weilheim zum Eilzug von Garmisch nach München. Dann bist um zwei Uhr nachmittags am Wiener Westbahnhof. Um vier Uhr fährt ein Zug vom Ostbahnhof nach Laa an der Taja. In Ladendorf steigst dann aus.“ Auf dem Rückweg nach Hause ging ich nochmal zur Sparkasse und kaufte bei dem Fräulein in der



Kreissparkasse für 30 DM österreichische Schillinge. Ich erhielt dafür 190 Schillinge und nach Abzug von Wechselgebühren 170 Schillinge. 160 davon in Scheinen: Ein Hundert Schilling Schein mit Johann Strauss und drei 20 Schilling Scheine mit Auer v. Welsbach darauf. Dazu gab es eine siberne 10 Schilling Münze. Ein

fesches Geld hatten sie schon die Österreicher und Wert hatte es auch, es hatte Kaufkraft. Dann machte die Kassenangestellte etwas, was sie damals gemacht hatte, als sie den Verkaufserlös der Missionskalender in ein Couvert steckte, die Klebefläche über einen Schwamm zog und den Brief versiegelte. Sie legte großen Wert auf ihr Äußeres, trug Make-Up, Lippenstift und eine Farah Diba Frisur, die so hieß weil die Frau des Schah von Persien sie trug. Der auf dem Hinterkopf hochgedrehte Haarturm und ihre Stöckelschuhe machten sie zwanzig Zentimeter größer. Fräulein Schmidt sah aus wie eine Schaufensterpuppe, als sie hinter dem Schalter stand und mir das Couvert mit den Scheinen von oben so herabreichte, dass ich ihre kahlgeschorenen Achselhöhlen und bloßen Busen in ihrem Ausschnitt sehen konnte. Dann legte sie mir ein Formular vor, das den Ankauf von Devisen bestätigte, foderte meine Unterschrift, fasste nach meiner Hand, drückte mir einen Kugelschreiber zwischen die Finger und führte sie an die Stelle an der stand: Datum.....Unterschrift..... Untersreiben durfte ich selbst und kaum war ich fertig entzog sie mir den Stift, griff nach dem Papier, holte das schwarze Durchschreibpapier heraus und überreichte mir einen Durchschlag. Mit einem schmalzigen, von aufgeklebten Wimpern umflorten Blick sagte sie: „Heb das gut auf und werf es erst weg, wenn du wieder zurück bist. Das ist ein Zahlungsbeleg über einen Devisenhandel, nämlich den Erwerb der Währung eines Nachbarlandes. Das ist internationaler Verkehr, er findet auch hier, in Hohenpeißenberg statt. Ich werde das Original abheften.“ Dann sah sie mich kurz an, zwinkerte mit dem linken Auge und zischte: „Schleich di!“ Sie war wirklich charmant und schlau. Ich verabschiedete mich mit „Dank schee!“ und eilte am Schächchen vorbei nach Hause. Es war meine erste Auslandsreise. Eine neue Erfahrung. Eine ganztägige Reise mit der Eisenbahn nach Wien. Ich wollte den Knaur Weltatlas nicht mit nach Wien schleppen und hab mich am Nachmittag mit einem Liegestuhl an den Waldrand zurückgezogen, um das Länderkapitel über Österreich nochmal zu lesen. Und obwohl die Daten von 1950 andere waren als die von 1960 hatte sich die Geschichte nicht verändert: Die Pracht der Kaiserzeit war seit 1918 vorbei. Die Weltstadt Wien ist nur noch die Hauptstadt der Republik Österreich die mit 84tausend Quadratkilometern etwas größer ist als Bayern, aber nicht mehr Zentrum eines Staatsgebiets von fast 700tausend qkm mit fast 53 Millionen Einwohnern war. Nach der Eroberung und Besetzung durch die Alliierten im Frühling 1945



wurde die Republik Österreich wieder eingerichtet, aber unter dem Besatzungsstatus der Alliierten. Mit der Unterzeichnung des österreichischen Staatsvertrages am 15. Mai 1955 durch Leopold Figl und durch Vertreter der vier Siegermächte und dem Bekenntnis zur Neutralität sowie der Verpflichtung, keinen erneuten Anschluss an Deutschland anzustreben, erlangte die Republik Österreich am 27. Juli 1955 ihre volle Souveränität. Deutschland war davon noch weit entfernt. Die Bundesrepublik Deutschland handelte als Rechtsnachfolgerin des Deutschen Reiches. Zu Kaisers Zeiten waren das ohne Kolonien 540tausend qkm. 1937 befanden sich noch 470tausend qkm in den Grenzen des Staatsgebiets, aber auch die Kolonien waren weg. Seitdem wohnen auf den 249tausend qkm der BRD 47 Millionen Westdeutsche und auf 108tausend qkm der SBZ 17 Millionen Ostdeutsche. 114tausend qkm sind umstritten, weil da früher Deutsche gelebt haben, aber geflohen sind oder vertrieben wurden. In Berlin lebten 1950 3,3 Millionen, im Saarland 950tausend Menschen. Den Österreichern ging es vergleichsweise gut, Sie sind zwar auch im Osten, Norden und Süden durch den eisernen Vorhang eingesperrt, aber können unbehindert nach Westen. Im ihrem neuen kleinen Staat können sie nun ohne Sowjets, Angelsachsen und Franzosen leben. Wenn man mit dem, was man hat zufrieden ist, ist Frieden möglich, auch wenn man dafür etwas abgeben muss. Ich stellte den

Knaurs Weltatlas zurück ins Regal und ging zum Abendessen im Esszimmer. Mir war unwohl, weil ich noch nicht wusste, wie ich am nächsten Morgen um 6.15 zum Frühzug vom Bahnhof in Peißenberg komme. Aber inzwischen war Jörg zum Wochenende am Berg eingetroffen. Er hatte ein neues Moped mit einer Sitzbank und einem Gepäckträger. Eine DKW Hummel, kein Angebermoped wie eine Kreidler Florett, sondern eher ein Nutzfahrzeug. Damit brachte er mich, mit meinen abgenutzten Holzrahmenkoffer an den Gepäckträger geschnürt, am nächsten Tag zum Bahnhof nahe dem großen Bergwerk in Peißenberg. Nachdem er mich abgesetzt hatte und wir uns brüderlich verabschiedet hatten saß ich wenig später im Zug von Peißenberg nach Weilheim. Es war ein sonniger Sommertag, Kaiserwetter.



Die Bahnstrecken über Starnberg oder Augsburg nach München kannte ich schon, aber noch nicht die, die aus München in Richtung Süd-Ost führte. Als ich schließlich das Gleis in der Haupthalle erreichte und in den Zug nach Wien gestiegen war, sah ich dass alle Sitzplätze in den Coupes besetzt waren. Ich war froh, einen Stehplatz an einem Gangfenster zu finden. Durch das konnte ich die Ausfahrt aus dem Labyrinth des großen Bahnhofs durch die Südstadt Richtung Unterhaching bis Holzkirchen, Sauerlach und Rosenheim beobachten.



Erst nach Freilassing Richtung Grenze gab es wieder freie Sitzplätze und ich konnte der Reise auf einem Fensterplatz sitzend folgen. Bei der Grenzkontrolle zeigte ich meinen Ausweis für Kinder über vierzehn Jahre, den Mutti besorgt hatte. Wenig später kam die Silhouette von Salzburg in Sicht. Die Elektrolok kündete ihre Einfahrt in den Bahnhof mit einem langgezogenen Sirenenton an und blieb dann bis zur Abfahrt mit abgeschalteten Generatoren lautlos für zwanzig Minuten am Bahnsteig stehen. Auf dem Bahnsteig gab es

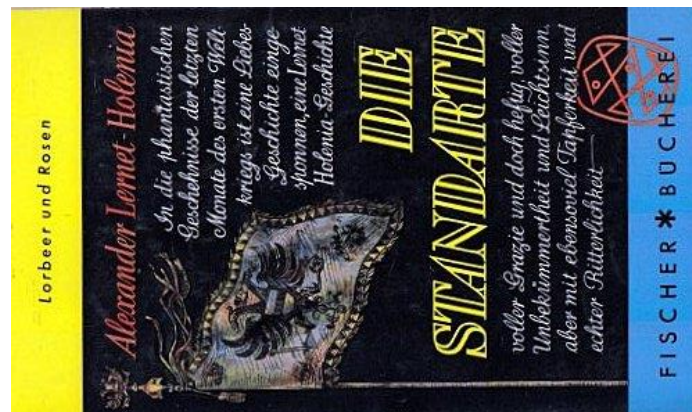


Sitzbänke, einen Kiosk und einen Mann mit einem Verkaufswagen für Wiener Würstchen, das Paar mit Senf, Semmel auf Pappeller für neun Schilling und fünfzig Groschen oder umgerechnet eine Mark und vierzig Pfennige. Das war auch der Preis für dieselbe Ware auf dem Hauptbahnhof München. Also dieselbe Kaufkraft, nur in anderen Zahlen. Darüber konnte ich nachdenken während ich den von Mutti mitgegebenen Reiseproviant untersuchte, eine Mettwurststulle mit saurer Gurke fand und das Knurren meines Magens fürs erste abstellte. Um zehn Uhr forderten die Schaffner die Passagiere auf, ihre Plätze wieder einzunehmen. Wenig später schlossen sie die Türen. Ich ging in mein Abteil, öffnete das Fenster und beobachtete die Abfertigung des Zuges, der auf den Pfiff mit der Trillerpfeife, mit einem elektrischen Sirensignal beantwortete und ohne Dampffahne, ratternden Pleuel und zischenden Ventilen aus dem Schatten der Bahnsteigdächer in den hellen Mittag von der Salzach Richtung Nord-Ost zur Donau rollte. Von Salzburg bis zum nächsten Halt in Wels waren es 120 Kilometer. Bis zur Donau bei Linz weitere 40 Kilometer. Solange mir niemand meinen gut gepolsterten Sitzplatz am Fenster streitig machte, fühlte ich mich wie im Kino. Die Wiesen, Felder, Wälder und Dörfer unterschieden sich nicht sonderlich von der Oberbayerns nur die Landschaft, die langsam weniger hügelig wird und zur Donau hin an Weite gewinnt. Die Böden waren fruchtbar und gut bestellt, die Sonne stand direkt über dem Zug, als er in den Bahnhof von Linz einfuhr. Das Gebäude war zwar stattlich, sah aber nicht einladend aus. Ich war froh, als der Zug den Schatten des Bahnhofs, Stadt und Bahngelände hinter sich gelassen hatte und in weitem Abstand vom Fluss über Amstetten in Ybbs die Donau wieder erreichte und die nächsten dreißig Kilometer in begleitete. Ich stand am Gangfenster, von wo aus ich die Donau, den Schiffsverkehr und die Dörfer am Ufer sehen konnte, als ich an einer Flussbiegung ein prächtiges Gebäude auf einem Felshügel über der Stadt Melk entdeckte.



Ich kannte die Stilrichtung und imposante Klöster im Barockstil gab es auch in Oberbayern. Aber dies hier war beeindruckend und ich merkte mir den Namen, um später herauszufinden, was ich da gesehen hatte. Von Linz über St. Pölten nach Wien sind es 185 Kilometer. Mit den 150 Kilometern von München nach Salzburg und den 160 Kilometern nach Linz ergibt das eine Gesamtstrecke von 500. Bei einer Reisegeschwindigkeit von 120 km/h wäre das in vier Stunden und zwanzig Minuten zu machen. Aber nicht, wenn dazwischen drei größere Bahnhöfe mit jeweils 15 Minuten Aufenthalt passiert werden und auf vielen Streckenabschnitten die Reisegeschwindigkeit gedrosselt werden muss wie etwa bei der Einfahrt und Abfahrt in und aus den Bahnhöfen. Eine Elektrolok kann zwar besser beschleunigen als eine Dampflok, die Reisezeit betrug trotzdem sechs Stunden und zwanzig Minuten. Der Zug hielt nicht in Melk sondern verließ die Donau und fuhr nun Richtung St. Pölten. Ich hatte inzwischen mein letztes Pausenbrot gegessen und meine zwei Wasserflaschen waren leer. Nach Wien waren es noch zwei Stunden. In der Papiertüte, in der

Mutti das alles untergebracht hatte, fand ich ein braunes Couvert. Darin war ein Taschenbuch. Es war das, das sie gelesen und beiseite gelegt hatte, als ich mich vom Sonnwendfeuer zurückgemeldet hatte. Ich erkannte es an der Fahne und am Titel. Ein Zettel mit einer Notiz lag bei. „Lieber Puzel, das ist eine Geschichte aus Österreich. Nicht von heute, sondern vor vierzig Jahren. Les es wenn du Zeit findest! Hab schöne Ferien und benimm Dich gut!“ Der Zug hatte den Bahnhof von St. Pölten passiert und sauste mit 120 Km/h Richtung Wien durch erntereife Kornfelder und hübsche Dörfer. Er durchquerte enge bebaute Täler, dann ein hügliges und dichtbewaldetes Gebiet, den Wienerwald. Es waren noch 40 Kilometer bis zur Ankunft am Westbahnhof. Ich nahm das Taschenbuch zur Hand. Es war nicht sehr dick: 213 Seiten, eng bedruckt. Der Umschlagtext kündigt eine Liebesgeschichte unter phantastische Bedingungen an. Eine Geschichte voller Grazie und doch heftig, voller Unbekümmertheit und Leichtsinn, aber ebenso viel Tapferkeit und echter Ritterlichkeit. Auf den letzten Seiten fand ich eine Zusammenfassung des Inhalts: „Die Standarte“ ist „ein Roman über die Vergänglichkeit, über eine untergegangene Epoche, mit der verschwand, was über Jahrhunderte hinweg als festes und ewiges Fundament der Gesellschaft erschien. Als die Donaumonarchie im Jahr 1918 zerbrach und die aus ihren Teilen entstandenen Staaten eigene Wege gingen, stellte sich für viele Menschen ein neues Gefühl der Freiheit ein, das sich in den folgenden Jahren aber für die meisten als trügerische Hoffnung heraus stellte. Ein kleiner Rest dieses einst mächtigen Reiches war Österreich. Dem französischen Ministerpräsident Clemenceau schreibt man das wenig schmeichelhafte Zitat zu: „Österreich ist, was übrig bleibt“. Die Kaiserstadt und Hauptstadt Wien, schien viel zu groß für dieses kleine Land zu sein.



Ein Jahrzehnt nach dem Ende des Großen Krieges erinnert sich Herbert Menis, der damals als Fähnrich der kaiserlichen Armee Anfang Oktober 1918, in den letzten Wochen des Krieges und der Monarchie, nach Belgrad versetzt wurde, an seine Erlebnisse. Man wollte ihm, dem Neffen eines Generals der Kavallerie, wohl an diesem Ort, fern von den Kämpfen, Zeit geben, sich von einer schweren Verwundung zu erholen. In dieser Zeit geschah folgendes: Menis hatte im Theater die wunderschöne Hofdame Resa Lang gesehen und wollte, ja musste, ihr unbedingt vorgestellt werden. Zwar gelang ihm das mit einem gehörigen Maß an Unverfrorenheit, doch sein forsches Auftreten hatte zur Folge, dass er sofort in eine abgelegene Garnison abkommandiert wurde. Im letzten Moment vor seiner Abreise gelang es ihm, ein Treffen mit Resa Lang zu arrangieren, das ihm Hoffnung machte, dass seine Zuneigung erwidert würde. Menis versprach, in der nächsten Nacht wieder zu kommen, auch wenn das für ihn einen stundenlangen Ritt bedeutete. In seinem vorgesetzten Rittmeister Graf von Bottenlauben fand er einen Vertrauten, der ihm zunächst bereitwillig einen Passierschein für dieses nächtliche Abenteuer ausstellte.

Zur selben Zeit jedoch, und das ist das zweite Ereignis, brach die Front im Süden immer weiter ein und näherte sich Belgrad. Man konnte schon den Kanonendonner hören und Menis' Division wurde an die Front abkommandiert. Aber wie auch an so vielen anderen Orten der Monarchie begannen die Soldaten zu meutern. Wer nicht aus dem österreichischen Teil des Reiches stammte, sah keinen Sinn darin, gegen den Feind eines Landes zu kämpfen, das er nicht mehr als das seine anerkannte. Die Polen, die Ruthenen, die Slowenen, die Böhmen, die Rumänen – für sie war die Donaumonarchie bereits vergangen, eine Zukunft gab es nur für ihre eigenen Heimatländer. Die Meuterei der Soldaten in Menis' Regiment mündete in einem Blutbad. Der Divisionskommandant ließ ein kaisertreues Regiment heran holen, das unvermittelt das Feuer auf die Befehlsverweigerer eröffnete. Im Kugelhagel starben auch viele der Offiziere, darunter der älteste

Fähnrich, und so erhielt Menis den Befehl, die Standarte des Regiments zu übernehmen. Mit nur einer Handvoll Überlebender aus seinem Regiment und mit Resa an seiner Seite gelang es Menis, vor den schnell vorrückenden Briten aus Belgrad zu fliehen. Es folgte eine mühevoll Reise zuerst nach Ungarn und von dort nach Wien. Eine Reise, während der sich die Welt draußen vor den Fenstern des Zuges vollständig änderte. Plötzlich überall Grenzen, wer am Vortag noch Bewohner desselben Staates war, war nun Bürger eines neuen Staates. Menis brachte die Regimentsstandarte, das Symbol für das Fortbestehen der alten Werte, zurück nach Wien. Die meisten, die wie er fest verwurzelt in der Tradition, im Glauben an Kaiser und Kaiserreich aufgewachsen sind, stehen in diesem November 1918 vor einem Abgrund. Alles, was davor von Wert und Bedeutung war, verschwindet in dessen bodenloser Dunkelheit. Vielen erging es nach dem Krieg und der Ablösung der Monarchie durch den neuen Staat Österreich wie Menis. Selbst die eigenen Bürger, glaubten nicht an sein Überleben. Die Standarte, die der Fähnrich bis nach Wien zurückgetragen hatte, war am Ende wertlos, weil nichts mehr von dem, was sie repräsentierte, existierte. Er warf sie in ein Feuer, in dem sie mit all den anderen Fahnen und Standarten verbrannte. Nun hatte er die alte Welt hinter sich gelassen und konnte mit Resa eine neue Welt betreten.“

Das klang nicht nach Ferienliteratur für Vierzehnjährige, das roch nach Anstrengung und ich hatte meinen Knurs Weltatlas zu Hause gelassen. Vielleicht gab es in Ladendorf ein mehrbändiges Konversationslexikon. Das Deutsche Kaiserreich unter Preußen wie die Österreich-Ungarische Doppelmonarchie waren die guten alten Zeiten an die sich die Großeltern gerne erinnerten. Der zweite Große Krieg war ein Betriebsunfall der Geschichte an den man sich ungern erinnerte. Es galt die Bombenschäden zu beheben und die Trümmer zu beseitigen. Westbahnhof wie der Südbahnhof wurden teilweise zerstört, mussten abgerissen und neu gebaut werden. Der Westbahnhof konnte 1951 teil- und 1954 vollständig eröffnen, der Ostbahnhof 1956. Der Zug hatte den Wienerwald nach Purkersdorf verlassen. Ich packte meinen Koffer, verließ das Abteil, stellte mich an ein herabgezogenes Gangfenster, und beobachtete über mehrere Kilometer in schneller Fahrt eine hügelige Gartenlandschaft mit großzügigen Häusern. Mit dem Wind in den Haaren und der Sonne im Gesicht sah ich eine wohlgeordnete und saubere Welt unter kornblumenblauem Himmel. Aber dann wurde die Bebauung dichter, die Straßen enger, die Häuserblöcke höher, das Bahngelände breiter und die Gleise mündeten in einen Sackbahnhof wie in München. Der Wiener ist deutlich kleiner als der Münchner Hauptbahnhof, aber die Halle war fast ebenso hoch und licht. Am Auskunftsschalter fragte ich eine Dame



vom Fremdenverkehrsbüro nach dem Weg zum Südbahnhof und bekam eine Innenstadtkarte auf der sie den Südbahnhof angekreuzt und die Wegstrecke auf der Karte vom Bahnhof über die Mariahilferstraße bis zur Hofburg und von dort über Opernring, Kärntner Ring bis zum Schwarzenberg Palais markiert hatte. Von dort zeigte ein Pfeil durch den Park des Schloss Belvedere an dessen Südende zum neuen Südbahnhof, in den nun

auch der frühere Ostbahnhof integriert worden war. Als ich fragte, wie lang die Strecke sei, meinte sie etwa sechs Kilometer. Der nächste Zug nach Laa an der Thaya würde um 17.30 abfahren. Da blieben mir noch Zeit für Besichtigungen oder eine Jause. Ich hatte also fast drei Stunden Zeit und machte mich auf den Weg aus dem Bahnhof zur Mariahilferstraße. Die war wie der Platz vor dem Bahnhof belebt und voller Geschäfte.



Mein Koffer war zwar weder groß noch schwer, aber er nervte im dichten Fußgängerverkehr und ich war erleichtert als ich auf dem großen Platz mit dem Namen Heldenplatz vor der Hofburg eingetroffen war. Ich wusste, dass der gewaltige Palast der Hofburg nur ein Teil der des Areals war, von dem aus die Habsburger ein Reich regierten, in dem die Sonne nie unterging. Im Geschichtsunterricht stand das erst in drei Jahren auf dem Lehrplan. Ich fand das alles beeindruckend, stellte mir aber zugleich die Frage, wie aus einer solchen Großmacht ein Zwergstaat werden konnte. Ich drehte dem imperialen Pomp meinen Rücken zu setzte meine Wanderung zum Südbahnhof über den prachtvollen Ring Richtung Palais Schwarzenberg fort.



Ich war hungrig und der Ring war voller Cafés und Restaurants, die zur Kaffeezeit um 16 Uhr gut besucht waren. Ich sah ein Schild, auf dem eine große Portion Kaiserschmarrn für fünfzehn Schilling angeboten wurde. Der Name des Cafés war Café Schwarzenberg und seine Innenräume waren, obwohl es helllichter Nachmittag war, durch Kandelaber von der Decke erleuchtet. Als ich den Kaiserschmarrn bestellt hatte,

fragte die Bedienung mit spitzer Stimme: „Was wünscht der junge Herr zu trinken?“ Als sie merkte, dass ich daran noch nicht gedacht hatte, schlug sie mir vor dazu eine österreichische Limonade zu trinken. „Das Kracherl kostet nur fünf Schilling. Is net so schlimm, oder?“ Als ich zusagte verschwand sie und kehrte mit



einer Flasche Almdudler zurück. Die schmeckte ganz gut, aber auf den Kaiserschmarrn musste ich fünfzehn Minuten warten. Die Aussicht war merkwürdig. Da saß ich allein an einem Tisch mit meinem Koffer und alle ringsum waren damit beschäftigt zu reden. Draußen war es hell und sonnig, im Café schummrig und gedämpft. Die Menschen waren nicht nur wegen eines Kaiserschmarrns hier. Ich war der einzige Nichterwachsene, der bald allein an einem Tisch vor einem Teller lauwarmen Kaiserschmarrn sitzen würde. Wenn ich nun wie ein Sandkorn eine Ritze fallen würde, könnte mich niemand mehr wiederfinden. Ich wäre



einfach in Wien verschwunden. Schließlich kam ein Ober mit einem Tablett in meine Richtung und setzte einen Teller Kaiserschmarrn vor mir ab. Wer im Café einen großen Teller Kaiserschmarrn erwartet ist falsch beraten. Man kam scheinbar hierher um Kaffee zu trinken und nebenher eine Torte, Kuchen, Gebäck oder eine kleine Portion Kaiserschmarrn mit Apfelmus zu sich zu nehmen. Als Hauptgericht war er nicht geeignet. Ich war gespannt auf das Abendbrot in Ladendorf und verließ das Café Richtung Karlsplatz mit knurrendem Magen aber beschwingt von den seltenen Alpenkräutern aus dem österreichischen Hochgebirge, die dem Almdudler seine ganz besondere Note verliehen. Spritzig, pricklig, würzig. Der Karls Platz in der Stadtmitte, ist der belebteste Verkehrsknoten der Stadt. An der Südseite des Platzes steht die Karlskirche. Es gibt auch einen kleinen Park und ein großes ovales Wasserbassin auf dem Platz vor dem Eingangsportal der Karlskirche. Der Platz war riesig und das größte Verkehrshindernis auf meinem Weg zum Südbahnhof.



Ich musste ihn diagonal überqueren, um hinter der Karlskirche zu den Parks des Palais Schwarzenberg von Schloß Belvedere zu gelangen. Es war inzwischen 16 Uhr 30 und noch zwei Kilometer bis zur Südspitze des Parks von Schloß Belvedere. Der Schloßgarten war von 7 morgens bis 19 Uhr abends geöffnet und der Eintritt frei. Ich betrat das Gelände über das ‚Untere Belvedere‘. Das heißt vielleicht so, weil das Hauptgebäude der Anlage etwa zehn Meter Höhe gelegen ist und deshalb ‚Oberes Belvedere‘ genannt wird. Dazwischen erstreckt sich der Schloßgarten mit strengen geometrischen Strukturen, Blumenmustern, marmorgefassten Wasserflächen und von Blumenrabatten gesäumten Gehwegen aus



feinstem weißen Kies. Wenn man sich ein paar hundert Meter später umsieht, blickt man Richtung Zentrum mit dem Stefansdom Mitte links. Das Untere Belvedere, ein eher schlichtes Gebäude liegt niedriger. Das Gelände steigt sichtlich an. Prinz Eugen, der edle Ritter, einer der bedeutendsten Feldherren des Habsburgerreiches, dessen Stellung als Großmacht er wesentlich sicherte, hatte 1717 mit den Bauarbeiten begonnen, die zehn Jahre später beendet wurden. 1736 starb er an einer Lungenentzündung. 1752 kaufte Kaiserin Maria-Theresia das gesamte Areal. Am 12. November 1918 ging das Belvedere in den Besitz der Republik Österreich über. Das habe ich auf einem Wandtaferl am Ausgangsportal Richtung



Südbahnhof gelesen. Dort stand auch folgendes: „Die Unterzeichnung des Staatsvertrags, der Österreich 1955 frei von Besatzungsmächten und anderen Souveränitätseinschränkungen machte, fand am 15. Mai 1955 im Marmorsaal des Oberen Belvederes statt. Die riesige Menschenmenge, die im Belvederegarten auf das Erscheinen der Vertragsunterzeichner auf dem Balkon des Schlosses wartete, brach in Jubel aus, als Außenminister Leopold Figl den unterzeichneten Vertrag in die Höhe hob. Sein Ruf ‚Österreich ist frei!‘ erschallte unmittelbar nach den Unterschriften im Marmorsaal.“



Ich überquerte den Landstraßer Gürtel und ging über die Arsenal Straße zum neu gebauten Südbahnhof. Vom Anbau am Hauptgebäude fuhren die Züge Richtung Laa an der Thaya im Norden. Aber dort fand ich keine Fahrkartenschalter. Ich musste zurück ins Hauptgebäude. Fast hätte ich dadurch den Zug verpasst, aber alles ging gut. Manche Menschen waren freundlich, die Bahnsteige eng und überfüllt, die Luft dick und die meisten Reisenden von der Arbeit erschöpft. Freitag war nicht Wochenende, auch nicht in Österreich. Erst Samstag nach Mittag wurden die Betriebe, Schulen und Läden bis zum Morgen am Montag geschlossen. Am 24. November 1870 wurde die Bahnlinie Wien-Stadlau-Laa-Grusbach eröffnet. Ladendorf erhielt damit einen Bahnanschluss nach Wien. Der Zug Richtung Laa stand bis auf den letzten Platz belegt zur Abfahrt

bereit und setzte sich pünktlich um 17 Uhr 30 dampfschnaubend Richtung Norden in Bewegung bis zum Bahnhof Leopoldstadt. Dann überquerte er die Donau und hielt nochmal in Florisdorf wo er das Donautal



verließ und ins Weinviertel einfuhr. Der nächste Halt hieß Wolkersdorf. Von dort waren es noch fünf Stationen, bis ich den Zug in Ladendorf verlassen konnte. Es waren nur fünfzig Kilometer, aber inzwischen war es fast sieben Uhr als ich am Bahnhof stand, der abseits von Dorf und Schloss lag. Ein Einheimischer



zeigte mir schließlich die Straße, die zum Schloss führt. Das große weiße Gebäude links des Baumes ist das Schloss Ladendorf und daneben fast verdeckt, das Dach des Amtsgebäudes. Rechts neben dem Baum ist der Turm der Kirche zu sehen. Ich musste nur immer geradeaus gehen, meinte der Einheimische, der mich neugierig befragt hatte, warum ich denn zum Schloss wolle, ob ich aus dem Reich oder gar ein junger Baron sei. Mit Reich meinte er vielleicht die BRD. Aber Barone gibt es in Österreich seit 1918 nicht mehr. Das wusste ich. Die Österreicher haben den Adel und seine Titel einfach abgeschafft. Auch als Teil des Namens.

Während sie in der Bundesrepublik Teil des Namens blieben und vom Freiherrn bis zum Fürsten so hießen. Schließlich stand ich vor Hauptgebäude von Schloss Ladendorf, dessen leere Fensterrahmen zeigten, dass es



unbewohnt war. Ich ging über den Fußweg hinauf, stand vor den hohen Mauern mit den toten Fenstern und sah rechts davon einen Park mit Kieswegen und dem Kirchturm, den ich auf dem Weg vom Bahnhof gegenüber erblickt hatte. Ich ging in diese Richtung und mein Instinkt war richtig, denn nun stand ich vor dem Amtsgebäude des Schlosses und seiner Ländereien. Die Tür rechts neben dem hängenden Laubbaum war der Haupteingang. Aus dem Erdgeschoss hörte ich Pferde wiehern, dort waren also Stallungen. Neben dem Haupteingang lag ein schwarzer Cocker-Spaniel. Als der mich sah, begann er zu bellen, erhob sich und kam mir entgegen. Aus dem Fenster über dem Eingang beugte sich jemand in meine Richtung und eine Stimme rief „Tapsi! Tapsi!“ und der Hund hörte auf zu Bellen. Dann kam ein Mädchen aus dem Eingang direkt auf mich zu, musterte mich von unten bis oben, drückte meine Hand und sagte: „Du musst der



Burkhardt sein. Ich bin Marie-Antoinette, aber du kannst mich Tettchen nennen. Komm, ich bring dich nach oben. Wir haben uns eben zum Abendbrot versammelt.“ Sie zog mich durch den Eingang in das Treppenhaus zum ersten Stock. Dort bewohnte die Familie eine Wohnung mit vielen Schlafzimmern und einem großen Salon mit Speisezimmer, Küchen- und Vorratsräumen. Ich war der Familie bisher nicht begegnet und lernte jetzt nach Tettchen auch Tante Podone, Onkel Max und ihre Söhne Mäxi und Sigismund kennen. Sie hatten

sich im Salon versammelt. Onkel Max saß auf einem Armsessel unter einem großen Ölbild von einem Ahnen von Tante Podone vor zweihundert Jahren in adliger Kleidung. Onkel Max war mit fünf Jahre älter als mein Vater und Tante Podone mit fünf Jahre älter als meine Mutter. Onkel Max, rechts oben neben Hans-Jürgen, hatte zwar kaum Ähnlichkeit mit meinem Vater Friedrich-Wilhelm in der Bildmitte untere Reihe zwischen



Joachim und Wolf-Dieter Huck 1935. Max hatte zwar feste, schwarze Haare und eine schöne Nase aber auch etwas, was die Erwachsenen Charme nannten. Auch Muttis Freund Fred Bieger, Ehemann von Hertha Warenburg, sah ähnlich aus und schien etwas zu haben, was Frauen mochten. Sie waren charmant und hatten, wie Mutti es nannte „eine besondere Ausstrahlung“. Die entstand nicht dadurch, dass Onkel Max als Rittmeister viele Turniere gewonnen und den zweiten Weltkrieg als Soldat an der Ostfront überlebt hat. Er war schon vorher charmant und vielleicht deshalb erfolgreich. Er war der erste der vier Brüder meines Vaters, den ich kennenlernen konnte. Er war wie alle Hucks ein leidenschaftlicher Reiter. Sein ältester Sohn Mäxi war so alt wie Fritz. Sigi, Tettchen und ich waren 14 oder 15 Jahre. Außerdem gab es eine Haushälterin und eine Küchenhilfe, die aber nicht mit am reichlich gedecktem Familientisch unter dem großen Kronleuchter saßen. Die Atmosphäre war angenehm und die Betreuung liebevoll und unaufdringlich. Ich fühlte mich ausgesprochen wohl und als Tante Podone mir nach dem Abendbrot mein Zimmer zeigte, war ich sprachlos vor Glück: Ich hatte eine eigenes, kleines Schlafzimmer mit Blick auf die Ruine des Schlosses. Nach einem gelungenen Tag voller neuer und wichtiger Eindrücke war ich neugierig auf die neue Umgebung, die ich morgen kennenlernen würde. Um sechs Uhr morgens war ich wach. Der Vorhang war noch geschlossen, aber aus den Pferdeställen kamen Geräusche und aus der Wohnung Stimmen. Ich zog den Vorhang zurück und besah mein Schlafzimmer. Es gab einen Schrank, einen kleinen Tisch mit Stuhl vor dem Fenster und ein Regal mit ein paar Büchern darin. Darunter ein Bändchen von einem Iren namens Oscar

Wilde: „Das Gespenst von Canterville.“ Es waren noch zwei Stunden bis zum Frühstück. Das reichte, um die Grundstruktur der Geschichte zu verstehen: Der amerikanische Botschafter Hiram B. Otis zog mit seiner Familie in das englische Schloss Canterville ein, das er, trotz der Warnungen vor einem Gespenst, gekauft hatte. Bei dem Gespenst handelte es sich um einen Vorfahren der Cantervilles, der vor etwa 300 Jahren seine Frau umgebracht hatte. Kurz nach dem Einzug gab es Anzeichen, die auf einen Poltergeist hinwiesen, aber die pragmatische amerikanische Familie ließ sich nicht einschüchtern und zeigte sich von den seltsamen Vorkommnissen vollkommen unbeeindruckt. Dem Gespenst gelingt es nicht, die Familie zu erschrecken. Im Gegenteil, die Mitglieder der Familie, vor allem die Zwillingssöhne des Botschafters denken sich allerlei kleine Gemeinheiten aus, um das Gespenst zu ärgern. Jedenfalls passte die Geschichte vom Schlossgespenst sehr gut zur verwunschenen Ruine des Schloss Ladendorf. Dessen Außenmauern standen noch. Auch Teile seiner inneren Struktur wie Treppenhäuser, Zwischenböden oder Altarwände. Nach dem Frühstück nahmen



mich Mäxi, Sigismund und Tettchen mit zu einer Besichtigungstour durch das Schloss. Sie kannten auch dessen Geschichte, die um 1400 mit einer Burg begann, die später von den Schweden zerstört wurde. 1658 kaufte sie ein Graf zu Daun und baute sie zu einer Vierkantanlage mit Innenhof um. Ab 1722 wurde daraus ein Barockschloss und des Grafen Sohn, ein Feldmarschall im Siebenjährigen Krieg, ließ Schloss Ladendorf mit einem zweigeschossigen Festsaal umgestalten. Ab 1751 war Fürst Johann Joseph von Khevenhüller-Metsch Besitzer des Schlosses. Das Schloss war 1940 noch in hervorragendem Zustand. Während des Zweiten Weltkrieges und in der Besatzungszeit wurde das Gebäude als Lazarett und Notunterkunft eingesetzt, bis die Schäden eine weitere Nutzung verhinderten. Da es zudem ein sturzgefährdeter unterirdischer Tunnel gab musste der öffentliche Zugang gesperrt werden. Nur die Familie Huck hatte Zutritt und besonders Mäxi hatte Spaß daran Besucher in dunkle Ecken zu locken, in denen leere Augenhöhlen von Totenschädeln und Stapel von bleichen Knochen eine gruselige Atmosphäre

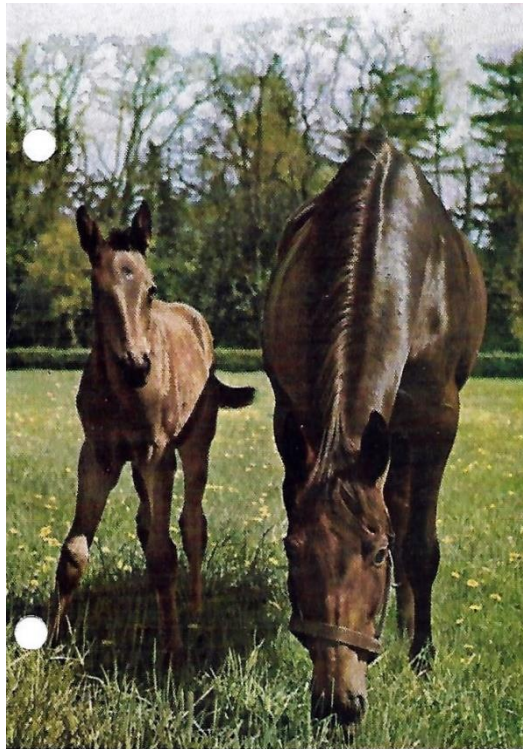
erzeugten. Wenn dann auch noch das Licht seiner Taschenlampe erlosch, Geisterstimmen im Dunkeln jammerten und weder Licht noch menschliche Stimmen Halt gaben, zeigte sich ob man feige oder furchtlos war. Als die Lampe wieder leuchtete, schien mein Gesichtsfarbe eindeutig: sie war aschfahl. Mir wurde zu Gute gehalten, dass ich nicht vor Entsetzen geschrien hatte. Aber die Gefahr, die durch herabfallende Mauerteile getroffen zu werden, war realer, als einem Gespenst zu begegnen und mein Interesse an dem finsternen Gemäuer sank merklich.

Weil es in der Bezirkshauptstadt Mistelbach 1957 noch kein Gymnasium gab, mussten meine Cousins und die Cousine in Internaten zur Schule gehen. Sie waren glücklich, dass endlich die großen Ferien begonnen hatten und sie ihre Zeit mit Pferden verbringen konnten. Sie waren von Kind auf gewohnt auf Pferden zu sitzen, sie zu pflegen und auf Turnieren ihre Reitkunst zu zeigen. Auf der Westseite des Schlosses gab es einen von Bäumen umstandenen großen kreisförmigen Platz, auf dem das Longieren zur Ausbildung junger Pferde stattfand. Beim ausgebildeten Tier wird es zur Gymnastizierung, zur Lockerung der Muskulatur oder auch nach längeren Stehzeiten eingesetzt, um dem Pferd Kondition anzutrainieren, ohne es mit dem Gewicht eines Reiters zu belasten. Wichtig sind regelmäßige Handwechsel, damit das Pferd nicht einseitig belastet wird, sowie ein Zirkel mit 18 Metern Durchmesser. Davon hatte ich noch nie gehört, aber Vetter Mäxi nahm



mich am Samstagnachmittag mit, um Micky, den damaligen Star im Stall zu trainieren und mich in die Grundbegriffe des Umgangs mit Pferden einzuführen. Da ich bisher Pferde nur als Arbeitstiere kannte, fand ich die Veranstaltung etwas befremdlich. Auch nachdem ich selbst im Sattel auf Mickey saß und endlose Minuten Mäxi umkreist hatte ohne aus dem Sattel zu fallen, fehlte mir jede Leidenschaft solche Übungen ohne Zwang weiter zu erdulden. Mein Vetter war davon nicht überrascht. Er war Profi und hatte bereits im Alter von fünf Jahren gelernt nicht vom Pferd zu fallen. Da konnte ich noch nicht mal Fahrrad fahren. Sein Vater, Rittmeister Onkel Max Huck hatte zwar in Deutschland und seinen Nachbarländern schon in den dreißiger Jahren und auch nach dem Krieg viele Pokale gewonnen, aber war dabei wohl auch häufig vom Pferd gefallen. Seine Söhne munkelten, dass ihm schließlich ein goldenes Steißbein eingesetzt werden musste. Ich war sehr beeindruckt davon, dass es künstlichen Ersatz für Körperteile gab, obwohl ich mir das damals nicht konkret vorstellen konnte. Fahrradfahren war einfacher. Ein Fahrrad konnte sich nicht aufbäumen, um den Reiter abzuwerfen, weil es sich von einer Hornisse belästigt fühlte. Genau das ereignete sich als ich im Sattel saß und Mäxi die Longierleine kurz anzog, um Mickey von Trab auf Galopp zu schalten. Mickey senkte den Kopf, um ein vermeintlichen Hornisse auszuweichen, zog mich über den Zügel mit nach vorne, schlug gleichzeitig mit den Hinterfüßen aus und warf mich aus dem Sattel in den Sand. Das fand ich

gar nicht komisch, weil ich am Boden lag, nach dem Aufprall den Atem verloren hatte, wie ein Wurm herumkroch und um Luft rang. Als ich wieder auf meinen Beinen stand kam Mickey herbei, stellte sich vor mich und schien bereit es nochmal mit mir zu versuchen. Mäxi beglückwünschte mich zu meiner gelungenen Taufe im Sand und ermunterte mich, die Übung fortzusetzen, aber meine Rücken schmerzte und ich hatte keine Lust nochmal unter dem spöttischen Blick von Mickey auf dem Sandboden herumzukriechen. Ein Pferdesattel ist auch kein Fahrradsattel, sondern reißt einem die Beine ganz schön aus einander und man muss permanent Schenkeldruck ausüben, um dem Pferd mitzuteilen, dass wir uns gemeinsam vorwärts bewegen wollen. Gut das kann man lernen, aber nicht in Hohenpeißenberg. Dort gab es keine Reithöfe.



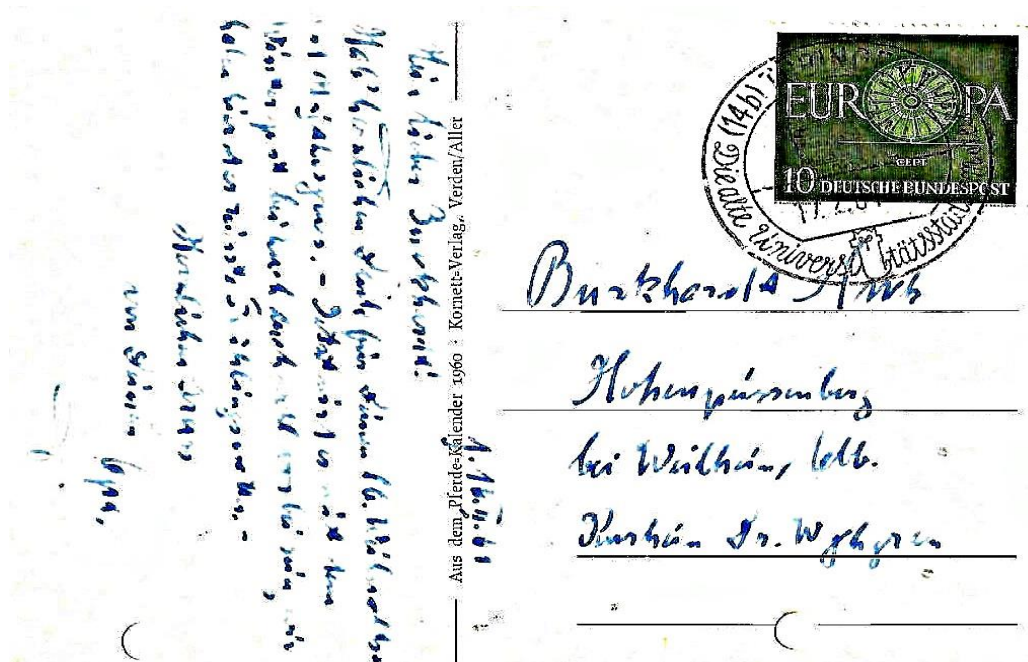
Jana mit Fohlen v. Ribot in Schlenderhan

Farbfoto: Menzendo

Ich weiß nicht, ob meine Mutter vor meiner Geburt und ihrer Flucht aus Schlesien reiten gelernt hat. Ich nehme an, dass sie es konnte da sie bereits in ihrer Kindheit in Ammerland, Ostfriesland, mit Pferden aufgewachsen war. Ihr Onkel Nikolaus war Landwirt, Viehzüchter und Kolonisor. Ihr Ehemann wie ihr Schwiegervater waren Landwirte und bewirtschafteten mittelgroßen Gutsbesitz von bis zu 50.000 Hektar, was 500 Quadratkilometern entspricht. Das ist deutlich größer als die Stadtfläche von Wien. Aber Gut Jästersheim war nur 12.000 Hektar groß. Im Vergleich zum Grundstück des Kurheims waren das etwa dreihundertmal mehr Hektar. Aber Jästersheim gab es nicht mehr. Bisher konnte ich keinen der Schwager meiner Mutter kennenlernen. Onkel Max war der erste. In das Schlossgut Ladendorf ist die Familie erst 1956 gezogen. Davor hatten sie in zuletzt in Osterode in Niedersachsen gelebt und die Kinder waren dort groß geworden. Großvaters Major a.D. Max Huck war immer in der Nähe. Sein zweitältester Sohn gehörte Ende der vierziger Jahre mit vielen anderen späteren „Berühmtheiten“ zu den Neubegründern des Reit- und Turniersports nach dem Krieg. In den frühen fünfziger Jahren gewann sein Sohn Max wieder zahllose Turniere. Im Wohnsalon von Onkel Max und Tante Podone gab es eine große Glasvitrine voller glänzender Pokale und Statuen mit Plaketten oder eingravierten Daten zu Anlass, Jahr und Namen. Meine Vettern und Tettchen waren oft von klein auf bei den Turnieren dabei, wurden Zeuge der Erfolge ihres Vaters und erbten seine Leidenschaft.

Die Postkarte „Jana mit Fohlen“ beim Grasens hat mir Großvater Huck am 16. Februar 1961 geschickt. Sie ist in blauer Tinte mit schöner Schrift und hervorgehobenen Kapitalien geschrieben und an mich adressiert: Die Karte wurde in Tübingen abgestempelt. „Die alte Universitätsstadt Tübingen“. Ich wunderte mich. Ich hatte die Karte als Lesezeichen in das Buch „Die Standarte“ von Alexander Lernet-Holenia gelegt. Was machte er mit 78 Jahren in Tübingen? Wer war eigentlich mein Urgroßvater, also Onkel Max Großvater? Bisher kannte

ich nur den Stammbaum der mit dem Großvater Major a.D., Max Huck beginnt. Ich beschloss seinen Enkel, meinen Onkel Max Huck Junior danach zu fragen. Ich war Opa nur einmal begegnet, das war 1952 auf dem Foto weiter vorne in diesem Abschnitt, auf dem ich in Lederhosen auf den Knien seiner Frau und meiner Oma sitze, einer geborenen „Caesar“ wie ich ein Jahr später im Herbst erfuhr, als der Briefträger mir einen Umschlag mit schwarzem Rand für meine Mutter gab und ich sie bettelte, mir zu erzählen, warum der Umschlag einen schwarzen Rand hat. Da war Papu schon verschwunden. Es war in der Küche des Kurheims. Sie schlitze das Couvert auf, entnahm eine Faltkarte, klappte sie auf, sah zur Decke, rollte die Augen, sagte: „Auch das noch, Papus Mutter ist gestorben.“ Sie begann zu schluchzen, starrte mich an, verließ die Küche und eilte über die Kellertreppe hinauf zu Omas Wohnung, wo sie verschwand. Die älteren Brüder waren noch in der Schule. Beim Mittagessen informierte uns die Mutter dann über den Tod der Großmutter Marianne Huck. Das war jetzt fast neun Jahre her.



Der Text ist wie folgt: 16.II.61

Mein lieber Burkhardt!

Hab' herzlichen Dank für Deinen Ib. Weihnachts- wie Neujahrsguss.

Jetzt wird es mit dem Wintersport bei Euch vorbei sein -- Wir haben hier das reinste Frühjahrswetter.

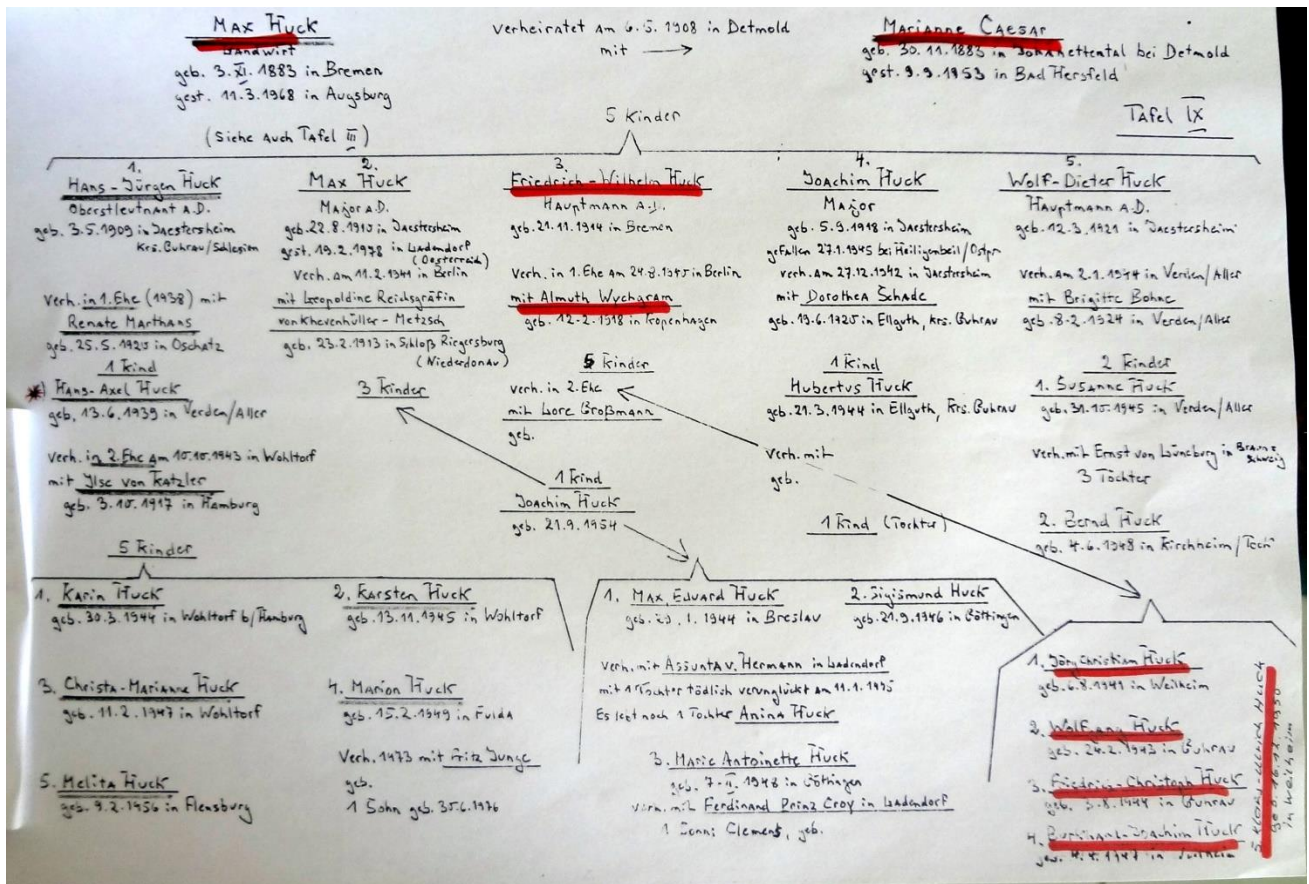
Herzlichen Gruss -- von Deinem Opa

Zu meinem Geburtstag 1961 erreichte mich eine weitere Postkarte meines Großvaters. Diesmal waren keine Pferde drauf, sondern das Holstentor in Lübeck, der Stadt, in der der Großvater meiner Mutter von 1907 bis 1924 Landschulrat war. Großvater Huck war dort zu Besuch bei seinem ältesten Sohn Hans-Jürgen und fand dennoch Zeit, mir eine Postkarte zum Geburtstag zu schreiben. Einem oder einer, von wie ich inzwischen wusste, 17 Enkeln bzw. Enkelinnen. Mein Opa war der Patriarch der Familie Huck, zu der ich gehörte. Ich war ein Huck. Aber was ist ein Huck ohne Pferd? Ich hatte nur ein Fahrrad, die olle Klappermähre von Fritz. Mein Nahziel war ein Fahrrad mit Torpedo Dreigangschaltung und später ein Moped. Meine beiden Vettern und Tettchen hatten ein anderes Verhältnis zu Pferd und Reiterei. Maxis war ein besonderes: Er war nicht nur wie mein Bruder Jörg der Älteste, sondern auch Gutserbe. Er hatte eine besondere Vorliebe für Military oder Vielseitigkeitsreiten. Die Vielseitigkeit ist ein Mehrkampf, der aus den drei Teilen Dressur, Geländeritt und Springen besteht. Ich verstand seine Leidenschaft entdeckte aber keinen praktischen Nutzen in ihr. Ich konnte ja schlecht vom Gästehaus Dr. Wychgram mit einem Pferd von Hohenpeißenberg hinab nach Weilheim zum Gymnasium reiten, mein Pferd dort anbinden, ihm einen Eimer Wasser hinstellen und nach Schulschluss zurück nach Hause reiten. Mit einem Fahrrad ging das. Außerdem mussten Pferde täglich mehrfach bewegt, gefüttert und gepflegt werden. Sie brauchten zudem Zuneigung und Ansprache. Zu Letzterem war ich fähig und auch erfolgreich, aber nicht als tägliche Pflicht. Was ich an Mäxi mochte war

sein Verständnis für meine Argumentation und seine Bereitschaft Gedankengänge bis zum oft schwierigen Eingeständnis beidseitiger Inkompetenz zu Ende zu führen. Das war eine Leidenschaft, auf die wir uns einigen konnten: Die Wahrheit zu finden oder wenigstens einen Weg zu ihr. Nur sein Weg war leichter: Er lebte mit seinem Vater und seiner Mutter und ich nicht.



Ich hatte keine Vorstellung davon wie und mit wem mein Vater nun lebte oder wie sein jüngster Sohn aussah, mein sechster Bruder aus seiner zweiten Ehe mit Lore Großmann, der im Herbst 1954 geboren wurde und den er, wie mich, nach seinem jüngeren Bruder Joachim, der im Januar 1945 in Ostpreußen gefallen war, nicht mit Zweitnamen, sondern mit dessen Erstnamen Joachim benannt hat. Auch in Ladendorf scheint das niemandem aufgefallen zu sein, denn dort kannten mich alle als Burkhardt und niemand nannte meinen Zweitnamen. Auch Onkel Max nicht. Ich war Burkhardt, der vierte Sohn seines nächstjüngeren Bruders Friedrich-Wilhelm, der mich in Erinnerung an seinen eigenen 1944 in Ostpreußen gefallenem nächstjüngeren vierten Bruder mit dessen Namen als Zweitnamen im Taufregister eintragen ließ. Es war mir damals und später auch nicht bewusst, denn der wurde Jochen Huck genannt, obwohl er in der Familientafel als Joachim eingetragen ist. Merkwürdig ist, dass auch mein siebter Bruder und sechster Sohn meiner Mutter mit Onkel Kreppel, Jahn mit dem Zweitnamen Jochen im Geburtsregister eingetragen wurde. Das fiel mir in Ladendorf auf. Ich habe es registriert ohne darüber weiter nachzudenken, denn es war für mein Leben nicht bedeutsam. Ich wollte wissen, wer der Vater meines Großvaters Max Huck war und nach einigen Tagen in Ladendorf hatte ich an einem der wenigen Tage, an dem ich allein mit Onkel Max im Wohnsalon saß und es noch dreißig Minuten bis zum das Abendessen waren die Gelegenheit, ihn zu fragen, ob er sich an seinen Großvater erinnern kann und warum der nicht in der Familientafel vorkommt. Der beginnt mit Großvater Major a.D. Max Huck, der mir noch immer Postkarten schickt, obwohl die Ehe seines Sohnes Friedrich-Wilhelm mit meiner Mutter geschieden worden war. Davon habe ich Onkel Max nichts gesagt. Aber ich fragte ihn, ob es einen Stammbaum der Hucks gibt, der weiter zurückreichte, als die Tafel, die ich von zu Hause mitgebracht hatte.



Max Huck kannte meine Mutter aus Berlin und Jästersheim, hat aber wohl auch nach Kriegsende weder das Kurheim noch Edel, Enno oder Hayo Wychgram in Hohenpeißenberg im fernen Oberbayern näher kennengelernt. Onkel Max lachte über meine Frage aber meinte, dass er mir in Sachen „Familienstammbaum“ aushelfen könne. Er schien amüsiert, lachte nochmal und sagte, dass er viel mit Stammbüchern von Pferden zu tun hätte. Aber die Seite, die ich über die Hucks hätte, wäre die Seite acht einer Familie die seit der Geburt ihres Gründers im Jahr 1760 acht Generationen hervorgebracht hat. Er fragte mich nicht, warum ich solch jenseitige Interessen hatte, sondern ob ich solche Stammbäume lesen könne. Ich antwortete, dass Mutti mir wie allen Brüdern das mit ihren dänisch-ostfriesischen Stammbäumen beigebracht hat. Das half. Onkel Max stand tatsächlich auf und ging zu einer der Vitrinen mit zahlreichen Pokalen für seine Erfolge auf großen und kleinen Turnieren. Manche waren prunkvoll und glänzend, andere bescheidener, aber viele zeigten Pferde: springend, schreitend, galoppierend oder sich aufbäumend mit Reiter fest im Sattel. Er bückte sich und zog ein Schubfach im Unterbau vor und entnahm ihm einen Klemmordner in schwarzem Leinen, übergab ihn mir mit der Aufforderung ihn auf mein Zimmer zu bringen und dann zurück zum Abendessen zu kommen. „Du kannst später abschreiben was du willst. Du hast bis Montagabend Zeit, dann ist Rückgabetermin.“ Das klang wie ein Befehl, auf den man hakenknallend reagieren kann, um den Vollzug der Anordnung zu bestätigen. Befehle werden nicht interpretiert, sondern befolgt.

Er betrieb eine Landwirtschaft auf einer Fläche, die etwa zweihundertmal so groß war, wie die 3,5 Hektar des Kurheims am Hohenpeißenberg. Er beschäftigte zwei Dutzend Leute. Im Hof standen neue Traktoren und Ackergerät neben Kutschwagen für die Pferde und einen Ford Anglia für den Hausherrn. Die gab es wenig in Westdeutschland. Seit Österreich seine Unabhängigkeit 1955 erlangte hatte, war es zur Tschechoslowakei im Norden und nach Ungarn im Osten durch den eisernen Vorhang abgeschottet. Nach Westen gab es eine Zollgrenze mit fetten Importzöllen auf Produkte aus den Ländern, die sich 1957 zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft zusammengeschlossen hatten. Österreich wurde 1960 Mitglied einer europäischen Freihandelszone EFHZ aus Dänemark, Schweden, Portugal und Großbritannien. Schon vor dem Beitritt war der Ford Anglia Marktführer in Österreich. Auf den waren nur zehn Prozent Importsteuer fällig. Für einen

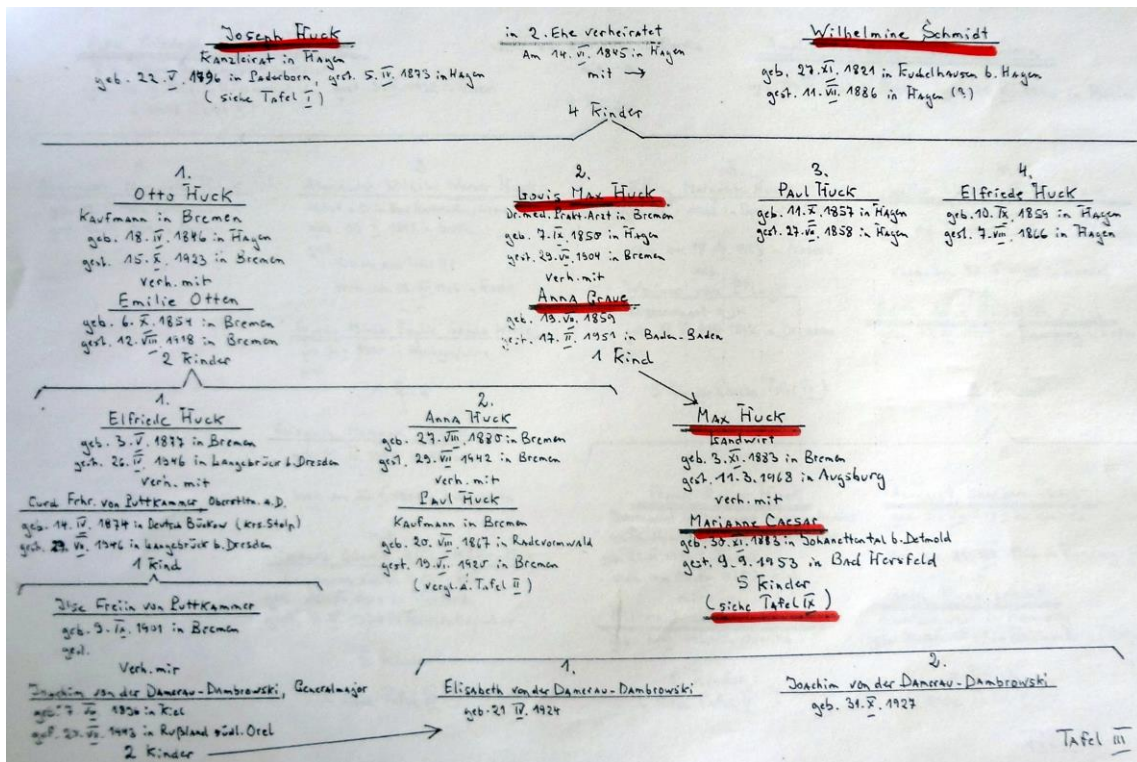
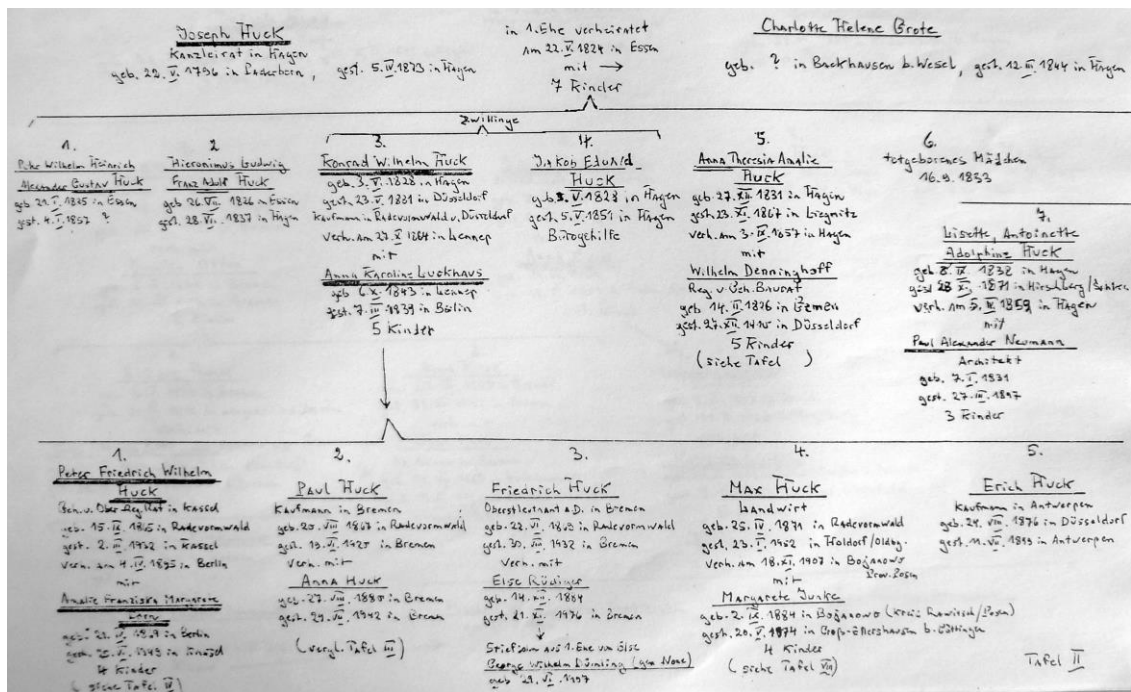
deutschen Ford waren dreißig Prozent fällig. Das hatte ich am Nachmittag von Onkel Max erfahren. Aber der erwartete nun meinen Abgang und befahl „Abmarsch!“ Mit einer nach vorne angedeuteten Verneigung mit dem Kopf in seine Richtung, drehte ich mich um, den Klemmordner mit beiden Händen haltend wie ein Adjutant, verließ den Salon und ging zu meinem kleinen Zimmer in der West-Nord Ecke des Gebäudes. Dort legte ich die Mappe auf den Tisch und wollte sie öffnen. Da war es mir als ob eine Tür knarrte, aber meine war geschlossen. Ich dachte an das Gespenst von Canterville, verließ das Zimmer, sperrte es ab, schob den Schlüssel in meine Hosentasche und ging zurück zum Esszimmer um mich hinter meinem Stuhl am großen Tisch zu stellen und auf die Aufforderung Platz zu nehmen zu warten. Bei Tisch hatte ich nicht viel sagen außer wenn ich angesprochen wurde und das geschah selten. Kein Schlürfen oder Schmatzen war zu hören, selbst die Bestecke bewegten sich geräuschlos. An der Wand tickte eine Pendeluhr wie ein Metronom. Ich fühlte mich müde und sah scheinbar auch so aus, denn Tante Podone bemerkte es und empfahl mir mich nach dem Abendbrot zur Ruhe zu begeben. Dann fragte sie, als ob sie es nicht wüsste, ob ich katholisch sei.



Als ich die Frage bejaht hatte, lud sie mich zum gemeinsamen Sonntagsgottesdienst mit der Familie um neun Uhr morgens in der Familienloge der Dorfkirche auf dem Schlossberg ein. Sie lag außerhalb des Schlossgeländes und seinem früheren Haupttor zu einer Straße, die direkt in das Dorf darunter führt. Sie wurde nur wenig benutzt und war meist abgesperrt. Ich war erst seit einem Tag hier und sollte morgen eine Stunde mit der Familie in einer Loge über den Bänken der Gemeinde knien, beten und singen. Gruselig. Es war Samstag, neun Uhr abends. Es gab keine Feier, aber Kirchgang um neun Uhr morgens.

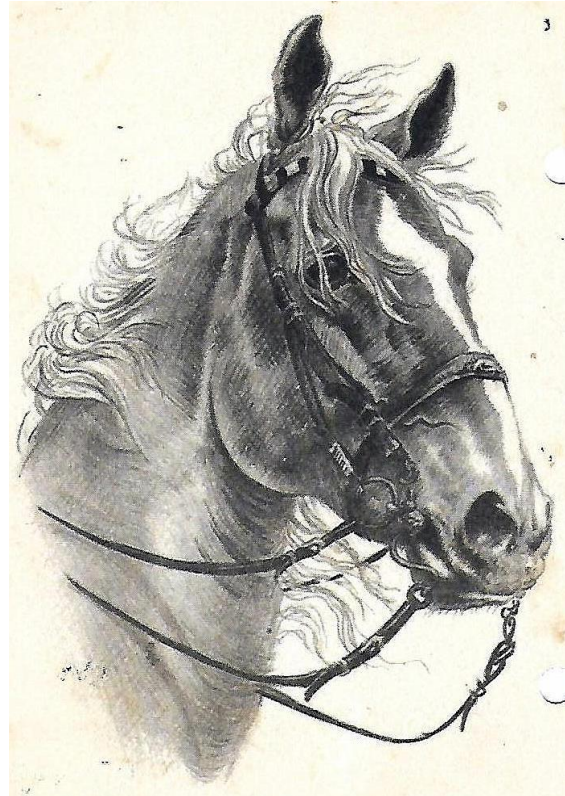
In meinem Zimmer gab es eine Nachttischlampe und nun konnte ich den schwarzen Klemmordner mit dem Stammbaum der Hucks öffnen. Die erste Tafel beginnt mit einem Johann Huck. Der lebte von 1760 an in Paderborn. Er war in erster Ehe verheiratet mit Elisabeth N.N. gestorben am 7. VIII. 1786. Am 29. VI. 1790 heiratete Johann Huck erneut in Paderborn: Maria-Theresia Bader geboren um 1761, gestorben am 3. II. 1833 in Paderborn. Der Ehe entsprangen fünf Kinder. Das älteste, Joseph Huck wurde am 22. V. 1796 in Paderborn geboren. Die Spuren seine vier anderen Geschwister, zwei Brüder und zwei Schwestern verlieren sich. Er selbst heiratet am 22. V. 1824 in Essen Charlotte Helene Grete, geboren ohne Datum in Backhausen bei Wesel, gestorben am 12. III. 1844 in Hagen. Das Paar hatte sieben Kinder, darunter ein totgeborenes Mädchen. Die ersten beiden Söhne blieben scheinbar ohne Nachkommen. Die dritten und vierten Kinder, Zwillinge, wurden am 3. V. 1828 geboren: Konrad Wilhelm und Jakob Eduard. Letzterer starb 1851. Konrad Wilhelm wurde Kaufmann und heiratete am 27. X. 1864 Anna Karolina Luckhaus, geboren am 6. X. 1843. Sie

hatten fünf Kinder. In nur knapp fünf Jahren kamen vier Jungens zur Welt, entsprechend der Familientradition Max, Friedrich, Wilhelm, Paul oder Erich nannte. Urgroßvater Joseph nannte den zweiten Sohn aus zweiter Ehe „Louis Max“.



UrUrgroßvater Huck, der Kanzleirat aus Hagen, Vater von sieben Söhnen und fünf Töchtern, Großvater von zwanzig Enkeln und Enkellinnen, muss ein gutes Gehalt gehabt haben, dass er so eine große Familie unterhalten und bald nach dem Tod seiner ersten Frau zum zweiten Mal heiraten konnte. Sie war fünfundzwanzig Jahre jünger als er. Von den weiteren Kindern aus dieser Ehe, konnten nur zwei erwachsen werden. Einer davon wurde Kaufmann und der andere Arzt in Bremen und war mein Urgroßvater. Der hatte

nur ein Kind: meinen Großvater Max Huck, der mir seit 1954 Jahren jedes Jahr zweimal eine Postkarte geschrieben hat. Eine in der Neujaarszeit und eine zu meinem Geburtstag in der Osterzeit. Ich habe wohl dasselbe getan. Mit einer Pferdepostkarte vom 26.11.1954 bedankte er sich recht sehr für meine erste selbstgeschriebene Karte zu seinem Geburtstag. „Bei Euch wird gewiss schon Schnee liegen, so dass Ihr schon rodeln könnt. Hier regnet es fast unentwegt. Fein, dass Du etliche Einser für Deine Arbeiten bekommen hast, mach es weiter so gut. Herzlichen Gruß Dein Opa.“



Ich hatte Federmäppchen, Geodreieck und Schreibhefte mit und machte mich daran die Tafel III auf zwei Seiten eines Schreibhefts zu kopieren. Es war spät geworden, weit nach zehn Uhr, als ich die neun Tafeln des Stammbaums zurück in den schwarzen Klemmhefter stecken konnte. Joseph Huck, hat in seinen zwei Ehen elf Kinder gezeugt, von denen sechs überlebten und heirateten. Als er starb war er Großvater von dreizehn Enkelkindern aus erster, von zwei aus zweiter Ehe und der Urgroßvater von acht Enkelkindern aus erster Ehe. Darunter die Zwillinge aus erster Ehe Jakob Edward und Konrad Wilhelm. Der eine starb mit 23 Jahren. Der andere heiratete mit 36 Jahren und zeugte fünf Söhne und keine Tochter. Das wiederholte sich später als Josephs Sohn aus der zweiter Ehe, Louis Max Huck einen einzigen Sohn zeugte: Meinen Großvater Max Huck. Seine Frau, Marianne, geborene Caesar, brachte fünf Söhne zur Welt. Durch sie bekamen sie siebzehn Enkel- und vierzig Urenkelkinder. Der mittlere Sohn, mein Vater, Friedrich-Wilhelm Huck setzte diese merkwürdige Serie fort und konnte außer fünf Söhnen auch in zweiter Ehe keine Tochter zeugen. Es wurde ein weiterer Sohn.

Den Rekord mit sieben Söhnen hielt nach wie vor Joseph Huck, der 1796 in Paderborn geboren wurde und lebte wie viele seiner Nachkommen in Hagen im Nordwesten Deutschlands im Weserland und Bremen. Sie waren Landwirte, Kaufmänner, Ärzte oder Offiziere. Die meisten starben in ihrer Heimat. Sie haben Grabsteine mit Namen und Zahlen auf den Friedhöfen ihrer Heimat. Wo Paderborn war wusste ich aus meinem Gebetbuch: Es lag im Osten von NRW und war ein Erzbistum. Aber von Hagen hatte ich ebenso wenig gehört wie von einem Kanzleirat. Was machte ein Kanzleirat dort? Das waren Fragen, die ich Onkel Max beim Frühstück stellen könnte, wenn sich die Gelegenheit ergäbe. Aber der saß wie die ganze Familie bereits am Tisch, köpfte gerade sein Ei mit dem Messer, sah mich amüsiert an und sagte: „In Österreich darfst du Eier enthaupten und Kartoffeln auf dem Teller schneiden, wusstest Du das?“ „Nein“, sagte ich, „ich weiß auch nicht wo Hagen ist, kannst Du mir da weiterhelfen?“ „Du hast dich also schon an die Ahnentafeln

gemacht. Hagen ist eine Stadt in Südwestfalen. Weißt Du wo das ist?“ „Bei Paderborn?“ „Das ist eine Stadt in Ostwestfalen. Näheres kannst Du im Lexikon nachschlagen. Aber erst nach dem Kirchgang! Nun köpf Dein Ei und mach Dich frei von den Ahnen, die laufen nicht weg.“ Es gab knusprige Semmeln, die in Österreich auch so heißen und nicht Brötchen oder gar Schrippen, dazu Landbutter, Aufschnitt und englischen Tee der Orange Pekoe hieß, der zwar nicht nach Orangen, aber besser schmeckte als Omas Tee, der schwärzer war, Assam hieß und einen bitteren Nachgeschmack hatte. Als wir uns später zum Kirchgang versammelten gab es ein Problem: Ich hatte zwar schwarze Schuhe, eine Dunkle Hose und hellblaues Herrenhemd an, aber nur eine dunkelgrüne Strickjacke oder einen muskatbraunen Blouson mit gebracht und mich für die Strickjacke entschieden. Die passte gar nicht zu den blauen Blazern, in denen meine Neffen angetreten waren. Tante Podone ging zu den Schränken im Gang und kam mit einem hellgrauen Jancker von Onkel Max, zurück, der mir passte. Nun konnten wir gemeinsam durch das große Tor zur Pfarrkirche St. Andreas gehen, die einen Seiteneingang hatte, durch die man über eine Treppe zum Logenraum im ersten Stock führte.



Die Loge befand sich hinter dem hellen Balkon zwischen rechtem Seitenaltar und Altar gegenüber der Kanzel. Von dort aus konnte man der Messe und Predigt folgen ohne selbst gesehen zu werden, wenn man sich nicht nach vorne beugte. Von unten konnte man kaum sehen, ob ich eine dunkelgrüne Strickjacke oder einen hellgrauen Jancker trug, von meinen Schuhen ganz zu schweigen. Als wir eintrafen und sich Tante Podone zur Begrüßung der Gemeinde an der Brüstung der Loge zeigte, waren die Bänke unter uns dicht besetzt. Die Pfarrgemeinde erhob sich, Tante Podone winkte, Pfarrer und Ministranten kamen aus der Sakristei, gingen zum Altar und begannen die Messe. Die Gemeinde, begleitete den Gottesdienst mit Gesang und Gebeten. Im Gebetsbuch gab es eine Auswahl von drei Betsingmessen. Angesagt war Nummer 1, zwölf Seiten mit Noten und Text zumeist in Deutsch: vom Stufengebet bis zum „Ite Missa est“ und „Deo gratias“. Diese Messen gab es ähnlich auch im Gebetbuch der Erzdiözese Wien, das mir Mäxi in der Loge gab. Die meisten Gläubigen hatten das Buch in der Hand und der Text war verständlich. Es gab auch eine Orgel und etwa hundert Menschen bewegten ihre Münder, aber das musikalische Gesamtergebnis war dürftig. Die vom Altarraum zurückgesetzten Loge zu verlassen wäre unhöflich und dumm. Das Klügste war wohl die Gelegenheit zu nutzen, meinen Tenor zu trainieren und mit meiner Stimme den Familienchor in der atholischen Kirche zu ergänzen. Ich machte also mit wie es sich gehört und beteiligte mich an gymnastischen Übungen wie Knien, Sitzen und Stehen. Dazu sang ich wie ich es bei Pater Balthasar in Dillingen und bei Paletta in St. Ottilien gelernt hatte. Mäxi und Sigismund hatten ebenso im Internat ihre Schulung als Tenöre erhalten. Tante und Cousine trugen Hüte, während Männer ihre Hüte abnehmen mussten. Die meisten Frauen trugen Kopftücher. Österreichs Bevölkerung von sieben Millionen war zu neunzig Prozent katholisch. Selbst das katholische Bayern mit neun Millionen Einwohnern ist „nur“ zu siebzig Prozent katholisch. Bis zur

meiner Rückreise nach München am 11. August lagen noch zwei Sonntage, an denen ich nochmal in die Loge zu einer Betsingmesse musste. Wahrscheinlich hatte ich stets diesen Janker an. Ich nahm mir vor, nach meiner Rückkehr auf meinen Berg erst mal eine längere Kirchgangpause einzulegen.



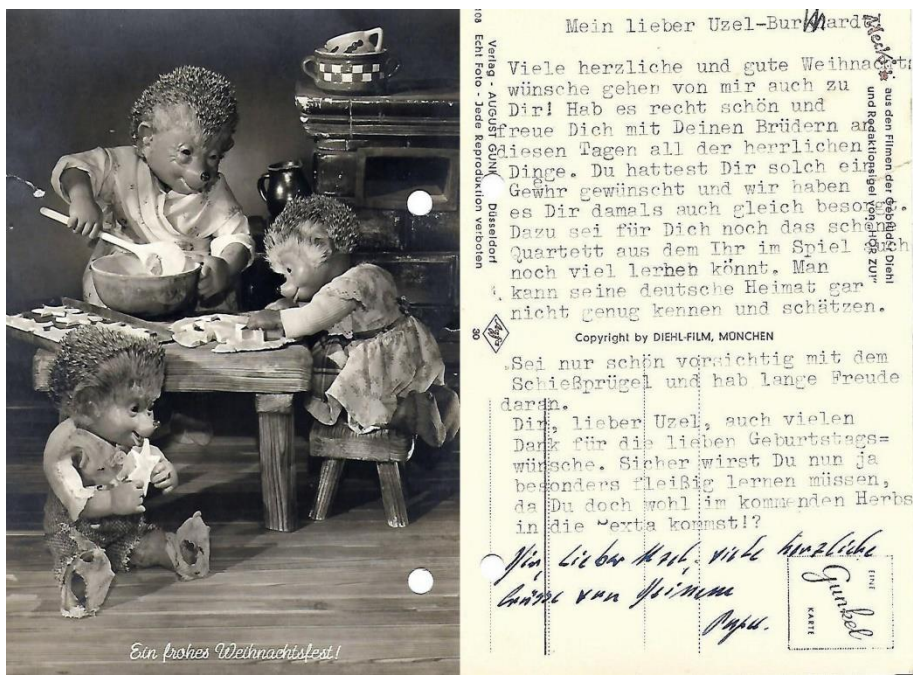
Nach der Messe verließen wir die Pfarrkirche St. Andreas durch den Nebeneingang und standen auf der anderen Seite des großen Schlosstors mit dem Amtsgebäude dahinter. Die kleinen Fenster im zweiten Stock unter dem Dach erregten meine Aufmerksamkeit. Ich erfuhr, dass die zum Dachgeschoß gehören, das sich fast ohne Zwischenmauern unter dem Dachstuhl über das ganze Gebäude von etwa fünfzig Metern erstreckte. Die Familie nutzte den Raum als Schießstand. Die Wälder, Wiesen und Felder und auch das Wild des Gutes mussten bewirtschaftet werden. Dazu gehörte die Jagd, die Pflege von und der Umgang mit Jagdgewehren sowie Jagdhunden.

Wo ein Schießstand ist, gibt es auch einen Waffenschrank. Der stand im ersten Stock des Gebäudes neben der Garderobe im Gang. Die Schranktüren waren verschlossen, aber Gewehre waren durch kleine Glasfenster sichtbar. Beim Förster in Hohenpeißenberg hatte ich im Waffenschrank einmal eine doppelläufige Schrotflinte gesehen. Die einzige Waffe mit der ich bis dahin Schießübungen gemacht hatte, war ein Luftgewehr. In diesem Schrank standen neben einer Schrotflinte aber einige Kleinkalibergewehre.



Das obige war das schönste und wahrscheinlich auch schwerste der Kleinkaliber. Kein Vergleich zu den schäbigen Luftgewehren in den Schießbuden der Jahrmärkte mit denen ich „trainiert“ hatte. Aber auch deutlich schwerer. Wenn man den Atem angehalten hatte, Kimme und Korn stimmten und der rechte Zeigefinger den Abzug sanft und ruckelfrei durchgedrückt hatte, konnte man Ziele in bis zu 100 Metern treffen. Das erfuhr ich von Mäxi, der seine Geschwister und mich am Montag nach dem Frühstück zu Schießübungen auf dem Dachboden mitgenommen hatte. Ich erinnerte mich an eine Postkarte meines Vaters, die er mir 1955 zu Weihnachten geschickt hatte. Er hat damals nicht mich gefragt, sondern meine Mutter beauftragt, sich bei mir nach meinen Weihnachtswünschen zu erkundigen. Als sie das tat fiel mir ein Wort ein, das sie gerne benutzte „Bedenkzeit“. Sie gab mir zwei Tage. Im Schreiben war ich damals schon ganz gut, aber nicht gut genug, um ihm eine Postkarte zu schreiben, in der ich ihn fragen würde: „Wann

kommst Du und meine Brüder wieder? Wir brauchen einen Vater und keine Weihnachtsgeschenke!“ Ich entschied mich damals für ein Gewehr. Das lag dann auch in Geschenkpapier verhüllt unter dem



Weihnachtsbaum mit obiger Karte. Als ich es ausgepackt und den Beipackzettel gelesen hatte, war ich gespannt. Das sah zwar aus wie ein Gewehr aber war ein „Spielzeuggewehr für Plastikmunition: Egal ob für kindliche Rollenspiele, Faschingspartys oder für Schießübungen – die Spielzeugwaffe regt durch die tolle Optik die Fantasie an. Das hochwertige Spielzeug-Gewehr aus Kunststoff und Zink ist robust und stabil verarbeitet. Länge 73 cm. Man benötigt die 13 Schuss Munition von Sohni-Wicke. Die Öffnung für die Munitionsstreifen befindet sich oben, bei dem Übergang vom braunen Schaft zum schwarzen Gewehrlauf. Dort muss die Munition reingeschoben werden.“

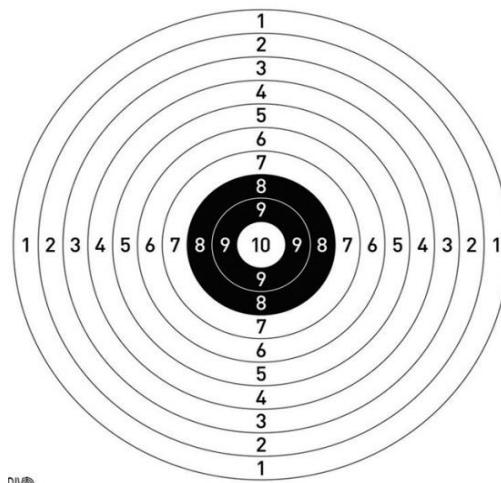


Auf der Zinkplatte stand in einem Goldkranz ein Name: CAPTAIN WALKER. Zum Gewehr gab es fünf Blisterpackungen Munition. Eine Einzelpackung enthielt 208 Schuss auf 16 Streifen mit jeweils 13 Schüssen. Der Hahn musste nach jedem Schuss manuell gespannt werden, bevor erneut geschossen werden konnte. Es gab auch jedes Mal einen kleinen Knall wie von einer Spielzeugpistole mit Zündplättchen. Die Zielgenauigkeit



war allerdings sehr beschränkt. Nach zehn Meter nahm sie stark ab. Nicht sehr beeindruckend. Das Gewehr selbst sah jedoch besser aus als seine Leistungsdaten. Das Holz war aus Plastik, aber leicht und solide. Ich hatte es meist bei mir, wenn auf unserem Grund am Berg spielte. Schon wegen die Indianer, die sich zwischen den Stämmen der Ficht am Bach im Unterholz versteckten und darauf warteten mich zu überfallen. Sie hatten keine Gewehre, aber Speere. Mein Gewehr machte nicht bäng bäng oder peng peng. Es knallte nicht, es furzte. Damit konnte man auf keinen Fall explosive Munition verschießen. Für Indianer sah meine

Captain Walker aber sicher sehr gefährlich aus, obwohl alles aus Plastik war. Zum Üben und Spielen in den Wäldern war es gut geeignet. Ich war damals acht Jahre alt. In Deutschland konnte man ein echtes Luftgewehr mit Druckluft-, Federdruck- und CO₂-Waffen erst ab 12 Jahre alt erwerben. „Feuerwaffen im Kaliber bis zu 5,6mm (0.22 Zoll) für Munition mit Randfeuerzündung und einer Mündungsenergie bis 200 Joule, für Einzellader-Langwaffen mit glatten Läufen mit Kaliber 22 sind ab 14 Jahren nur über die Schützen- und Schießvereine zugänglich.“ Wenn man ein Kleinkalibergewehr erwerben wollte, benötigte man eine Waffenbesitzkarte (WBK). Diese musste man bei der zuständigen Waffenbehörde (Kreisamt o.a.) beantragen. Voraussetzung dafür war die Volljährigkeit und ein Bedürfnisnachweis von einem anerkannten Schießsportverband, etwa vom Schützenverein Bayerischer Rigi im Herten von Hohenpeißenberg. Das war eine etwas miefige Anlage und Gymnasiasten nicht willkommen. „Ein Bedürfnis besteht erst, wenn man nachweislich entweder einmal pro Monat oder 18-mal im Jahr mit einer erlaubnispflichtigen Waffe in einem Verein regelmäßig trainiert hat. Außerdem muss man zum Erwerb einer WBK zuverlässig und unbescholten sein, das heißt man darf wegen keiner Straftat verurteilt worden sein oder einer rechtsstaatlich zweifelhaften Organisation angehören. Letztlich musste man auch noch eine bestandene Waffensachkundeprüfung nachweisen können.“ So stand das im Gesetz zum Schutz der Jugend.

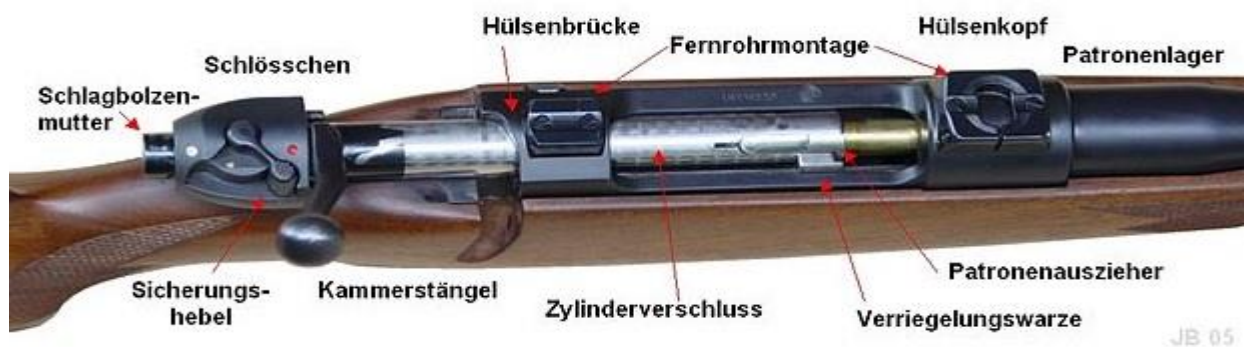


Die Schießbahn unter dem Dachstuhl des Amtsbäudes von Schloss Ladendorf war durch das Tageslicht aus den Seitenfenstern gut ausgeleuchtet. Die Zehner Zierringscheiben, mit Heftzwecken auf einem Holzbrett fixiert, die es in dreißig Meter Entfernung zu fokussieren galt, waren zwar 55x55 cm groß aber trotzdem musste man sie erstmal treffen bevor man punkten konnte. Als Neuling bekam ich von Mäxi eine Einweisung in die Handhabung des Gewehrs und der Munition.



Mit der Repetierbüchse konnte nur Munition von 0,22 Zoll = 5,6 mm × 15 mm verschossen werden, sie war deshalb eine kleinkalibrige Handfeuerwaffe. Zur Zielerfassung gab es ein Visier von Kimme und Korn. Das Auge am Ende des Gewehrs fokussiert sich auf die V oder U förmige Kerbe der Kimme am Lauf voraus, gleitet weiter am Lauf bis das Korn genau mittig in der Aussparung steht und die Oberkanten von Kimme und Korn in eine Linie gebracht waren. Das Ziel steht dann leicht mittig über dem Korn, man spricht hierbei von „Ziel aufsitzen lassen“. Mäxi hatte einen Waffenschein und entsprechende Sachkunde. „Wenn die Linie zwischen deinem Auge über Kimme und Korn die 10 in der Mitte der Zielscheibe erreicht ist, drückst du ab. Aber bevor teure Munition verballert wird, gibt es Trockenübungen mit dem Gewehr ohne Munition. Mach dich mit dem Gerät vertraut und lerne damit umzugehen. Schau uns einfach zu wie wir es machen.“ Nun

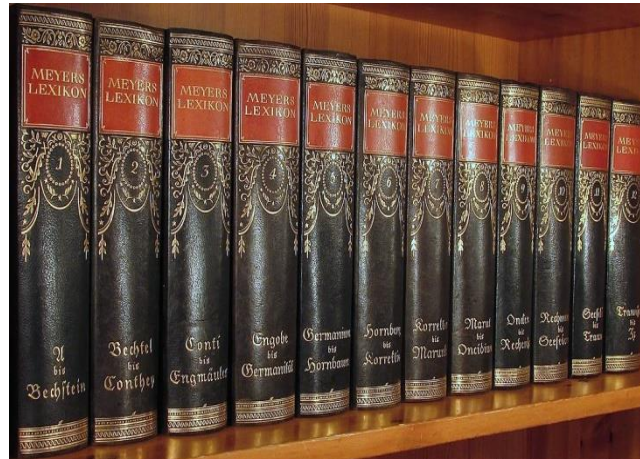
konnte ich zusehen, wie sie mit jeweils sechs Schuss Munition auf zwei Zielscheiben einen Wettbewerb um die höchste Trefferquote veranstalteten, während ich auf eine dritte Zielscheibe zielte und abdrückte, ohne Einschusslöcher zu hinterlassen. So übte ich in Stellung zu gehen, die Waffe in Position zu bringen, das Ziel zu erfassen und abzudrücken. Als ich dann zum ersten Mal ein Magazin mit Munition in den Schacht des Gewehrs eingeschoben hatte kam die Stunde der Wahrheit: Der erste Schuss traf nicht mal die Scheibe. Gut dass es keine Minuspunkte dafür gab. Acht Punkte aus sechs Treffern zeigten, dass ich weit von der Mitte getroffen hatte. Ich markierte die Einschusslöcher mit gelber Kreide und verschob die Zielscheibe mit der 10 in der Mitte meiner Pupille auf meine Augenhöhe. Auch ein Repetiergewehr mit Magazin ist ein Einschussgewehr, das heißt, dass nach jedem Schuss der Repetierverschluss zurückgezogen werden muss, um die Patrone auszuwerfen, bevor wieder gefeuert werden konnte. Darauf muss die Zielerfassung erneut erfolgen bis Pupille Kimme, Korn und die 10 wieder auf einer Linie sind. Beim zweiten Durchgang habe ich das linke Auge mit dem Lid zugehalten als ich mit dem Rechten fokussierte. Das ergab bessere Ergebnisse: Der erste Schuss war eine 8, der zweite eine 4, der dritte eine glatte 5 der vierte eine 2, der fünfte 3 und mit dem Abschiedskuss an diesem Tag, eine 9 mit dem sechsten Schuss, waren es 31 Punkte im zweiten Durchgang. Nun ich war nicht trainiert und der Repetiervorgang nervte. Das Fummeln mit dem Kammerstängel, um den Munitionswechsel einzuleiten und das Warten auf den Auswurf der Hülse machten mich hektisch. Als ich das Gewehrrohr wieder auf die 10 fokussierte hatte, konnte ich die Büchse nicht ruhig halten. Der Fokus tanzte zwischen 8 und 8, wollte sich auf 10 nicht halten, dann zuckte der Zeigerfinger zu schnell, drückte den Abzug und traf die Vier. Les excuses sont faites pour s'en servir.



Die Abbildung zeigt eine *Sicherung* mit Zwischenstufe, welche das Öffnen im gesicherten Zustand erlaubt. Zur Verriegelung muss der *Kammerstängel* aus der im Bild gezeigten Stellung nach vorne geschoben und dann nach unten gedrückt werden. Beim Öffnen (Kammerstängel nach oben und dann zurück) wird das *Schloss* gespannt. Links von der Hülsebrücke befindet sich eine Entriegelung, welche den Zylinderverschluss zum Ausbau frei gibt.

Einen Tag später gab es dann im zweiten Schritt Schießübungen im Gelände unterhalb des Schlosses in dessen Ruine hunderte von Tauben lebten. Mein Gewehr war geladen, aber eine Taube ist keine Zielscheibe. Letztere bewegte sich nicht. Neben der Taube hatte aber auch das Projektil ein Eigenleben, das Mäxi die Ballistik nannte und die Kräfte bezeichnet, die die Flugbahn beeinflussen. Das hatte er in der sechsten Klasse im Physikunterricht gelernt. Die Tauben machten keine Annäherungsversuche unter 20 Meter oder landeten gar in der Nähe. Mäxi folgte ihnen stur mit seinem Rohr auf der 10 und holte mit Sigi zusammen einige vom Himmel. Ich hab ein paar mal danebengeschossen und beschloss, keine weitere Munition zu verbrauchen. War auch nicht mehr nötig, wir hatten genug zum Abendbrot. In einem abgelegenen Teil des Parks vor dem Verwaltungsgebäude hatten sich die Geschwister eine Bretterbude gebaut samt einer Feuerstelle mit genügend Bruchholz, um ein ordentliches Lagerfeuer zu entfachen. Das geschah gleich nach Ankunft. Die Tauben wurden gerupft und ausgenommen. Dann wurden sie gewaschen, abgetrocknet, mit Öl eingerieben, gesalzen, mit Pfeffer bestreut und in Alufolie eingewickelt. Das taten wir zu viert vor der Bretterhütte im Licht des Lagerfeuers, in dessen Glut alsbald sechs Tauben und einige in Alufolie eingepackte Kartoffeln gebacken werden konnten. Wir hatten einen schönen Abend und mir ist zum ersten Mal eine gebratene Taube in den Mund geflogen. Sie hatte zartes weißes Fleisch und schmeckte so köstlich wie ich eine Taube aus dem Schlaraffenland.

Bereits am Tag meiner Ankunft war mir ein Meter langes Meyers Lexikon im Bücherregal des Salons aufgefallen. Heute hatte ich nach dem Abendessen Zeit es mir näher anzusehen. Es gab einen spielfreien Abend und unter der Deckenlampe über dem großen Tisch hatte ich Zeit, um wie Onkel Max mir empfohlen hat näheres über Hagen in Südwestfalen zu erfahren. In Band 5 des Lexikons las ich:



„Hagen 77.498 Einwohner – 1905 = 53. Platz der größten Städte des Deutschen Reichs. 1805 hatte Hagen 2000 Einwohner, 1850 waren – es 5100. Die Stadt liegt in einem von bewaldeten Höhen umschlossenen Tal an der Mündung der Ennepe in die Volme und 96–360 Meter über dem Meer. Hagen hat 5 evangelische, eine katholische und eine altkatholische Kirche, Synagoge, Dreikaiserbrunnen, Kaiser Friedrich-Denkmal, Bismarckturm und schöne Parkanlagen (Stadtwald) auf dem Goldberg. Die Industrie ist bedeutend. In Hagen bestehen zahlreiche Eisen-, Stahl-, Puddlings-, Hammer- und Walzwerke, Eisengießereien, Maschinen-, Eisenblech-, Draht- und Stahlwarenfabriken, Fabrikation von Eisenbahn- und Telegraphenmaterial, Akkumulatoren, Schrauben, Geldschranken, Wagen, Zentralheizungs- und Ventilationsanlagen, Turn- und Feuerwehrgeräten etc.; ferner Baumwollspinnerei, Weberei, Druckerei, Färberei, Papierfabrikation, Gerberei, eine Dampfmaschine nebst Brotfabrik, Tabak- und Zigarrenfabrikation, Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Kalkbrennerei etc. In der Nähe befinden sich Alabaster- und Kalksteinbrüche. Der Handel in Hagen, unterstützt durch eine Handelskammer und eine Nebenstelle der Reichsbank, die Bergisch-Märkische Bank etc., befasst sich vorzugsweise mit dem Absatz der dortigen Fabrikate und erstreckt sich über alle Erdteile. Seit dem Jahr 1817 war Hagen Sitz eines Amtes und eines Kreises innerhalb des Regierungsbezirks Arnsberg. 1837 wurden die revidierte Städteordnung und ein Magistrat eingeführt. 1848 wurde Hagen an das Netz der Bergisch-Märkischen Eisenbahngesellschaft angeschlossen und entwickelte sich zu einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt. Um 1865 hatte Hagen die von ihrer Bevölkerung und Wirtschaftskraft bisher in Südwestfalen führende Stadt Iserlohn überholt. Zusammen mit Iserlohn stellte Hagen seit Mitte des 19. Jahrhunderts den kulturellen, verwaltungsrelevanten und wirtschaftlichen Mittelpunkt der südlichen Grafschaft Mark dar.“

Und was macht ein Kanzleirat in einer Stadt mit 5100 Einwohnern? „Ein Kanzleirath hat die Leitung der Kanzleigeschäfte überhaupt. Er contrasigniert alle namens des Senats abgehende Schreiben und alle mit dem Titel des Senats ausgefertigt werdende Expeditionen, welche der ältere Bürgermeister unterschreibt.“ Joseph Huck, der Mann mit elf Kindern, der 1873 mit 76 Jahren gestorben ist, war also Beamter und nie im Krieg. Ob er die Leidenschaft seiner Urenkel für Pferde teilte ist nicht bekannt. Onkel Max und seine Familie hatten täglich mit Pferden zu tun und verständigten sich mit ihnen durch Blicke, Stimme, Gesten und Körperkontakt. Sprache beschränkt sich auf einfache Kommandos. Reiterkommandos haben es seit Jahrtausenden von Jahren dem Menschen ermöglicht sich mit den Pferden über die Erde auszubreiten, neue Kulturräume zu erschließen und zu entwickeln. Helden von Alexander dem Großen bis Erzherzog Karl wurden zu Pferde dargestellt, denn sie waren meist auch gute Reiter. Die zwei riesigen Pferde, denen ich am Tag meiner Ankunft auf dem Weg vom Westbahnhof über Hofburg und Heldenplatz zum Südbahnhof begegnet war, fielen mir ein: Zwei Bronzestatuen auf aufwendig gestalteten Sockeln.

Auf einem davon sitzt Erzherzog Karl, gestiefelt, hoch zu Ross reitend in wehendem Kriegerrock und angeschnalltem Säbel an der Hüfte. Mit erhobenem Arm hält er die flatternde Fahne, eine Standarte in Richtung Hofburg. Dort steht auf dem Platz vor dem Rondell der Neuen Burg ein ebenso mächtiges, sich aufbäumendes Pferd mit Prinz Eugen im Sattel.



Inzwischen hatten alle in Ladendorf registriert, dass ich eher eine Leseratte als ein Reiter oder Schütze war und hatten wahrscheinlich nichts dagegen, wenn ich morgen wiederkommen würde, um weiter im Lexikon nachzulesen, was dort über Prinz Eugen oder Erzherzog Karl eingetragen war. Ich klappte die Bände des Lexikons zu. Stellte sie zurück ins Regal und knipste das Licht im Salon aus. Mit meinem Schreibheft in der Hand schlich ich lautlos durch den dunklen Flur zu meinem Zimmer. Es war nach Mitternacht und niemand hat es bemerkt. Nicht einmal das Schlossgespenst. Die letzten Julitage waren bewölkt und kühler. Ich blieb im Haus und konnte schon nach dem Mittagessen weiter im Lexikon stöbern: Prinz Eugen von Savoyen-Carignan wurde 1663 in Paris geboren, vollbrachte aber seine Heldentaten in den Kriegen Österreichs gegen die Türken bis er sie 1699 in Sarajevo besiegen konnte und der Friedensschluss von Karlowitz möglich wurde.



1700 wurde er von Kaiser Franz Joseph zum geheimen Rat ernannt, zwei Jahre später zum Präsidenten des Hofkriegsrates in Wien. Nach zahlreichen Feldzügen vollendete er seine militärische Karriere mit der Eroberung von Belgrad im Jahr 1717. Mit dem Frieden von Passarowitz von 1718 wurde Österreich um das

nördliche Serbien vergrößert, das Banat und die westliche Walachei. Eugen stand auf dem Höhepunkt seines Ansehens. 1716-1724 war er Statthalter in den österreichischen Niederlanden. 1719 wurde er zudem zum Hofkriegsratspräsidenten ernannt. Er starb 1736 in Wien.

Kurz nach der Rückkehr Napoleons von seinem Spanienfeldzug Anfang 1809 marschierte die österreichische Armee unter Karl von Österreich-Teschen in Bayern ein. Österreich setzte dabei auf nationale Parolen und traf in der eigenen Monarchie und in Deutschland auf Zustimmung. In Tirol kam es daraufhin zur Erhebung von Andreas Hofer gegen die bayerischen Besatzungstruppen.

Erzherzog Karl wurde 1771 geboren. Seine Heldentat war der Sieg in der Schlacht von Aspern in der Nähe von Wien im Jahr 1809 gegen Napoleon. Das steht am Sockel seines Denkmals auf dem Heldenplatz. Am 21. und 22. Mai 1809 haben in der Schlacht von Aspern 95.000 Franzosen gegen 160.000 Österreicher gekämpft. Davon 20.000 Franzosen und 17.000 Österreicher zu Pferde. Die Franzosen hatten 152 und die Österreicher 590 Geschütze. 20.000 Franzosen und 19.000 Österreicher wurden verwundet. An zwei Tagen starben 7.300



Franzosen und 4.200 Österreicher. Zwei Monate später hatte Napoleon eine neue Koalitionstreitmacht mit Bayern, Italienern und Sachsen zusammengestellt. Nun forderte Napoleon Erzherzog Karl von Österreich nördlich der Donau nahe Krems in Niederösterreich bei einem Dorf namens Wagram zum Kampf. Diesmal kämpften 157.000 Franzosen, Bayern, Italiener und Sachsen gegen 136.000 Österreicher mit Säbeln, Bajonetten und Musketen. Davon 23.500 Franzosen und 14.700 Österreicher Reiter zu Pferde. Die Geschosse aus 433 französischen und 446 österreichischen Geschützen zerfetzten Menschen wie Pferde. Es gab 23.000 verwundete Franzosen und 18.000 Österreicher. 7.100 Franzosen und 5.550 Österreicher starben. Die Franzosen machten 3.700 Österreicher zu Gefangenen, die Österreicher 19.000 Franzosen. Wie viele davon Bayern, Italiener oder Sachsen waren, war ebenso wenig verzeichnet wie die Zahl der Ungarn, Böhmer oder Galizier, die für Österreich kämpften. Wenn man die Zahl der von beiden Parteien eingesetzten Reiter addiert, waren fast 75.000 Pferde an der Schlacht beteiligt. Dazu kamen tausende von Pferden, die zur Versorgung eingesetzt wurden. Wie viele Pferde insgesamt zu Tode kamen war nicht verzeichnet.

Nachdem Erzherzog Karl am 5./6. Juli 1809 in der Schlacht bei Wagram unterlegen war, schloss er mit Napoleon eigenmächtig den Waffenstillstand von Znaim, wofür er von Franz I. am 23. Juli suspendiert wurde. Napoleons Rache war gründlich: Im Frieden von Schönbrunn musste Österreich auf Dalmatien, Zentralkroatien, die Krain, das Küstenland, Salzburg und das Innviertel verzichten, womit es etwa die Hälfte seiner Erbländer verlor und beinahe aus den alten römisch-deutschen Reichsgrenzen verdrängt war. Das Land

musste der anti-britischen Kontinentalsperre beitreten und sein Heer auf 150.000 Mann reduzieren. Ferner wurde ein Militärbündnis zwischen Österreich und Frankreich geschlossen.

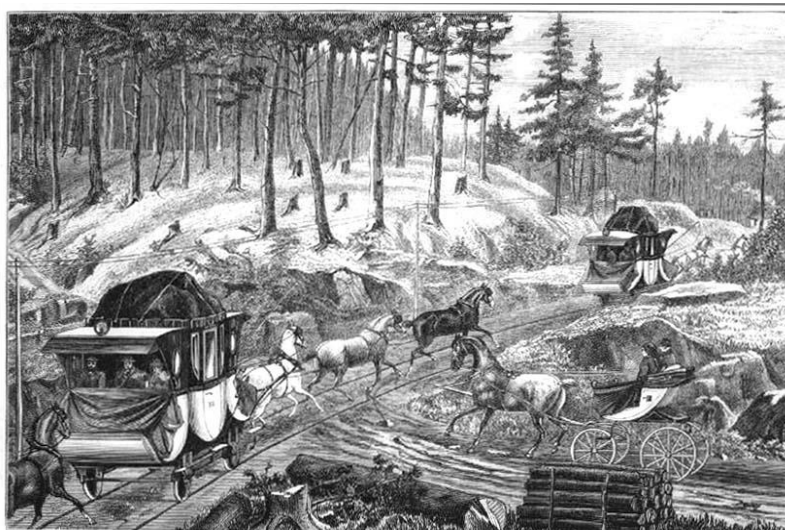
Im selben Jahr ließ sich Napoleon von Joséphine scheiden, da ihre Ehe kinderlos geblieben war. In der Hoffnung auf die Anerkennung durch die alten Dynastien und die Festigung des Bündnisses mit Österreich heiratete Bonaparte 1810 Marie-Louise von Österreich, die älteste Tochter des österreichischen Kaisers Franz I. Aus der Ehe ging mit dem 1811 geborenen Napoleon II. der gewünschte Thronfolger hervor.

Karl befasste sich von nun mit seinen Memoiren und wurde einer der bedeutendsten Militärschriftsteller des 19. Jahrhunderts. Ab 1815 war Karl Gouverneur der Festung Mainz. Diese Stadt liebte er, da er dort seine spätere Gattin, die Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg kennengelernt hatte. Nach dem Wiener Kongress heiratete der 44-jährige Erzherzog Karl am 17. September 1815 die 18-jährige Prinzessin und zog sich auf Schloss Weilburg bei Baden ins Privatleben zurück. Er war 75 Jahre alt, als er im April 1847 starb.



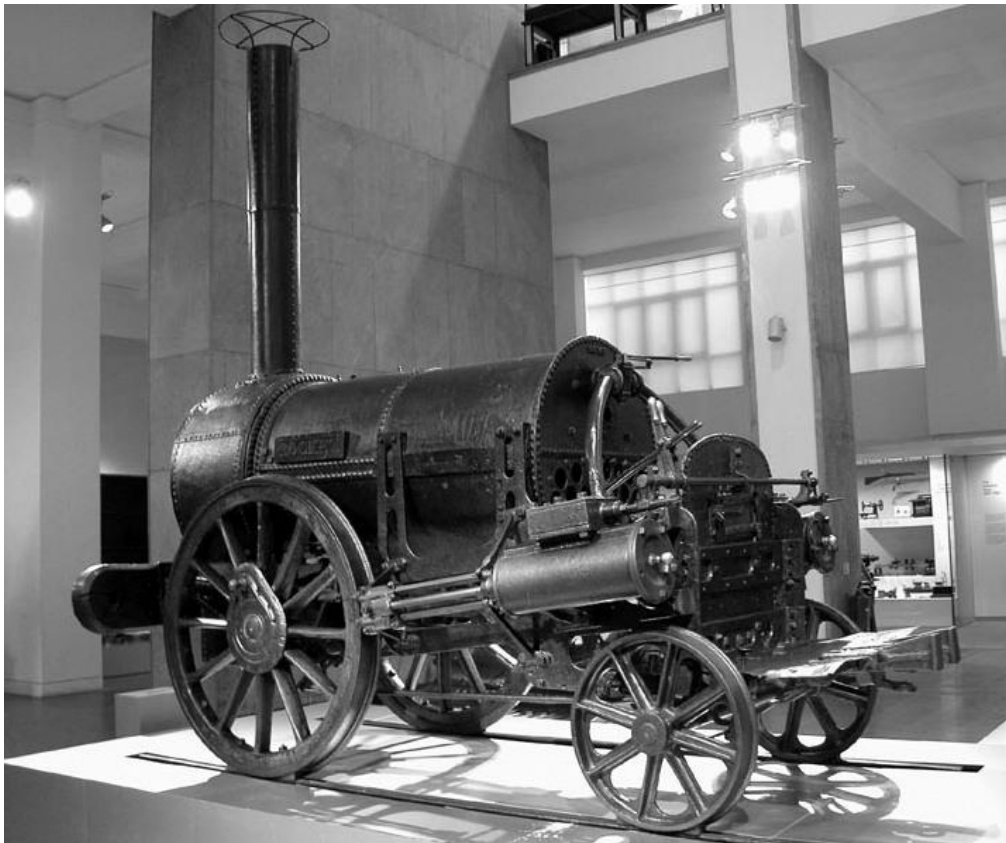
Die zwei enormen Schlachten, an denen hunderttausende Männer und fast hunderttausend Pferde beteiligt waren, ereigneten sich innerhalb von zwei Monaten vor hundertfünfzig Jahren zwischen Wien und Krens nicht weit entfernt von Ladendorf. Wie war es möglich so viele Menschen, Pferde, Geschütze, Munition, Futter und Verpflegung bereit zu stellen und zu unterhalten? Wie konnten die Verluste aus dem ersten Waffengang so ausgeglichen werden, dass man einen weiteren wagen konnte? Fragen zu stellen war einfach, aber Antworten zu erhalten schwierig. Tatsache ist, dass die Helden, die dem Platz seinen Namen geben, erfolgreiche Feldherren seiner kaiserlichen Majestät waren. Sie haben das Kaiserreich erweitert und gesichert bis zum Ende des Großen Krieges 1918, als das Reich der Habsburger zerfiel wie das Weströmische Reich unter dem Ansturm der Germanen und Hunnen um 450 n.Chr.

Im Lexikoneintrag zum Heldenplatz las ich, dass die beiden Denkmäler in den Jahren 1860 bzw. 1865 errichtet wurden. Das für Erzherzog Karl entstand 1860, zwölf Jahre nach seinem Tod. Es hat aber fast 130 Jahre gebraucht bevor das Kaiserreich 1865 für Prinz Eugen ein Denkmal errichtet hatte. Zu dieser Zeit hatte



man in Österreich bereits ein Netz von Eisenbahnen aufgebaut, das bald die von Pferde-Gespannen gezogenen Postkutschen ablösen sollte. Die Erste Eisenbahn-Gesellschaft wurde 1826 gegründet. Von 1827 bis 1832 wurde abschnittsweise eine von Pferden gezogene Eisenbahnlinie von Budweis über Linz nach Gmund gebaut, um das Salz aus dem Salzkammergut zu nach Norden zu transportieren. Von Budweis aus gelangte der Großteil des Salzes auf dem kostengünstigen Wasserweg über die Moldau nach Prag und über die Elbe teilweise darüber hinaus. Bei einem jährlichen Transportvolumen von 17.000 Tonnen standen Ende des 18. Jahrhunderts täglich an die 350 Fahrzeuge im Einsatz. Die Gesamtstrecke von 200 Kilometern wurde am 1. August 1832 für den Güterverkehr freigegeben. Der Höhenunterschied zwischen Budweis und Linz an der Donau beträgt 540 Meter. Erst 1872 gab es Dampflokomotiven, die genügend Kraft hatten, um die letzten Pferde zwischen Budweis und Linz abzulösen.

Am 13. Oktober 1847 konnte die erste Bahnverbindung zwischen den beiden damals für die Habsburgermonarchie bedeutenden Städten Wien und Krakau befahren werden. Die erste Lokomotive von George Stephenson, die Rocket von 1830, erreichte 48 km/h. Im März 1837 trafen die ersten sechs Rockets aus seiner englischen Fabrik in Wien ein. 1838 eröffnete der Kaiser Ferdinand selbst die nach ihm benannte „Nordbahn“ mit dieser Lokomotive. Das Projekt einer Bahnstrecke von Wien nach Brünn und Olmütz in



Mähren sowie Krakau in Galizien entwickelte sich zur wahren Erfolgsgeschichte: Bis zur Verstaatlichung im Jahre 1906 errichtete die ökonomisch höchst erfolgreiche Nordbahn-Gesellschaft ein sehr umfangreiches Netz. Die Nordbahn wurde zur wichtigsten Bahnlinie der Habsburgermonarchie. Das europäische Schienennetz wuchs und die Militärstrategen in allen Ländern hatten wie Erzherzog Karl, der suspendierte Feldherr und Militärschriftsteller, die neuen Möglichkeiten für schnelle und bewegliche Kriegsführung rasch erkannt. Sie förderten die Gründung der Ersten Eisenbahngesellschaften. 1885 reichte das europäische Schienennetz vom Atlantik bis zum Ural, von Hammerfest bis nach Gibraltar, Sizilien, Griechenland und Istanbul und umfasste 190.134 km, davon 39.000 km im deutschen Reich, 30.000 in Großbritannien, 30.000 in Frankreich, 25.000 in Russland, 22.000 in Österreich-Ungarn, 10.000 in Italien, 10.000 in Spanien, 7.000 in Schweden, 4.000 in Belgien und 3.000 in der Schweiz. Das Schienennetz wurde immer dichter. Brücken, Tunnel und Bahnhöfe verbanden den Kontinent und ermöglichten den Transport von Menschen, Waren

anderen Gütern. Gab es deshalb weniger Pferde? Wie viele Pferde gab es in Österreich als Erzherzog Karl in Aspern im Mai 1809 auf Napoleon traf? 40.000 Pferde waren jedenfalls an der Front. Als Napoleon Karl zwei Monate später nochmal herausforderte kam er mit 24.000 französischen Reitern auf Pferden, die sie sicher nicht aus Frankreich mitgebracht hatten in Begleitung von einigen tausend Bayern und Sachsen. Karl konnte nur 15.000 Reiter einsetzen, erreichte aber einen Waffenstillstand mit dem Franzosen, was Kaiser Franz I. nicht passte. Suspendiert ist ein schönes Wort für vorzeitige Entlassung. Ich nahm mir vor es künftig einzusetzen wenn entsprechende Nachfragen kommen. Karl hatte den Krieg nicht verloren. Es war ja keine Niederlage, sondern ein Waffenstillstand, dem Napoleon zugestimmt hatte, weil er wahrscheinlich genug Pferde für weitere Angriffe hatte. Österreich musste rund 100.000 km² mit etwa 3.500.000 Einwohnern abtreten und 85 Millionen Francs Kriegskontribution waren an Frankreich zahlen.

Im Lexikon es gab Zahlen zur Entwicklung der Menschen auf der Erde. In Europa sind zwischen 1850 und 1900 sind fast 140 Millionen mehr Menschen hinzugekommen. Aber Pferde zählen ist wohl schwieriger.

Geschätzte Bevölkerung in Millionen

Erdteile	In den Jahren					
	1650	1750	1800	1850	1900	1929
Asien	250	456	522	671	859	954
Europa	100	140	187	266	401	478
Nordamerika	7	6,3	15,4	39	106	162
Afrika	100	100	100	100	141	140
Südamerika	6	6,1	9,2	20	38	77
Australien und Polynesien ..	2	2	2	2	6	9
Zusammen ...	465	660	836	1098	1551	1820

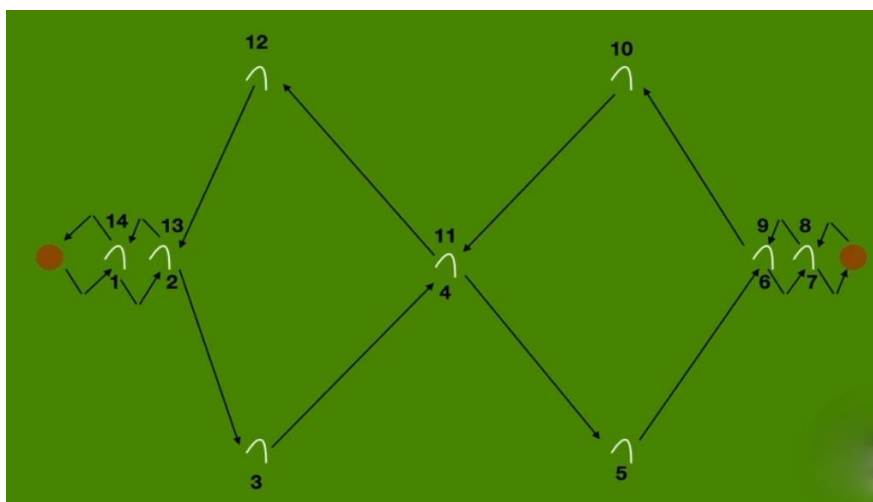
Das Pferd fand ich nicht im Band neun des Lexikons unter P, sondern in Band fünf unter Hauspferd. Der Lexikonabschnitt ist sehr umfangreich, weil es eine komplexe Biologie hat und es viele Rassen und Züchtungen gibt und die Geschichte von Mensch und Pferd über fünf tausend Jahre lang ist. Aber es gibt keine Zahlen über Entwicklung des Pferdebestands weltweit. Um 1900 wurde der Bestand in Europa auf 20 bis 25 Millionen geschätzt. Ich klappte das Lexikon zu, verstaute es im Regal und entschied es in den nächsten Tagen nicht mehr anzufassen.

Daran habe ich mich dann auch gehalten und da es Anfang August wieder sehr heiß wurde zog es mich eher mit dem Rad an das kleine Schwimmbad in Ladendorf. Dort gab es auch einen Kiosk mit Eis oder Almdudler. Am zweiten Sonntag begab sich die ganze Familie zu Pferde am Nachmittag zu einem abgeernteten Kornfeld auf einem Hügel um dort mit Freunden ein Tontaubenschießen zu veranstalten. Ich konnte in der Kutsche mit dem Proviant mitfahren, bei der Bewirtung mithelfen und zusehen wie die Männer auf Tonscheiben von der Größe eines Untertellers schossen, die durch eine mechanisches Wurfgerät über das Feld geschleudert wurden. Wenn sie trafen zerbarst die Tonscheibe in Teile, die aufs Feld fielen. Es war leicht bewölkt und wenig Sonne. Die Schießfreude war groß und Erfolge wurden mit einer Runde Schnaps gefeiert.

Am letzten Sonntag wurde am Nachmittag auf der Rasenfläche vor dem Amtsgebäude Croquet gespielt. Das ist ein Rasensport der mit farblich markierten Bällen und hammerförmigen Schlägern, genannt „Mallets“, gespielt wird. Jeder Spieler hat zwei Bälle, die er vor dem Gegner in fester Reihenfolge durch Tore aus U-förmig gebogenen Drahtbügeln, zum Zielpflock, genannt Peg, befördert.



Wer ein Tor passiert, bekommt einen Folgeschlag und kann dadurch die drei übrigen Bälle im Spiel wieder anspielen. Mit dem Treffen eines Balls, genannt Roque, bekommt man zwei Folgeschläge. Zuerst wird für den namensgebenden Croquetschlag der Spielball an den getroffenen Ball angelegt und gespielt. Danach erfolgt der Folgeschlag mit dem der getroffene Ball Richtung des übernächsten Tores, damit man später einen Anlaufpunkt, genannt Pioneer, hat. Sieger ist, wer zuerst die Bahn durchlaufen hat. Das klingt einfach, aber das System aus Punkten und Bonussen waren umständlich und kompliziert. Das kann man nicht an einem Nachmittag lernen. Die neun Tore und die zwei Wickets wurden auf einem Platz von 15x33 m aufgestellt. Der lag im Schatten hoher Bäume und auf dem kühlen Rasen war es angenehm. Die ganze Familie spielte mit und das dauerte länger als ich erwartet hatte, denn die duellierte sich hartnäckig untereinander. Als Anfänger konnte ich da nicht mithalten und als ich merkte, dass ich mich langweilte und freute mich darauf in ein paar Tagen zurück zum Hohenpeißenberg zu fahren.

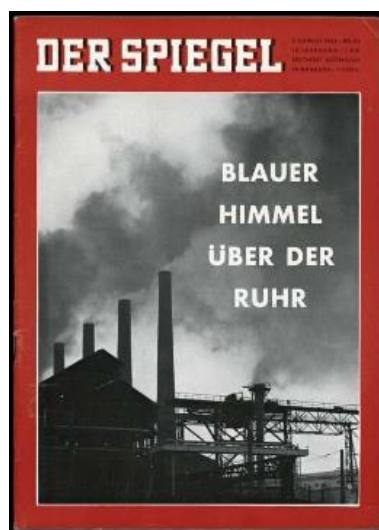


Die Tage bis zur Abreise waren heiß und sonnig. Sie flogen vorbei und am Freitag den 11. August saß ich zum letzten Mal mit der Familie am Frühstückstisch. Ich bedankte und verabschiedete mich bei allen und da Onkel Max ohnehin in Wien zu tun hatte, nahm er mich mit und als er mich am Westbahnhof abgesetzt hatte und ich ihm die Hand drücken wollte, fragte er, ob ich Rückfahrtticket und Kinderpass dabei habe.



Ich musste sie vorzeigen, erst dann gab es den Händedruck, Grüße an meine Mutter und Familie. Nachdem ich ausgestiegen war ging ich in die Kassenhalle und suchte den Bahnsteig von dem der Zug Richtung Salzburg mit Kurswagen nach München abfahren sollte. Der Bahnhof hatte nur elf Bahnsteiggleise. Der Zug nach München stand auf Gleis vier. Unter den Geschäften in der Kassenhalle war auch eine Bahnhofsbuchhandlung mit Zeitungs- und Postkartenständern, Zeitschriften und Illustrierten in Regalen. auch westdeutsche Zeitungen wie die Süddeutsche Zeitung oder Der Spiegel unter den Zeitschriften. Die

BILD schreibt in fetter Schrift: Berliner Notaufnahme verzeichnet stärkste Flüchtlingswelle. Dann die Schlagzeile: Sie kommen Hals über Kopf 2600 in 24 Stunden. Im Zeitschriftenregal lag eine Ausgabe des Spiegels vom 8. August 1961. Auf dem Titel kamen keine Flüchtlinge vor. Auf Seite 8 fand ich einen „Kommentar“. Ich weiß dass ich den damals gelesen und verstanden habe. Den Text gibt es noch digital.



„Keine Stadt der Bundesrepublik oder der sogenannten DDR hat so viel Einwohner, wie Menschen aus der Zone flüchteten. Fast drei Millionen Männer, Frauen und Kinder sind von Deutschland nach Deutschland geflohen, seit es zwei Deutschländer gibt. Zuerst kamen die Alten, nun schon die Jungen. Wenn der Menschenstrom so weiterfließt wie im letzten Juli, ist die Zone in einer Generation menschenleer wie Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg.

Die Flüchtlinge, die der Welt das Unglaubliche glaubhaft machten - daß Deutsche die Freiheit lieben -, haben der SED die bisher schwerste Niederlage zugefügt. Sie haben die diplomatische Stellung Moskaus im Kampf um Deutschland geschwächt, den Aufbau der sowjetzonalen Armee verzögert, Ulbrichts Wirtschaftspläne gefährdet. Aus seinem Arbeiter- und Bauern-Staat droht ein Staat ohne Arbeiter und Bauern zu werden. Fluchort Berlin, wo heute täglich über tausend Menschen mit den Füßen wählen, ist zur Walstatt Ulbrichts geworden.

Warum, fragt sich der Westen, stopft der Osten nicht das Schlupfloch Berlin zu? So leicht die Sowjets die Sektorengrenze in der Stadt schließen könnten, so einfach wäre es für die DDR, die Grenze zwischen Ostberlin und der Zone abzuriegeln. Läßt Ulbricht seinen eigenen Staat mutwillig ausbluten, um Moskau zu einer radikalen Berlin-Lösung zu zwingen oder zwingt Moskau Ulbricht zur Selbstverstümmelung, nur um den Viermächte-Status Berlins nicht anzutasten?

Letzte Woche, als Walter Ulbricht zur Berichterstattung nach Moskau befohlen und der Flüchtlingsstrom zum reißenden Hochwasser geworden war, wurde es klar: Das Zonen-Regime kann heute den Exodus seiner Bürger nur noch stoppen, wenn es einen neuen Volksaufstand riskieren will.“

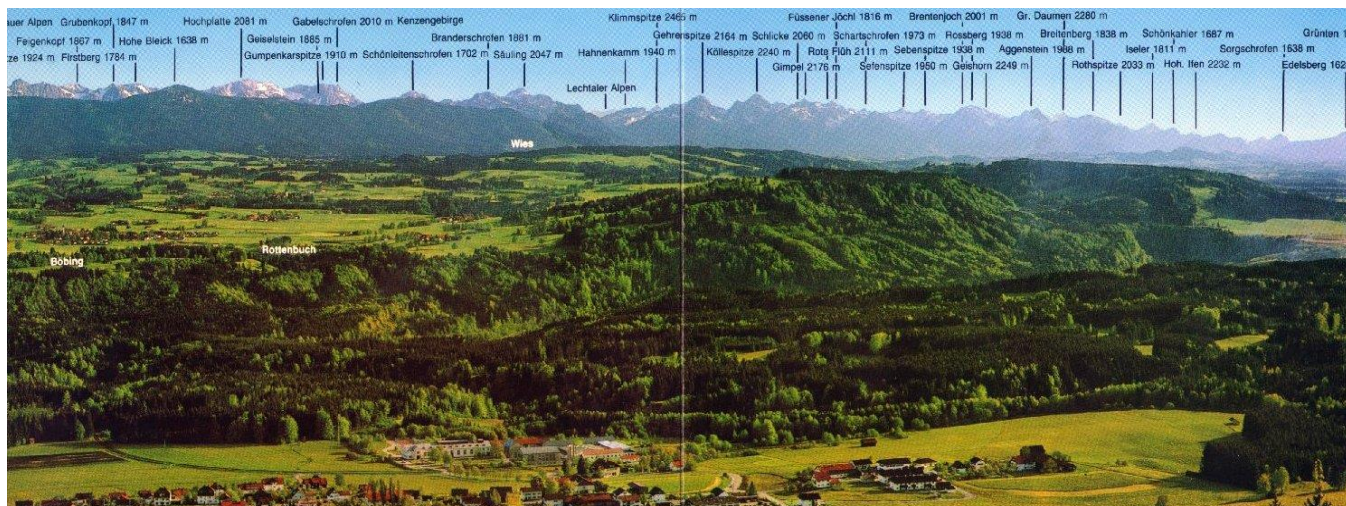
Nein, ich wusste damals nicht, dass in etwas mehr als zehn Jahren 3 Millionen, Frauen und Kinder aus Deutschland nach Deutschland geflohen sind. Ich wusste dass rund 12 bis 14 Millionen Deutscher aus den deutschen Ostgebieten und Ostmittel-, Ost- und Südosteuropa nach Ende eines verlorenen Krieges 1945 ihre Heimat durch Flucht und Vertreibung verloren hatten. 3 Millionen davon flohen in die amerikanische Besatzungszone. Mehr als 2 Millionen kam in Bayern unter und wurden nach Oberbayern, Schwaben und Franken zum vierten Stamm. Das war vor fünfzehn Jahren und zwei Jahre vor meiner Geburt.

Der Zug der Österreichischen Bundesbahnen bestand aus Waggonen mit Abteilen von jeweils sechs Sitzen. Ich fand einen nicht reservierten Fensterplatz auf dem ich mich wohliger räkelte und bis München sitzen bleiben konnte ohne den Zug zu verlassen. Es war ein Raucherabteil. Der Zug fuhr um 10.30 ab. Tante Podone hatte mir ein Picknick-Päckchen mit Sandwiches, gekochten Eiern und zwei Flaschen Almdudler mitgegeben.

Fürstlich!

Letzte Jahre am Hohenpeißenberg 1961 bis 1963

Ich war sehr zufrieden mit meinen Erlebnissen und Eindrücken und gespannt auf die andere Hälfte meiner Ferien zu Hause, im Kurheim mit Alpenblick. Als ich ab Linz allein im Abteil war, konnte ich ohne Angst vor dem Schaffner, eine Zigarette der Marke Smart entzünden und den Kringeln des Rauches mit den Augen folgend, vom Duft des Tabaks umweht, dem Zerfall der Glut zu weißem Staub im chromglänzenden Aschenbecher der Österreichischen Bundesbahnen zusehen und mich dabei weltmännisch fühlen. In Salzburg wurde es eng im Abteil. Eine Mehrheit entschied das Fenster zu schließen. Ich verbrachte den Rest der Reise an einem offenen Fenster am Gang stehend im Fahrtwind elektrisch, surrend und ohne Dampf mit bester Sicht durch das satte Land vom Inn zur Isar nach München, wo ich um 16.30 ankam. Dort stand ein Zug nach Garmisch, der zwanzig Minuten später abfuhr. Von Weilheim ging es um halb sechs Uhr weiter. Freitag war Hochbetrieb und die Dampflok schleppte sieben volle Wagons den Berg hoch Richtung Schongau. In Hohenpeißenberg stieg ich kurz nach sechs aus und machte mich auf den Weg Richtung Kurheim. Der ganze Tag war sonnig gewesen und gegen Abend ließ die Hitze nach. Nachdem ich das Dorf durchquert hatte, stellte ich den Koffer neben die Bank beim Schnaderbeck, setzte mich und genoss den Blick auf die Alpen.



Bis zum Schulanfang am fünften September waren es noch drei Wochen. Auf ein Einzelzimmer mit Bergblick musste ich noch ebenso lange warten. Im Haus war kein Bett unbelegt. Bis dahin schlief ich mit meinen Brüdern weiter im Laboratorium. In den Zimmern 1-7 nächtigten 10 Gäste. In Zimmer 8 zwei Schwedinnen, die ein paar Mädchen, die der Mutter dieses Jahr bis Ende August halfen. Die Schwedinnen konnten mit ihr in Dänisch verständigen und lernten dabei Deutsch. Sie waren beide blond und ein paar Jahre älter als ich. Mit Oma, Onkel Kreppel, der Mutter und vier Söhnen, waren also 20 Personen täglich im Haus. In der Einfahrt standen Autos mit Nummernschildern wie BN, B oder LÜD und auch Onkel Dieters polarmetallic farbiger Käfer mit der Aufschrift **Magic Carpet** stand dort in makellosem Zustand. Das Haus summt. Aus Esszimmer und Küche waren viele Stimmen zu hören. Auf der Terrasse saßen, die von Nasos mit anderen Erwachsenen am langen Tisch und auf dem Platz hinter dem Haus spielten, die Jüngeren Federball oder Tischtennis. Wölfi hatte die Grundausbildung hinter sich und war kurz vor mir aus Schongau angekommen. Ich fand ihn in der Küche, wo er den Schwedinnen half das Abendbrot vorzubereiten. Dort fand ich auch meine Mutter in Begleitung eines Mädchens meines Alters. Meine Mutter stellte sie mir vor als Gabi, Tochter der Gäste Frau und Herr Feinstein, die auf der Terrasse saßen. Mutti begrüßte mich mit einem Kuss auf den Mund. Es war noch etwa eine halbe Stunde bis zum Abendbrot. Sie meinte, dass ich später bei Tisch von meiner Reise und der Zeit bei Onkel Max und Tante Podone erzählen könnte.

Jetzt gäbe es wichtigeres zu tun. Sie zeigte auf zwanzig viereckige weiße Schalen, die mit russischen Eiern befüllt werden sollten. Die Eier waren schon gekocht, aber noch nicht geschält. Sie waren gut abgeschreckt und die Hälften lösten sich leicht aus der Schale. Dann wurden kleine Salatblätter, Streifen von Essiggurken, etwas Petersilie, zwei Karottenscheiben und kleine Zwiebelringe in den Schalen ausgebreitet. Die Eihälften wurden mit dem Eigelb so nach oben gelegt, dass man auf jedes zwei Teelöffel Mayonnaise dort abladen konnte. Dann kam je ein Teelöffel schwarzer Kaviar auf die Mayo. Russischer Kaviar kommt vom Stör, einem Süßwasserfisch.

Der der Seehasenroggen aus Seehase gehört zu den 100g Gläsern für eine Nachdem drei Gläser Schalen auf zwei Brettern werden. Im unteren Fach mittelgroße Schüsseln mit Gürkchen, süßsaurer Rote Bete, Quark oder Butterlökchen abgestellt. Im unteren Fach folgen geschnittene Brote, Brötchen und Brezen sowie Krüge mit Wasser, Apfelsaft oder weißem Wein – alles für zwanzig Personen, fünf davon Kinder.



Deutsche Kaviar war zwar schwarz, aber dem Nordatlantik war feinkörniger. Der Barschen. Es gab Deutschen Kaviar in Mark dreißig.

Kaviar verteilt waren, konnten die 20 in das obere Aufzugsfach geschoben wurden Käse- und Aufschnitt Platten, Rollmöpsen oder Sahneheringen,

Dann wurde der Aufzugskasten mit beiden Händen an den Zugseilen nach oben in den ersten Stock gezogen. Wenn er den Balken über dem Aufzugschacht genau vor der Aufzugsklappe im Esszimmer erreicht hatte, löste er ein Fanghaken aus. Der fixierte den Kasten und man konnte das Schnappen des Verschlusses hören. Es klang etwa wie ein Repetiergewehr nach dem Repetieren, wenn die neue Patrone schussbereit im Lauf lag. Das schnappende Geräusch ist wichtig, denn erst danach darf man die Hände vom Zugseil nehmen. Die Schwedinnen luden oben aus und stellten alles auf den Tischen bereit. Punkt sieben Uhr wurde der Gong geschlagen. Sieben Mal mit dem Klang der Pendeluhr im Eingang. Familie, Gäste und Besucher nahmen ihre Plätze ein. Nach zwölf Stunden war der Arbeitstag nicht zu Ende. Ab acht Uhr wurde begonnen abzutragen und Geschirr wie Bestecke im Aufzug zum Spülen und Abtrocknen in die Küche und dann zurück in den ersten Stock zu transportieren. Wenn die Gläser wieder im Regal, die Bestecke in den Schubladen lagen und Tellertürme in Schränken standen, dann war Feierabend. Etwa um halb Zehn jede Nacht wurde die Küche dichtgemacht. So auch heute. In den Stockwerken treppauf war noch Leben und auch auf der Terrasse genossen noch paar Gäste die laue Sommernacht und den Sternenhimmel.

Aber ich ging direkt zum Schlafen ins **Laboratorium**. Klaus lag schon in seinem Bett. Er wollte früh aufstehen und morgen bei einer Hochzeit auf dem Berg ministrieren. Ab September wird er wie Fritz und Ich jeden Tag

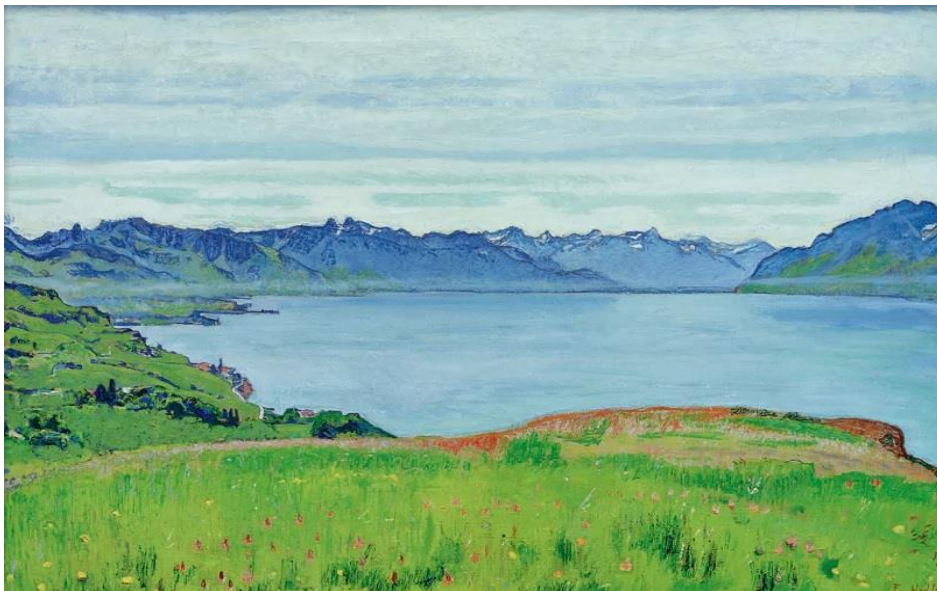


mit der Bahn zur Oberrealschule und Gymnasium nach Weilheim fahren müssen. Dann kann er nicht mehr vor der Schulzeit ministrieren. Dann wird neue Kirche mit Pfarrzentrum in der Dorfmitte vollendet und am 29. Oktober 1961 durch Erzbischof Julius Kardinal Döpfner geweiht werden. Der Nachfolger von Pfarrer Kleidorfer, Pfarrer Bernhard Baur, wohnte seitdem im neuen Pfarrhaus. Das alte Pfarrhaus sollte vom Orden der Augustiner Chorherren als Kloster für die Neugründung einer Kongregation genutzt werden. Das war

vom Erzbischöflichen Ordinariat in München Ende 1960 bewilligt und in Rom Anfang Februar 1961 bestätigt worden. Grundsteinlegung der neuen Kirche im Dorf war Sommer 1960 und ein Jahr später sah sie aus wie auf obigem Foto. Als ich in Wien war, konnte Klaus als Ministrant die neue Pfarrkirche bereits von innen besichtigen. Er mochte das große Mosaik der Auferstehung Jesu in frischen sonnigen Farben als Altarbild und die Helligkeit des Raumes. Er war gespannt auf die Akustik. Während seines Besuchs hätten die Maschinen der Handwerker, die dort noch gearbeitet haben, einen grausigen Krach gemacht und der Raum war noch



kurze Zeit ohne Kirchenbänke. Akustik war ihm wichtig. Er Klaus hatte inzwischen gelernt Flöte zu spielen und konnte ein Klavier oder Violine begleiten. Das übte er auch mit unseren Cousinen aus Murnau als Trio vom Notenblatt im Holzzimmer, das so hieß, weil seine Wände mit Lärchenholz getafelt waren, dessen Duft den Raum noch immer erfüllte. Dort stand auch ein Klavier. Auf dem Foto des Zimmers ist es nicht zu sehen,



weil es an der Wand gegenüber von Gemälde und Sitzgruppe stand. Das Gemälde war nicht in schwarz-weiß, sondern in Farbe und zeigte den Blick von den grünen Hängen am Genfer See auf die Gipfel der Walliser Alpen. In der rechten Ecke steht: F. Hodler. Das vom Genfer See wusste ich von Oma. Sie hat es vielleicht ausgesucht. Ich mochte das Bild und die Vorstellung dort auf der grünen Wiese zu liegen. Aber was sollte ich dort allein auf einer Grünen Wiese mit See- und Bergblick in der Schweiz und dann noch im Wallis, wo sie

französisch sprechen? In ihrem Wohnzimmer hing ein A4 großes Foto in Sepia von einer mittelalterlichen Burganlage am Genfer See. Ganz unten stand: Chateau de Chillon in Montreux. Sie war dort mal mit Opa vor dem ersten Großen Krieg. Daran konnte sie sich noch immer erinnern, aber was in den letzten Jahren passierte hat nicht stattgefunden? Seit über zehn Jahren lebte sie ohne Opa. Ich konnte nicht wissen, wie ihr Leben vorher war. Ich hatte über solche Dinge bisher noch nicht nachgedacht. Ich wollte erwachsen werden,



hatte aber noch nicht erlebt, wie es ist, wenn das Erwachsenwerden an sein Ende gekommen ist. Oma mochte den Herrn mit den großen Augen, sonst hätte sie sein Bildnis nicht an der Wand neben der Doppeltür vom Roten Zimmer zum Esszimmer geduldet. Die Augen dieses Mannes, dessen Bild in einem etwa zehn Zentimeter breiten schwarzen Rahmen dort hing, schienen jeden im Raum unter Kontrolle zu haben. Er war kein Familienmitglied. Er hing dort auch nicht wegen seines Namens, sondern wegen des Namens des Künstlers, der ihn portraitiert hat. Seine Initialen waren A.D. für Albrecht Dürer und den er 1526



gemalt hatte, hieß Hieronymus Holzschuher. Das steht in der linken oberen Ecke. Auch dieses Bild war, wie meine Mutter wusste, eine Kopie der Münchner Kunstdruckerei von Hanfstaengl aus den dreißiger Jahren. Sie sagte der abgebildete Mann mit dem wallenden Haar sei ein Nürnberger Patrizier gewesen. Es waren nur noch zehn Wochen bis zu Omas achtzigsten Geburtstag. Es war, als ob sie sich immer weiter von der Welt entfernt hatte und sich bereits in einem Zustand befand, in dem die Wirklichkeit keine mehr war und alles, was ich bisher gelernt hatte bedeutungslos wurde. Oma wurde unerreichbar, sie war noch da, aber wie ein stummer Gast, der darauf wartet, abgeholt zu werden, vielleicht ins Himmelreich. Aber das war

noch nicht entschieden und ich habe es nicht gewusst und auch nicht daran gedacht. Noch war sie da und ich war jeden Tag froh sie zu sehen. Sie wunderte sich darüber, mich seit Wochen nicht gesehen zu haben, aber als ich ihr von meiner Reise nach Wien und den Besuch bei Onkel Max und Podone erzählte, schien sie abwesend. Später konnte sich an deren Namen erinnern und fragte, ob es den beiden gut ginge und ob ich im Hotel Sacher gewesen wäre. Als ich verneinte, meinte sie, das müsste ich beim nächsten Mal nachholen. Als ich sie fragte, ob sie da schon mal war, sagte sie ja, während ihrer Studienzeit in Kiel sei sie zusammen mit meinem Großvater, der damals auch dort studierte, mit der Reichsbahn über Berlin bis nach Wien gereist. Das war so eine prächtige Stadt, voller Walzermusik, Glockengeläute und Wachablösungen. Die Sachertorte im gleichnamigen Hotel war eine Delikatesse. Das war ein Jahr vor dem großen Krieg. Sie verstummte, saß weiterhin aufrecht in ihrem Stuhl mit übergeschlagenen Beinen und den Armen im Schoß auf der Terrasse vor den zwei Fenstern ihres Wohnzimmers. Sie wendete ihren Blick von mir und beobachtete das Kleinkind, das dort seine ersten Stehversuche auf der Terrasse machte. Sie wusste nicht mehr, dass das Kleinkind der sechste Sohn ihrer Tochter ihr letzter Enkel und mein jüngster Bruder war. Die junge Frau in der ärmellosen weißen Bluse mit dem Faltenrock, die am Bügelbrett im Schatten eines Sonnenschirms ihrer Arbeit nachgeht, muss eine der beiden Schwedinnen gewesen sein.

Am Samstag regnete es heftig und fast den ganzen Tag. Erst in der Nacht zum Sonntag hörte es auf, der Tag begann kühl wie ein Herbsttag. Lange Hosen, feste Schuhe und Anorak waren angesagt. Gegen zehn Uhr machte ich mich auf den Weg über den Kirchweg zum Berggipfel. Nur wenige waren auf dem Weg zur Spätmesse. Mutti hatte mich gebeten, ihr eine 20er Schachtel Ernte 23 mitzubringen. Als ich an der alten Linde neben der Volksschule angekommen war, ging ich direkt gegenüber zum Kramladen von Kaden um eine zu kaufen. Auf der Ladentheke lag wie immer die Sonntagszeitung mit den Nachrichten vom Samstag.



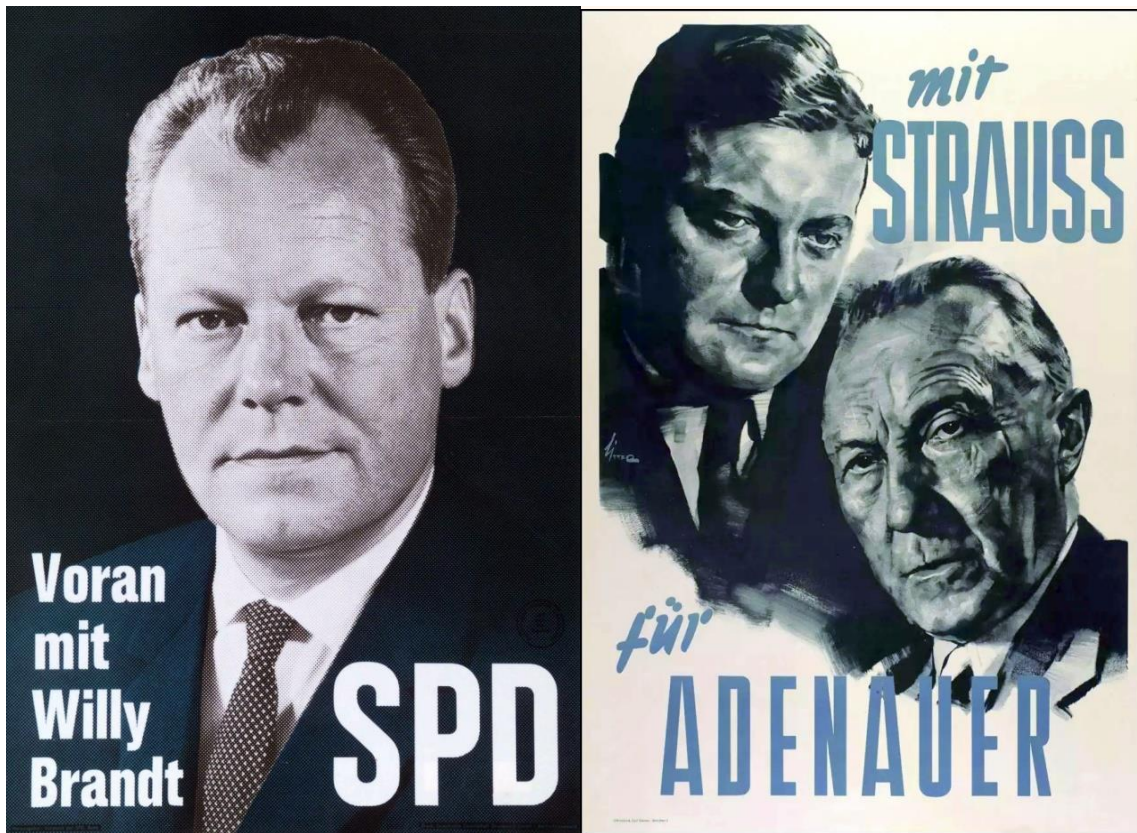
Das waren keine neuen Nachrichten, aber die Zahlen waren extrem. Als ich zum Mittagessen nach Hause ging, wurde es noch schlimmer. Vor allem Onkel Dieter aus Bonn war außer sich. Er war sonst ein wohlgemuter und angenehmer Mensch, aber jetzt tobte er und verwünschte diese Verbrecher, die inzwischen begonnen hatten am Brandenburger Tor mitten in Berlin einer Mauer zu bauen. Er klebte geradezu am Radio, das immer mehr Namen von Straßen meldete, die bereits von der Volkspolizei abgeriegelt worden waren. Bei vielen Namen zuckte er zusammen, röchelte und ahnte: „Die machen das wirklich zu. Die riegeeln die Stadt ab. Diese Verbrecher und die Alliierten sehen zu!“ Wenn er noch Haare gehabt hätte, würde er sie jetzt raufen, dachte ich, da merkte er, dass ihn alle anstarrten, sank auf einen Stuhl, stützte seinen Kopf mit den Ellenbogen auf der Tischplatte, hielt sich die Ohren mit den Händen zu und schien lautlos zu schluchzen, bis Mutti uns alle aus dem Lesezimmer scheuchte, den Vorhang vor dem Torbogen zum roten Zimmer

schloss und sich um ihn kümmerte. Auch sie war wie alle in großer Sorge um familiäre, wirtschaftliche, politische oder militärische Folgen. Zum Abendbrot kam auch Onkel Dieter wieder. Er war vierzehn, als der Krieg vorbei und Berlin ein Trümmerhaufen war. Er war etwas bleich, aber seine Mundwinkel wiesen nach oben, er lächelte, winkte uns zu und setzte sich an den Tisch zu den von Naso. Nach dem Abendbrot versammelten sich die Männer um den runden Tisch im Lesezimmer. Der Vorhang blieb offen, die Stehlampe und die Kerze brannten. Onkel Dieter erklärte, dass die Straßennamen im Rundfunk genannt worden waren eine Mauer von Süd nach Nord ergaben. Das wurde inzwischen durch Radionachrichten bestätigt. Die Volkpolizei hat die Einmauerung West-Berlins mit Stacheldrahtrollen und Kalaschnikows durchgesetzt, Berlin brutal geteilt und den Status des Vertrags der vier Siegermächte verletzt.



Ich musste mich konzentrieren, um nur ein bisschen von dem zu verstehen was diese kriegserfahrenen Männer unkten. Onkel Dieters älterer Bruder Bodo war an der Front. Nach dem Krieg hatte er als Übersetzer an der Presseabteilung der amerikanischen Botschaft in Bad Godesberg bei Bonn gearbeitet und war auch Synchronübersetzer. Er schien wenig beeindruckt von den Ereignissen in Berlin und erwartete, dass die Amerikaner zwar ihre Panzer ans Brandenburger Tor schicken würden, um Bereitschaft zu zeigen, aber den Bau einer Mauer ebenso wenig militärisch beeinflussen könnten, wie den Aufstand der Arbeiter vom 17. Juni 1953 in Ost-Berlin oder den der Ungarn 1956. Er sagte, dass bereits damals die Gefahr bestand, in einen Krieg zu geraten, der zum Einsatz von Atombomben durch die Sowjet-Union und einen massiven nuklearen Vergeltungsschlag der USA führen könnte. Atombomben in Berlin wie in Hiroshima und Nagasaki? Aber scheinbar war dem nicht so, sondern möglicherweise viel komplizierter. Die Atombomben, vor denen sich die Menschen in Europa fürchteten, umkreisten ständig die Erde an Bord von riesigen Bombenflugzeugen in über 20.000 Metern über der Erde, weit oben außerhalb der Reichweite von Flugzeugen und Raketen. Das erklärte Herr Schönau, ein Freund meiner Eltern von früher. Der ehemalige Kampfflieger war zum Abendessen aus Kaufbeuren gekommen, um über die Lage zu sprechen. Berlin war die Hauptstadt, in der viele groß geworden waren. Die Stadt blieb auch später die Heimat ihrer Herzen. Das Fliegerass, das in dieser Stadt früher Ordnen verliehen bekam, war nun Handelsvertreter, aber womit er handelte, wusste ich nicht. Er war stets in zweireihigen, dunkelblauen oder anthrazitfarbenen Anzügen aus feinem Flanell mit weißen oder hellblauen Hemden und dezenten Schlipsen unterwegs. Er hatte eine sonore Stimme, graue Schläfen und etwas, was Mutti sehr schätzte: Die natürliche Ausstrahlung von Verlässlichkeit und Verschwiegenheit. Er war früher öfter zu Besuch, aber seitdem Onkel Kreppel eingezogen war, wurden sie seltener. Aber heute Abend blieb er bis um zehn Uhr, um zu fachsimpeln. Bald redeten die Männer am Tisch nicht mehr von

Berlin, sondern über die Wahlen zum Bundestag, die in vier Wochen stattfinden würden. Dabei fiel immer wieder der Name des regierenden Bürgermeisters von Berlin Willy Brandt und die Zukunft der Regierung



von Bundeskanzler Konrad Adenauer, der inzwischen 85 Jahre alt war. SPD-Chef Willy Brandt war 47, CSU-Chef Franz-Josef Strauß 45 und FDP Chef Erich Mende 44 Jahre alt. Das waren auch die Geburtsjahrgänge meiner Eltern, die während und nach dem ersten Weltkrieg geboren wurden und den zweiten erlebt hatten. Adenauer gehörte zur Generation meiner Großväter, die beide Kriege an der Front erlebt hatten. Er war vier Jahre älter als mein Großvater Enno, den ich nur vom Hörensagen oder aus Bildern und Büchern kannte. Auch Strauß und Mende waren an der Front. Die Männer im Lesezimmer schienen Willy Brandt nicht zu mögen, weil er als Sozialdemokrat vor den Nazis nach Schweden geflohen und erst nach Kriegsende nach Lübeck zurückgekehrt war. Wer flieht entzieht sich der Wehrpflicht und begeht Fahnenflucht? Hätte ich gerne gefragt, aber ich war damals zu schüchtern. Erst mit 21 Jahren war man damals wahlberechtigt. Bis dahin war man nicht unmündig, aber halbmündig. Wehrpflicht gab es ab 18.

Ich verließ den Stuhl, von dem ich im roten Zimmer gelauscht hatte und verkrümelte mich in meinem Bett im **Laboratorium**. Dort fühlte ich mich winzig wie ein Sandkorn in einer Ritze. Ich war verwirrt. Ich hatte Angst vor meiner Zukunft, den Atombomben und den Menschen, die damit drohen, sie einzusetzen, um die vollständige gegenseitige Zerstörung anzurichten und die Apokalypse des jüngsten Tages auszulösen. Ich hatte bisher die Erwartung, dass mit dem älter werden und mit der jeweils gesammelten Lebenserfahrung, der Himmel blau und das Leben leicht bleibt und nicht, von der Druckwelle der Explosion einer Atombombe zerfetzt wird oder in der Hitze von tausend Sonnen zu Sternenstaub verglüht.

Die Woche nach dem Tag des Mauerbaus begann so grau wie die Betonsteine der Mauer. Es war kühl, nass und man konnte das Haus nicht ohne Anorak oder Regenschirm verlassen. Während der Ferien gab es Frühstück um neun Uhr. Der Bäcker war ab acht geöffnet und Fritz und ich gingen mit Rucksack zum Bäcker Sanktjohanser im Dorf um Brot und Brötchen zu für Frühstück, Mittag und Abendbrot einzukaufen. Neben der Theke lag ein Stapel der Bildzeitung mit dieser Schlagzeile. Die Zeitung war so teuer wie eine Semmel, aber ich kaufte ein Exemplar für die Gäste. Nach dem Frühstück konnte ich ungestört auf einem der drei Liegestühle auf der überdachten Terrasse vor dem Holzzimmer nachlesen, was gestern in Berlin passiert war.



„In den Nachtstunden des 13. August wurde die Sektorengrenze geschlossen. Wachtposten der Volkspolizei marschierten auf, und fassungslos erfuhren Sonntagsspaziergänger im freien Teil der Stadt, daß Ostberlin abgeriegelt ist. An der Sektorengrenze fahren Panzer auf, bis auf den Millimeter genau an den Rand des kommunistischen Herrschaftsbereiches. Innerhalb von Stunden etabliert Pankow eine widerrechtliche Staatsgrenze. Bahnhöfe werden stillgelegt, Eisenbahnlinien unterbrochen. Mit Panzern der sogenannten Nationalen Volksarmee als Rückendeckung brechen Vopo-Einheiten die Straßen auf und errichten Betonzäune mit Stacheldraht. In mehreren Reihen gestaffelt entsteht auf diese Weise ein Todesstreifen, der 400 Meter breit ist.

Am Potsdamer Platz und vor dem sowjetischen Ehrenmal an der Straße des 17. Juni, auf dem sowjetische Posten mit unbewegten Gesichtern Wache schieben, informieren sich die ersten Beobachter der alliierten Streitkräfte über das Ausmaß des Rechtsbruches, der durch die kommunistischen Maßnahmen entstanden ist. Am Nachmittag werden die Postenketten vor dem Brandenburger Tor verstärkt, und für Tausende von Menschen in der Zone und Ostberlin, die sich vorgenommen hatten, diesen Sonntag zur Flucht zu benutzen, schwindet damit jede Hoffnung.

Noch stehen die Westberliner stumm. Man kann es ihnen ansehen, daß sie ebenso erschreckt wie ratlos sind. Die Polizei ruft zur Ruhe und Bedachtsamkeit auf. Aber langsam wächst die Empörung angesichts dieser lebenden Mauer von schussbereiten Volksarmisten. Die sowjetzonalen Behörden scheinen jede Drohung wahrhaben zu wollen. Die Wasserwerfer, die hart an der Grenze stehen, werden rücksichtslos eingesetzt. Diese Grenze der Gewalt ist eine einzige Provokation. Was mögen ihre Hüter denken? Die Proteste bei den Augenzeugen im freien Teil der Stadt werden immer lauter. Jugendliche singen das Deutschlandlied, während sich hundert Meter weiter ganz Ostberlin in ein Heerlager verwandelt und das Brandenburger Tor geschlossen wird. Weil es für Millionen ein Tor zur Freiheit war. Wir wissen, daß diese Grenze eines Tages wieder fallen muß. Was jetzt dahinter zurückbleibt, ist stumme Anklage und verzweifelte Hoffnung.“

Die Wochenzeitschrift DER SPIEGEL kostete eine Mark und erschien am Montag. Am Sonntag, den 13. August war es schon im Druck. Am 14. August 1961 erschien sie mit dem geplanten Titelbild „Präsident Kennedy und sein Krisenberater Taylor“. Die Titelgeschichte „Durchbruch nach Berlin?“ begann auf Seite dreißig und war acht Seiten lang.

USA

TAYLOR

Durchbruch nach Berlin?

(siehe Titelbild)

Für vier Dollar hat John F. Kennedy eine neue Militärkonzeption der Vereinigten Staaten eingekauft. Zu diesem Preis erstand der Senator Kennedy im vergangenen Jahr ein Buch, dessen Inhalt der Präsident Kennedy im vorigen Monat zur offiziellen Militärpolitik Amerikas erhob; der Autor des 204-Seiten-Werkes* wurde zum militärischen Chefberater des US-Staatschefs ernannt: der 59jährige Fallschirmjäger-General Maxwell Davenport Taylor.

Seit Nikita Chruschtschow auf der Wiener Konferenz im Mai dieses Jahres John F. Kennedy über seine Absicht informierte, den Berliner „Knochen im Rachen der Sowjet-Union“ zu beseitigen, droht Berlin eine neue Blockade, droht der Welt ein neuer bewaffneter Konflikt. Maxwell Davenport Taylor hat in dieser Situation dem Präsidenten Amerikas die letzte Entscheidung über Krieg und Frieden vorzubereiten.

* Maxwell D. Taylor: „The Uncertain Trumpet“. Verlag Harper & Brothers, Publishers, New York; 1960; 204 Seiten; 4,00 Dollar.

Taylor's Rezept ist eine neue Strategie: Amerikas Streitmacht soll umgerüstet werden, um wieder begrenzte, konventionelle Kriege ohne Atomwaffen führen zu können.

Fast ein Jahrzehnt lang waren die USA Gefangene der eigenen Doktrin „massiver Vergeltung“ (John Foster Dulles), jeden möglichen Angreifer durch Nuklearwaffen abzuschrecken oder zu vernichten. Die US-Weltmacht hatte in dieser Zeit nur die Wahl, entweder eine Wasserstoffbombe abzuwerfen oder nicht einmal einen Pistolenschuß abzugeben.

Die neue Taylor-Doktrin, von Präsident Kennedy zum Verteidigungs-Konzept Amerikas erklärt, will als „Strategie der flexiblen Reaktion“ die Vereinigten Staaten in die Lage versetzen, jeder aggressiven Herausforderung an jedem geographischen Ort mit jedem militärischen Mittel der eigenen Wahl entgegenzutreten, seien es Wasserstoffbomben, seien es Pistolenschüsse.

Die Berlin-Krise war es, die der Doktrin der „massiven Vergeltung“ den Garaus gemacht hat. Und in den ständig dunkler werdenden Schatten einer neuen Kriegsgefahr wird die neue „Strategie der flexiblen Reaktion“ in Berlin auf die Feuerprobe gestellt.

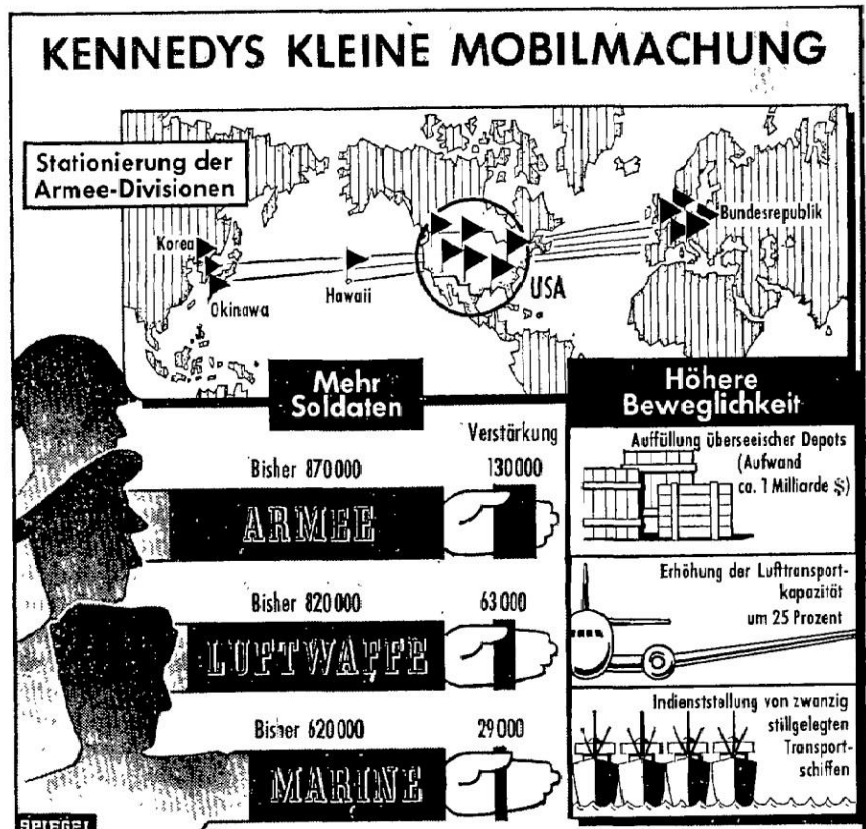
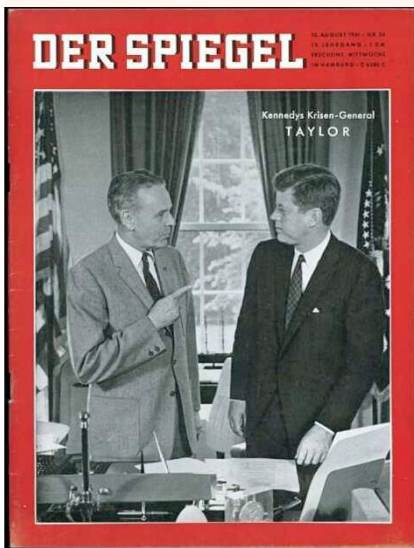
Schroffer als in allen anderen Unruhe-Herden der Welt haben sich in Berlin durch die Jahre hindurch die

Konturen von Grenzen und Möglichkeiten der amerikanischen Militärmacht abgezeichnet, wann immer eine Blockade des Vorpostens drohte.

Unter Truman, als die USA noch ihr Atombomben-Monopol besaßen, traten Diplomaten, wie der jetzige Außenminister Dean Rusk, und Offiziere, wie der damalige Militärgouverneur Lucius D. Clay, zu Beginn der Berlin-Blockade 1948 für einen bewaffneten Durchbruch nach Berlin ein; sie waren sicher, einen großen Krieg zu gewinnen. Truman entschied sich für die Luftbrücke, nachdem ihm versichert worden war, daß eine Versorgung Berlins durch die Luft möglich sei.

In den fünfziger Jahren, mit Erlöschen des amerikanischen Atombomben-Monopols und der sich etwa gleichzeitig vollziehenden Ausschaltung einer Luftbrücken-Lösung — sowjetische Störsender können bei schlechtem Wetter jede Radar-Landung verhindern —, ergab sich eine ganz neue Situation.

Die Regierung Eisenhower hatte keine andere Möglichkeit mehr, als im Fall einer neuen Blockade ein Ultimatum an Moskau zu senden, den Weg freizugeben. Wenn das nicht geschehen würde, hätte sie entweder kapitulieren oder einen selbstmörderischen Atomkrieg entfesseln müssen. Sie war die Gefangene der eigenen Strategie „massiver Vergeltung“ geworden.



„Die Vereinigten Staaten sollen in die Lage versetzt werden, jeder aggressiven Herausforderung an jedem geographischen Ort mit jedem militärischen Mittel der eigenen Wahl entgegenzutreten, seien es Wasserstoffbomben, seien es Pistolenschüsse.“ ... „Unter dem Schatten einer drohenden Kriegsgefahr wird die neue Strategie der flexiblen Reaktion in Berlin auf die Feuerprobe gestellt.“ Es waren vielleicht diese Sätze, die ich nicht lesen sollte, denn als Onkel Kreppel mich mit der Zeitschrift erwischte, wurde er unwirsch

und wollte wissen, wo ich die herhätte und als er erfuhr, dass ich sie für Herrn Feinstein beim Eiband gekauft hatte, befahl er mir, ihm das Heft sofort zu zustellen. Ai, Ai! Ich tat so und hab es nie wieder gesehen. Die drohende Kriegsgefahr war so unangenehm wie das miese Wetter dieser Tage.

Am Dienstag war es abends trocken und nach dem Abendbrot traf ich mich mit Gabi auf der Terrasse. Sie hatte Lust darauf einen Spaziergang ins Dorf zu machen. Ihr Vater hatte es bis Anbruch der Dunkelheit erlaubt. Also zogen wir los bergab Richtung Schächen. Beim Schnaderbeck setzten wir uns auf die Bank mit Bergblick. Ich fragte Gabi, ob es in Lüdenscheid Berge gibt und wie die nächste Großstadt heißt. Sie schüttelte ihre langen braunen Haare und antwortete mit heller Stimme: „Die Stadt liegt im Sauerland und die nächste Großstadt ist Hagen in Westfalen!“ Dann fügte sie hinzu: „Das solltest du als Gymnasiast doch wissen. Oder lernst ihr das in Bayern nicht?“ Ich muss sie angeschaut haben wie ein nasser Pudel, jedenfalls begann sie zu lachen und sagte: „Komm lass uns weiter gehen. Jetzt weißt du ja, wo Lüdenscheid liegt.“ „Fünfhundert Kilometer von hier entfernt im Norden?“ „So ist es.“ Irgendwie kam mir mein Dorf plötzlich klein und schäbig vor und zugleich merkte ich wie sie mit ihrem linken Arm pendelte, damit meine Hand suchte und fand. Ihre linke Hand in meiner Rechten gingen wir die Blumenstraße entlang zum Kirchweg. Außer uns war niemand unterwegs. In den meisten Häusern brannte schon Licht und wir blieben ungestört. Das Gefühl diese kleine schlanke Mädchenhand in meiner zu halten machte mich glücklich. Als wir uns dem Kurheim näherten, ließ sie meine Hand wieder los und als ich sie fragen wollte, ob wir das wiederholen könnten, kam sie mir zuvor. Ihre Eltern würden morgen mit ihr nach Südtirol fahren und dort auch übernachten. Sie planten nächstes Jahr dort den Urlaub zu verbringen. Am Donnerstag würden sie zurück sein. Wenn es nicht regnen würde, könnten wir nochmal spazieren gehen. Das klang wie eine Verabredung.



Gegen Ende der Woche beruhigte sich das Wetter, der Sommer kehrte zurück und am Donnerstag traf ein neuer Gast ein, der länger bleiben sollte. Es war ein Bruder von Onkel Kreppels Freund Hanne Kannegießer aus Berlin, der seinen lindgrünen Buckelford auf der Wiese hinter dem Haus parkte und Jochen Kannegießer hieß. Er war über Eins Achtzig groß, hatte helle Augen, nach hinten gekämmten dunkelblonden leicht gekräuselten Haaren, trug ein gutsitzendes Jackett und sagte zu mir, nachdem ich mich vorgestellt hatte, mit einem Handschlag: „Kannst mich Jochen nennen!“ Dann kamen Onkel Kreppel und Mutti hinzu und begleiteten ihn zu seinem Zimmer. Nummer Zwei. Das Doppelzimmer war frei. Dort schlief er oder arbeitete an seiner Schreibmaschine. In den kommenden Monaten wird er oft mit Onkel Kreppel unterwegs sein. Beide waren Mitte dreißig, arbeiteten als Schriftsteller und Journalisten und hatten einiges vor. Das konnte ich damals nicht wissen, sollte aber bald Realität werden. Während Westdeutschland Betriebsurlaub machte, vollendeten die Ostdeutschen den Bau der Mauer und niemand wollte oder konnte etwas dagegen unternehmen. Am Freitagabend ereignete sich ein weiterer Herrenabend im Lesezimmer. Die Familie Feinstein wird morgen abreisen und zum Abschied spendierte Herr Feinstein zwei Flaschen Rotwein, die er von seinem Ausflug nach Südtirol mitgebracht hatte. Alle rauchten um die Wette. Auch meine Mutter und

Oma am runden Tisch im roten Zimmer rauchten, die Fenster nur gekippt, weil es draußen zehn Grad kühl war. Ich mochte den Geruch von Tabak, außerhalb des Hauses. An der frischen Luft auf einer Bank, einem Hügel oder am Waldrand. Die Luft im Lesezimmer war dick, denn nun war Jochen dazugekommen und rauchte eine Pfeife mit einem Tabak der sich deutlich vom Virginia unterschied. Er war exotisch wie Curry oder Rum mit Brunnenkresse. Seine Pfeife war ein Schmuckstück. Herr Feinstein rauchte eine dicke Havanna Zigarre wie Fidel Castro – natürlich zur Feier des Tages und der Rückkehr aus Meran. Seine Frau saß am runden Frauentisch im roten Zimmer mit Mutti, Oma und den Schwedinnen, die alle King Size Filter Zigaretten mit Virginia Tabak rauchten. Oma konnte Schwedisch verstehen und begann in Dänisch zu antworten. Erstaunlich wie viele ö's, ä's und ü's in diesen beiden skandinavischen Sprachen vorkamen. Aber



Gabi war nicht da. Sie hatte den Rauch nicht mehr ertragen. Ich fand sie auf der Terrasse vor dem Haus. Sie sah blass aus und wohl auch erschöpft von der Fahrt aus Südtirol zurück über den Brenner hierher. Sie hatte nur eine leichte Bluse an und zitterte vor Kälte. Sie war auf dem Weg nach Zimmer 5, wo sie mit ihren Eltern auf einem Klappbett schlief, als sie einen Hustenanfall bekam und nach Luft ringend auf die Terrasse lief. Sie lehnte ihren Kopf an meine Schulter und sagte, dass es schade sei, dass wir uns nicht näher kennlernen konnten, aber es sei schön, dass wir uns getroffen hätten. Dann umarmte sie mich, schmatzte mir einen feuchten Kuss auf die Backe, wünschte mir eine gute Nacht und entschwebte wie eine Fee über die Treppe zum ersten Stock. Nach dem Frühstück wird Gabi mit ihrem Vater fünfhundert Kilometer im Auto zurück nach Lüdenscheid fahren. So eine lange Autoreise hatte ich noch nicht gemacht. Ich mochte Bahnreisen. In Zügen kann man sich bewegen und es gibt Klos mit Waschbecken und Spiegel im Waggon.



Am nächsten Morgen, nach dem Frühstück machte ich mich nützlich und half die Koffer von Zimmer 6 die Treppe hinab zu tragen und die Beifahrertür zu schließen, nachdem die Koffer im Kofferraum, Herr Feinstein am Steuer, Gabi auf der Rückbank und seine Frau neben ihm saßen. Es war ein Ford Taunus 17 M de Luxe von 1958. Auch die Autos der Amerikaner von der Station am Berg wurden immer größer. Der schwarze Soldat, den ich vor Jahren auf dem Weg zur Messe beim morgendlichen Fahnenappell beobachtet hatte, arbeitete und lebte noch immer in der Station. Ich kannte ihn inzwischen vom Weg zur Schule. Er fuhr täglich zum Bahnhof, wenn der Zug aus Schongau in Hohenpeißenberg hielt. Dann saß er in seinem Straßenkreuzer

und wartete auf eine Frau, die aus Richtung Schongau kam, bei ihm einstieg und zur Station auf dem Berg gefahren wurde. Mittags brachte er sie zurück und sie stand auf dem Bahnsteig zurück Richtung Schongau, wenn ich Vormittagsschule hatte und aus Weilheim zurückkam. Er hieß George, was wie im Bayerischen Schorsch gesprochen wird, aber mit t gesprochen Tschortsch. George konnte Burkhardt nicht aussprechen und nannte mich Bogard. Seit Juli hatte er einen neuen Straßenkreuzer in zwei Farben Lackierung mit viel Chrom und großen Panorama Fenstern. Ich hatte mein Fahrrad am Bahnhof abgestellt, aber er winkte mich zu sich, öffnete den riesigen Kofferraum, legte mein Fahrrad rein und bestand darauf mir sein neues Auto zu zeigen. Es war unglaublich geräumig und der mächtige 8-Zylinder Motor hatte 185 Horsepower, wie die Engländer ihre Pferdestärke nennen, ein Mercedes 220 S „nur“ 120 PS.



Zum letzten Wochenende im August waren auch die von Nasos und die Schwedinnen abgereist und wir waren wieder unter uns, bis auf den Mann mit der Pfeife und dem Buckelford. Der Wagen stand nun meist hinter dem Haus so in Fahrtrichtung, dass man den Motor zur Not durch Anschieben und Herabrollen auf der Zugangsstraße starten und, wenn das nicht klappte, den Wagen ohne Antrieb die Bergstraße bis zur Hauptstraße weiterrollen lassen konnte. Die Bergstraße war noch eine Schotterstraße und steil und der Wagen musste ohne Motor mit Fuß- und Handbremse gesteuert werden, bis die Bremsen funkten. Beim Einfahren auf die Hauptstraße machte die Bergstraße eine Neigung, so dass das Auto schief am Hang stand und nach links auf die Fahrerseite kippen konnte. Das soll auch einmal passiert sein, aber da war ich nicht dabei. Ein paar Leute haben angeblich „Hau Ruck!“ gerufen, angepackt und die Kiste wieder zurück auf seine Räder gesetzt. Das gehörte damals zum alltäglichen Straßengeschehen. Jedenfalls an dieser Stelle zwischen Blumenstraße, Rathaus und Kaufhaus Bräu mit Lichtspielhaus. Jochens Auto war ein Taunus G73A von 1952.



Es wurde von 1949 bis 1952 in Köln gebaut. Dort hatte er das Auto mit einem überholten Motor auch gekauft. Die Lebensdauer des Motors bis zur ersten Überholung betrug etwa 80.000 km. Die waren 1958 erreicht. Der Tachostand zeigte noch unter 100.000. Der Motor brauchte viel Benzin und Öl, obwohl er nur 34 PS produzierte und die Höchstgeschwindigkeit unter 100 km/h lag. Alle 1500 km musste das Öl

gewechselt werden, alle 4500 km war eine Inspektion fällig. Das Auto hatte drei Gänge, aber nur der zweite und dritte waren synchronisiert. Das kannte ich von Herrn Wünings Volkswagen Standard in diskretem Mausgrau, eine Sparversion ohne Schnick Schnack, Servolenkung oder Gangsynchronisation. Fast wie sein Vorgänger, der Kübelwagen, mit dem er an der Ostfront unterwegs war. Ob auch Jochen Kannegießer an der Ostfront war, wusste ich noch nicht. Ich wollte auch nicht fragen. Was ich inzwischen wusste, war, dass er auch eine Fotokamera mitgebracht hatte. Das war eines der ersten Fotos, die er von uns September 1961 gemacht hat. Mit Selbstauslöser, deshalb ist er selbst mit im Bild. An den Anlass kann ich mich nicht mehr erinnern. Sonntag nach dem Kirchgang? Von links nach rechts stehen: Wölfi, Mutti mit Jahnn auf dem Arm, neben ihr obere Reihe Jochen Kannegießer, Onkel Kreppel, Fritz, Burkhardt. Untere Reihe von links Klaus, Cousine Sybille Wychgram und ihr Cousin Henning.



Das neue Schuljahr hatte begonnen und am übernächsten Sonntag, dem 17. September 1961 würden die Bundestagswahlen stattfinden. Auf dem täglichen Schulweg waren Plakate überall. Meine Erinnerungen an diesen Herbst und Winter sind nur vage und es lohnt nicht ihnen nachzugehen. Eine jedoch war so schmerzhaft, dass ich sie noch heute spüren kann: Ende September hatte ich einen Fahrradunfall auf der Fahrt bergab über die Bergstraße Richtung Bahnhof. Der Lenker schlackerte plötzlich, das Vorderrad begann zu eiern und ich flog zwei Meter über den Straßengraben in einen Kohlacker, wo ich auf dem Rücken landete. So schmerzhaft, dass mir schwarz vor den Augen wurde. Als ich nach Luft rang, bekam ich keinen Atem. Es dauerte eine schwarze Ewigkeit, bis ein winziger Lichtpunkt erschien, größer wurde und in meinen Augen explodierte. Ich öffnete die Lider starrte in den rosigen Morgenhimmel und spürte, wie der Atem langsam zurückkehrte. Ich sah ins Gesicht des Sohns von Dr. Gruner von der Wetterstation auf dem Berg, der auch mit dem Rad auf dem Weg zum Bahnhof war. Er hatte angehalten und sprach mich an. Als er festgestellt hatte, dass ich ansprechbar war, sagte er, ich solle dableiben, er würde meiner Mutter anrufen. Dann verschwand er und ich lag weiter auf dem Rücken wie ein umgefallener Besen und starrte mit einem Auge in den rosigen Morgenhimmel über mir. Ein Moped knatterte bergab, kam zum Stehen, wurde aufgebockt und dann erschien Onkel Kreppel über mir und fragte, ob ich mich bewegen könne. Als ich den Kopf bewegte, sagte er, er würde versuchen mich vom Rücken her aufzurichten. Mit ein paar militärisch trainierten Arm- und Handgriffen hatte er mich vom Boden auf meine Füße gezogen und zum Moped gebracht. Er startete, ich setzte mich auf den Gepäckträger und hielt mich von hinten mit meinem Armen an ihm fest, bis er mich in Bahnhofstraße an der Praxis von D. Liebl absetzte. Der hatte eben seine Praxis geöffnet und mich in seinem Behandlungsraum untersucht. Nachdem ich in meiner Unterhose mit dem Rücken auf der Liege lag, prüfte er meine Gebeine durch Hochheben, Abwinkeln oder Abklopfen. Er fand ein paar schmerzhaft Prellungen, aber keine Frakturen. Seine Helferin pinselte etwas Jod und klebte Pflaster. Weil ich Schmerz an der Wirbelsäule im Hüftbereich spürte, war Dr. Liebl besorgt, dass eine Bandscheibe

betroffen sein könnte. Er fand zudem Anzeichen einer Gehirnerschütterung, verschrieb eine Woche Bettruhe und eine Salbe für den Rücken. Die Salbe gab es schräg gegenüber in der Alpendrogerie Blanz. Dann knatterten wir auf der Miele zurück zum Kurheim. Erst als ich in meinem Bett in Zimmer 4 lag, merkte ich, dass ich völlig erschöpft war. Es war das erste Mal seit fast zwei Jahren, dass ich wieder in der Krankenstation gelandet war, in einem Haus, in dem alle anderen ihrem täglichen Leben nachgingen, war ich der Einzige, der morgens in seinem Zimmer oben unter dem Dach bleiben und sich ausruhen musste. Niemand stellte Forderungen, alle waren besorgt um mich, sogar das Essen wurde ans Bett gebracht. Zwei Wochen später war endlich Omas großer Festtag: Der 23. Oktober 1961 war ein sonniger Tag. Das Foto ist von diesem Tag, dem achtzigsten Geburtstag von Edel Margarete Wychgram, geborene Secher, wurde diesmal nicht mit Stativ und Selbstauslöser aufgenommen. Jochen hat mir seine Kamera in die Hand



gegeben, damit ich den Auslöser drücke, wenn er im Bild steht. Vielleicht ist es deshalb verwackelt und unscharf. Es zeigt Jochen, Oma, Klaus und Almuth auf der Mauer des Kirchplatzes vor der Kirche auf dem Hohenpeißenberg. Aus Murnau sind Onkel Hayo und Tante Traudi zur Feier gekommen und haben ihre Töchter und Vetter Henning mitgebracht. Hier sitzen Klaus und Jahnn auf der Terrassenmauer des Gästehauses. Das Bild wurde von Onkel Hayo mit einer Rolleiflex 3,5 gemacht.



Die neue Mauer in Berlin schien wieder weit weg, aber Ende Oktober versetzte der Name der Stadt erneut die Menschen in Unruhe. Die Nachrichten aus dem Radio waren bis unter das Dach zu hören. Am Abend des 27. Oktober 1961 standen sich sowjetische und amerikanische Panzer am „Checkpoint Charlie“ gefechtsbereit gegenüber. Als am Montag die Herbstferien begannen war auch der Spuk in Berlin vorbei. Die Panzer wurden zurückgezogen, die Alliierten behielten ihre Rechte. Willy Brandt war weiterhin regierender Bürgermeister von Berlin und Konrad Adenauer Bundeskanzler in Bonn und wir mussten weiter wie jeden Tag zur Schule nach Weilheim gehen. Der Spätherbst war grässlich und meine Notenergebnisse kläglich. Nach Latein hatte ich nun eine weitere tote Sprache zu lernen: Griechisch. Darin war ich so gut wie in Scheibenschießen mit einem Kleinkalibergewehr aus vierzig Meter Entfernung. Der November war durch



gehend grau und der Dezember eisig. Es gab noch immer Nachmittagsschule und die nächsten Sommerferien schienen ferner denn je. Ich war dabei das griechische Alphabet zu lernen, aber kannte bereits in griechisches Wort, das meine Mutter gelegentlich gebrauchte, ‚melancholisch‘. Das sagte sie manchmal, wenn ich sie fragte, ob sie traurig sei. Dann sagte sie: „Nein ich bin nur melancholisch.“ Ich habe nachgeschlagen: „Melancholie ist eine durch Schwermut oder Schmerz, Traurigkeit oder Nachdenklichkeit geprägte Gemütsstimmung, die in der Regel auf keinen bestimmten Auslöser oder Anlass zurückgeht.“ Larmoyanz war ein weiteres Wort, das ich damals von Mutter lernte. Sie verwendete es für Selbstmitleid mit Beigeschmack. Nicht verächtlich, denn Mitleid und Leidenschaft sind ja vorhanden. Es ist ein Wort wie ein Wackelpudding. Es betraf mich nicht. Melancholie schon. Das lag nicht nur an den Noten, die so schlecht waren wie das Wetter, sondern auch am Bargeldmangel. Es gab noch ein Wort das besser klang als sich niedergeschlagen zu fühlen, obwohl das nicht sichtbar ist. Ich bin ‚deprimiert‘ oder ‚ich habe Depressionen‘ klingt weniger geheimnisvoller als Melancholie, obwohl es auch eine Grundstimmung ist. Bei einer Depression weiß man Auslöser und Anlass, das ist ja der Kern der Depression: Man weiß warum, aber kann nichts gegen das trübe Wetter und die schlechten Noten machen.

Der Winter begann nach den Herbstferien Anfang November mit Schneefall. Der blieb zwei Wochen liegen. Bis zum Nikolaus am 6. Dezember gab es Schmuddelwetter. Dann begann es wieder zu schneien und der Schnee blieb diesmal bis zum 16. Januar. Zehn Tage später kam der Schnee zurück und dann blieb er liegen wochenlang, monatelang bis Ende März. Dann taute es und die Schneedecke verschwand. Der April begann mit Schneeschauern. Erst zum Beginn der Karwoche Mitte April, wurde es sonnig. Auch in der Osterwoche war es meist warm und trocken. Aber kaum war sie vorbei fing es wieder an zu schneien und in meinem Taschenkalender katholischer Jugend 1962, Ausgabe für Jungen, steht an mehreren Tagen „Scheißwetter“.

Das Büchlein hatte mir Onkel Kreppel zu Weihnachten geschenkt. Es war im Blattformat 19x13,5 cm. Wetterfester Einband aus grünem Plastik, 224 Seiten. Der Kalender bestand aus 104 Seiten auf 52 Blatt. Jede Seite eines Blatts war durch vier Linien in acht Notizflächen mit Namen und Zahl des Tages aufgeteilt. Sieben waren für die Tage, die achte war frei für den Spruch der Woche. Die erste Januarwoche beginnt mit diesem von Gertrud von le Fort:

„Siehe, in mir knien Völker, die lange dahin sind,
aus meiner Seele leuchten nach dem Ew'gen viele Heiden!
Ich war heimlich in den Tempeln ihrer Götter,
ich war dunkel in den Sprüchen aller ihrer Weisen.
Ich war die Sehnsucht aller Zeiten, ich war das Licht aller Zeiten.
Ich bin ihr großes Zusammen, ich bin ihr ewiges Einig.
Ich bin die Straße aller Straßen: Auf mir ziehen die Jahrtausende zu Gott.“

Wer auch immer „Ich“ in diesem Gedicht war, es gefiel mir. Es klang anmaßend. Ich konnte Pater Emmanuel sehen, wie er mich mit Zorn in den Augen musterte. Blasphemie in einem katholischen Jugendkalender? Ich hatte bisher keinen Kalender und begann zaghaft von nun an jeden Tag mit wenigen Worten sehr knapp zu notieren, was mir an diesem Tag wichtig war. Das Wetter gehörte meist dazu, aber auch die Zahl der gerauchten Zigaretten. Sie stieg von zwei oder drei am Tag auf bis zu sieben oder gar acht. Aber auch Schulnoten von 1 bis 6, Ereignisse in Schule und Familie, Namen von Besuchern und Besucherinnen oder Titel von Filmen, die ich gesehen hatte und vieles andere mehr.

Das Jahr 1962 begann mit dem 1. Januar, einem Montag. Im freien Schreibfeld unter dem Spruch der Woche, habe ich mit Kugelschreiber gekritzelt: „Silvester - fleißig gebechert - Canasta.“ Im Feld des Neujahrstags steht: „Kreppels waren hier - !Schnee!“ Am 2. Januar: „½ m Schnee (Skifahren)“ Skifahren steht auch am 3. und am 4. „Bobgefahren“ am 5. Januar. Am Dreikönigstag, einem Feiertag am Samstag, den 6. Januar war



„Abfahrtslauf“. Das ging so weiter. Am letzten Wochenende des Januars schneite es zwei Tage lang. Am Montag konnten wir noch zur Schule, aber ab Nachmittag waren wir eingeschneit, Dienstag war schulfrei und am Mittwoch steht im Kalender: „Lateinex 4 - Geschichte ausgefallen - 20° Kälte“. An den Folgetagen war ich nach der Schule Skifahren. Am Samstag den 3. Februar, dem Tag, an dem die Zwischenzeugnisse verteilt wurden, steht: „4 Stunden, !Zeugnis sauschlecht!“ Am 4. Februar gab es einen „Abfahrtslauf - Jörg war hier - !Weltuntergang!“ Am Tag darauf „taut wie wahnsinnig – Fritzi im Skilager - 4 Stunden - !Schreck d. Blitz!“ Am 7. Februar folgte „Sommerwetter!“ Am Samstag habe ich im Kino den Film „Unter 10 Flaggen“ angeguckt und am Sonntag, dem 11. Februar, wurde Mutters Geburtstag am Montag vorgefeiert. Die Wychgrams kamen mit Sybille und Renate aus Murnau. In der Folgeweche ist am Donnerstag ein Schneesturm verzeichnet und am Freitag steht „Hammer - 2 Meter hohe Schneewehe“. Am Samstag erfuhr ich die Benotung meiner letzten „Schulaufgabe in Griechisch: 4“. Dem folgt In der Woche darauf eine „5 in Mathematik“. Ich konnte zwar mit schlechten Noten in Latein und von nun an wohl auch in Griechisch

umgehen, aber trotzdem störten sie meinen Seelenfrieden. Aber eine fünf in Mathematik kratzte an meinem Selbstverständnis. Rechnen, Schreiben, Kenntnisse von Geschichte, Geographie und lebender Sprachen waren mir persönlich wichtig. Religion, Sport, Turnen und tote Sprachen empfand ich als überflüssigen Ballast, der an mir klebte, wie der Schneematsch dieser Tage an meinen Schuhen. Der Kalenderspruch der neunten Woche 1962 Ende Februar stammte von einem Friedrich Nietzsche 1844-1900.

„Ich will dich kennen, Unbekannter,
 du tief in meine Seele Greifender,
 mein Leben wie ein Sturm durchschweifender,
 du Unfaßbarer, mir Verwandter!
 Ich will dich kennen, will dir dienen.“

Darunter steht: 25 Sonntag: „Schneit wenig – große Nachmittagstafel – Gesellschaftsspiele“. Am Tag darauf: „Schönes Wetter – OK abgereist.“ 27 Dienstag „Wölfi macht Führerschein – Sonne!“ 28 Mittwoch: „Nebel – 3 Stunden – Griechisch-Ex“ Donnerstag, 1. März: „Nebel/Schnee - 3 Stunden – GriechEx 2, mündlich 3“. 2. März: „Völkerball – Schlägerei mit Halbstarke – bin krank.“ Samstag, 3. März „Fritzi in Garmisch mit Jack – Wölfi und Jörg am Kreuzeck.“ 4. März: „Schönes Wetter – war mit Wölfi bei Eberhards – Martins Geburtstag – Wölfi nach Rosenheim – Jörg abgefahren.“ Am Montag „es schneit - 15 cm“ am Tag darauf ist Fasching, „schulfrei – statt Schule Film – Olympische Spiele Rom 1960.“ Dann folgen fünf Tage „Sonne“. Am Freitag, 9. März steht: „Onkel Kr. gekommen und am Samstag, 10. März „Wölfi hat schrift. Fahrprüfung bestanden – 4 Ölfässer hochgerollt – O.K. abgef.“ Ich blättere zurück: Montag, 26. Februar: „Schönes Wetter – O.K. abgef.“



Er war also zwei Wochen nicht am Berg anwesend. Auch Jochen war nicht im Haus. Die beiden waren journalistisch unterwegs. Sie arbeiteten damals für das neue Nachrichtenmagazin **aktuell**, das wöchentlich erscheinen sollte wie etwa der SPIEGEL aber nicht linksintellektuell, sondern konservativ aktuell in christlich-katholischen Sinn berichten wird. Das Blatt hatte auch eine Kulturredaktion, in deren Auftrag sie berichteten. Jedenfalls der erste Artikel, den ich lesen konnte, war über den Besuch einer Ausstellung von modernen Großskulpturen aus lokalem Stein, aber auch aus Zement und Stahl in einem Freigelände in der malerischen Landschaft wie etwa des Altmühltals. Die schwarz-weißen Fotos zu Onkel Kreppels Text hat Jochen Kannegießer gemacht. Aber ihr Beitrag war vom November. Woran er nun wohl arbeitete? Ich wusste es nicht. Am 12. März begann es jedenfalls zu schneien. Einen Tag später am 13. März gab es eine „Lateinschulaufgabe“, am Folgetag die Note: 5. Es ging mir nicht gut, ich war gereizt und aggressiv. Dieses Scheißwetter und dann noch schlechte Noten. Am Freitag, 15. März steht „Klaus gehaut – Mutti ganzen Tag weg“. Wo war Mutti? Vielleicht wusste Klaus es und wollte es nicht verraten? Jedenfalls habe ich mich mit ihm gekloppt und am nächsten Tag steht: „Schon wieder diese Halbstarke – Klaus in Murnau“. Halbstarke

trugen häufig Haartolle, Nietenhosen, karierte Hemden und Jacken aus Kunstleder. Die hatten schon frei und waren auf dem Weg zum Marienplatz, wo andere auf sie warteten. Ich war auf dem Weg von der ORG zum Bahnhof. Sie versperrten den Gehsteig, bauten sich vor mir auf, einer fuchtelte mit einem Messer, sie drängten mich auf die Fahrbahn, lachten, johlten und zogen weiter. Ich knirschte mit den Zähnen und war zugleich froh über den Erfolg meines passiven Widerstands. Es hätte schlimmer kommen können: Schultasche entreißen, öffnen, den Inhalt auf die Straße streuen und mich zwingen alles wieder einzusammeln, während sie johlend herumtanzten und nach mir traten.

Am 20. März lautet der Eintrag „Onkel Kr. gekommen – komische Vorfälle“. An die letzteren kann ich mich nicht erinnern. Die folgenden Tage liegen im „Nebel“ bis am 1. April, an einem sonnigen Apriltag mit gelben Osterglocken und blauem Himmel, mein Vetter Hubertus eintrifft. Es ist der Sohn des einzigen Bruders väterlicherseits, Joachim Huck, der kurz vor Kriegsende gefallen war. Joachim hatte am selben Tag Geburtstag wie Onkel Hayo, wenn auch zwei Jahre später: Am 5. September 1918. Am 27.12.1942 hat er Dorothea Schade geheiratet, am 21.3.1944 wurde Hubertus geboren. Am 27.1.1945 fiel sein Vater in Ostpreußen. Er hat ihn also kaum kennengelernt und wuchs mit seiner Mutter nach der Flucht in Aachen auf. Dort hatte sie in zweiter Ehe einen Mann geheiratet, der inzwischen Polizeipräsident der Stadt Aachen geworden war. Es war eine glückliche Familie und er war, wie es schien, ein Einzelkind ohne Probleme. Er schien unbeschwert von Vergangenheit, sondern lebte in stiller Freude an der Gegenwart ohne Angst vor der Zukunft. Vielleicht hat mir das geholfen, denn die Matheschulaufgabe, die ich zwei Tage nach seiner Ankunft ablieferte, wurde nach der schämlichen 5 vom 19. Februar mit einer glatten 1 bewertet. Aber vorher fuhr

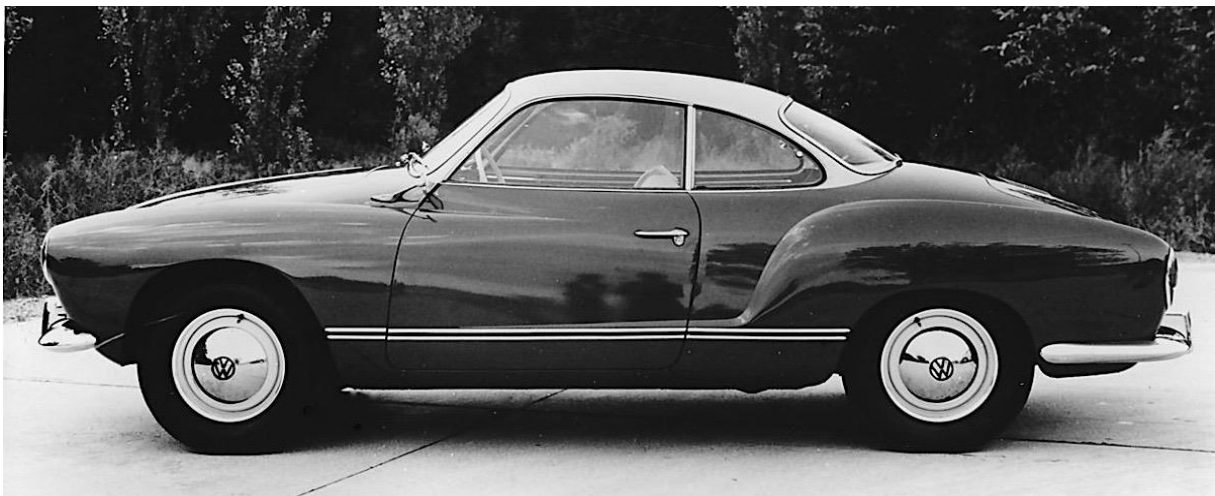


ich mit Hubs, wie ich ihn nun nennen durfte, an meinem Geburtstag am 4. April nachmittags nach Weilheim, wo wir meinen Festtag im Café Kreitmeier am Marienplatz mit einem großen Glas Bier feierten. Am Donnerstag dem 5. April kam Post: „40 Mark von Papu“ zum Geburtstag. Am Freitag traf Sylvia von Naso ein und am Samstag ging ich mit Hubertus und ihr ins Kino. Der Titel des Films war „Der Lügner“ und der Hauptdarsteller hieß Heinz Rühmann. Die Film-Bühne gab folgende, Zusammenfassung des Inhalts:



„Sebastian Schumann ist ein Büroangestellter. Seine Frau hat ihn verlassen und nun lebt er allein mit seiner achtjährigen Tochter Nicky. Nicky lässt er in dem Glauben, dass ihre Mutter gestorben und nun ein *Engel im Himmel* sei. Schumann fantasiert für seine kleine Tochter eine künstliche Welt, in der er jeweils der Held ist. Mal ist er Diplomat, mal Astronaut, Geheimagent, Bankdirektor und ein unschlagbarer Boxer. Die graue Welt seines Alltags verändert sich in eine Welt der Lügen. Bald glaubt er selbst an seine Geschichten. Dies führt schließlich dazu, dass ihn seine Firma entlässt. Auch von der Entlassung kann er der Tochter nicht berichten. Schumann ist jetzt mittellos, bleibt aber bei seinen Lügengeschichten, um die Tochter fern von der bösen Realität zu halten. Für eine Nachbarin bedeutet das jedoch nur Verantwortungslosigkeit. Sie zeigt ihn an und das Jugendamt will ihm aufgrund dieser Anzeige sein Kind wegnehmen und in eine Fürsorgeanstalt überbringen. Der Vater ist ratlos und am Boden zerstört. Nicky weiß sich jedoch selbst zu helfen und es gelingt mit Hilfe der Freundin Annemarie, das Jugendamt von der liebevollen positiven Erziehung des Vaters zu überzeugen und somit eine neue intakte Familie mit Annemarie aufzubauen.“ Ich fand die Lügengeschichten amüsant, aber kurzweilig. Jemand, der auf der Vollversammlung der Vereinten Nationen als Privatmensch im Namen aller kleinen Männer gegen den Krieg protestiert, war für mich so unwahrscheinlich wie eine 1 in Latein. Hubertus und Sylvia mochten den Film und lachten häufig zusammen. Ich dachte über den Grund ihres Lachens nach, weil ich nicht wusste, ob ich etwas verpasst hatte, was zum Lachen war.

Am 14. April, vor dem Beginn der Osterferien, gibt es am 10. den Eintrag: „Schlechtes Wetter, Gedichtvortrag“. Leider habe ich den Titel des Gedichtes nicht vermerkt. Aber den Namen der Deutschlehrerin habe ich nicht vergessen. Sie hieß Frau Dr. John. Sie war eine ebenso selbstbewusste wie selbstbestimmte unverheiratete Dame, die ein bisschen aussah wie Doris Day, nur etwas gealtert. Sie war stets modisch gekleidet und benutzte etwas, was make-up genannt wurde. Das war mehr als nur Puderdose und Lippenstift. Auch ihr Auto war eleganter als die ihrer Kollegen: Ein schwarzer Karmann Ghia mit weißem

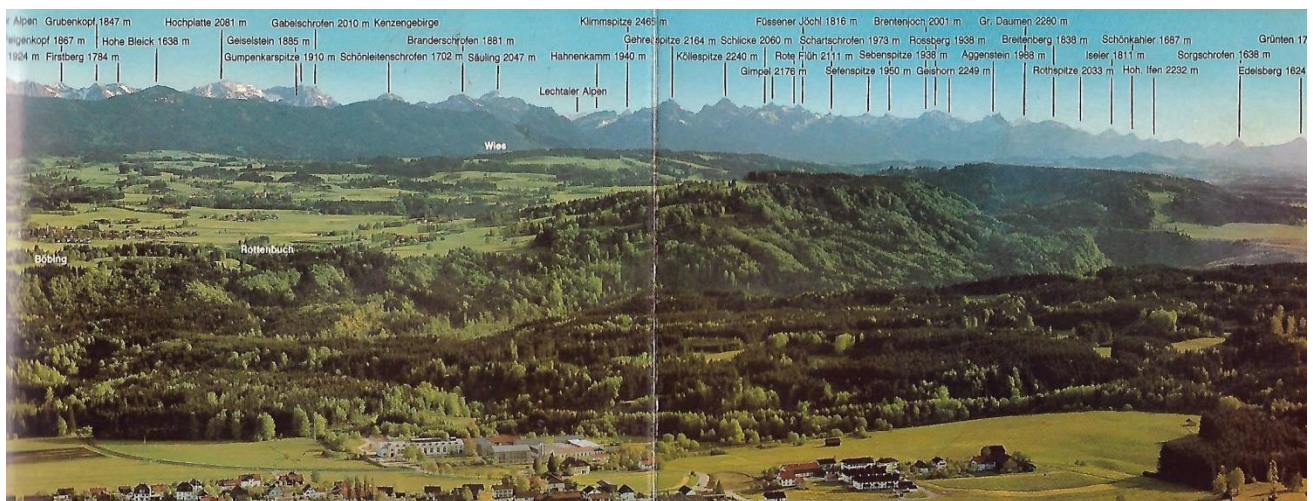


Dach. An den kann ich mich erinnern, von dem gibt es auch ein Bild. Wir mussten Gedichte auswendig lernen und aufsagen. Das war nicht meine Stärke, aber ich war gut im Vorlesen und im Schreiben. Es gab damals eine Hausaufgabe je Schulhalbjahr. Die konnten wir zu Hause schreiben. Frau Dr. John stellte uns die Aufgabe, eine Geschichte aus unserem Leben auszudenken und auf mindestens zwei Seiten DIN A4 20 Zeilen pro Seite aufzuschreiben. Als sie gefragt wurde, ob sie ein Beispiel zum Thema nennen könne, nannte sie viele: Ferien, Ereignisse wie Volksfest oder Ostern, Schulausflug, Garten- oder Pferdepflege. Wir hatten damals Nachmittagsschule. Ich hatte einen Vormittag Zeit bis zur Abgabe am Nachmittag. Also musste ich mich vormittags anstrengen, aber mein Kopf war leer. Ich verließ das Haus und ging über den Weg zum Heuschuppen, den Onkel Kreppel dort gebaut hat, um Heu für den Verkauf zu lagern, weiter über den Bach am Waldrand entlang zum Kirchweg. Dort stand eine der vielen Bänke des Fremdenverkehrsvereins von der man eine schöne Sicht auf das sumpfige Bachbett voller saftiger Butterblumen, Brunnenkresse und Sumpflilien hatte. Die mächtigen alten Fichten rauschten im Wind. Sonst war es ruhig. Kein Motorengeräusch der

Bergstraße, keine Stimmen vom Kirchweg. Ich rauchte eine Zigarette und sah dem Rauch nach: Stille und Idylle ergibt keine Geschichte. Außerdem sollten in meiner Geschichte keine Menschen vorkommen. Ich war nicht gut im Menschen beschreiben. Am einfachsten waren tote Dinge zu beschreiben wie Gebäude, Räume, Mobiliar und Einrichtung aber auch Landschaft, Wald, Fauna und Flora. Ich ging zurück zum Haus. Es war ruhig. Im roten Zimmer saß Sylvia und las. Im Lesezimmer saß Hubertus und tat dasselbe. Im Holzimmer war niemand, also ging ich dorthin, stellte einen kleinen Tisch in die geöffnete Flügeltür zur überdachten Terrasse im ersten Stock, legte Papier und Füllfederhalter startbereit, setzte mich, sah mich um und begann zu



beschreiben was ich in der 360 Grad Rundumsicht sehen konnte: In Richtung Norden den bereits bekannten mit rötlich schimmernden Paneelen aus Lärchenholz getäfelten Raum, etwa 4X5 Meter groß und 3 m hoch, der Holzimmer genannt wurde und in Richtung Süden der Blick von den Ammergauer Alpen auf das Ammertal, den Bergrücken der Schnalz und dahinter die Kette der Voralpen Richtung Westen bis zum Grünten in den Allgäuer Alpen bei Immenstadt. Zwanzig Zeilen für das Holzimmer und zwanzig für die Aussicht auf Schnalz und Alpenkette. Da war kein Platz für Nostalgie. Die Zeilen sind zu füllen und am besten



zählt man sie: Also zehn Zeilen für die Räumlichkeit: der Boden war mit curryfarbenem Sisalteppich ausgelegt, der Schritte dämpfte und Kälte isolierte, die Sitzgruppe unter dem Gemälde der grünen Hänge am Genfer See, das Klavier an der Wand gegenüber. Dann Zehn Zeilen über den Raum als einen Ort der Erinnerung, von dem früher eine steile Holzterasse zum Küchenvorplatz führte, auf der ich gelernt hatte,

entschied für „Weiße Rosen aus Athen“ Hubs warf Münzen ein, drückte Tasten und als er sich wieder an unseren Tisch gesetzt hatte, begann das Lied:

„Weiße Rosen aus Athen sagen dir: ‚Komme recht bald wieder‘. Sagen dir ‚Auf Wiedersehen‘, weiße Rosen aus Athen. Der Tag erwacht, die Sonne, sie kommt wieder und wieder kommt nun auch der Abschied für uns zwei. Nun fährt dein Schiff hinaus mit Wind und Wogen, doch es sind Grüße aus der Heimat mit dabei. Weiße Rosen aus Athen sagen dir ‚Komme recht bald wieder‘, sagen dir ‚Auf Wiedersehen‘. Weiße Rosen aus Athen. Weiße Rosen blühen an Bord In der weiten, weiten Ferne. Blühen für dich allein so schön, weiße Rosen aus Athen. Auf Wiedersehen Auf Wiedersehen Auf Wiedersehen.“



Auf dem Weg zurück zum Kurheim durch die neblige und schneefeuchte Landschaft zweifelte ich am Sinn solch aufwendiger Maschinen, um so einen schlafes Lied von weißen Rosen in Athen bereit zu halten. Dafür reicht ein Radio, obwohl selbst ein schlampiges Lied wie „weiße Rosen“ auf Stereo schon besser klingt als selbst bei besten Empfangsbedingungen aus einem Radio.

16. Woche des Kalenders: Am Sonntag 15. April ist vermerkt: „mit Hubs und Sylvia in Die glorreichen Sieben.“ Am 16. „Werkstatt aufgeräumt“, am 17. „Schönes Wetter, Federball, Jörg gekommen“, am 18. „Wölfi u. O.K. gek., war in München, Schuhe und Walkjacke, Film: Ein Pyjama für zwei“. Am Gründonnerstag „Beichten, schönes Wetter, +20“, am Karfreitag „War kommunizieren, Schönlebers gekommen.“ Die letzten Filme, die ich gesehen hatte, waren folgende:

„**Unter zehn Flaggen**“ war ein italienischer Film. Er handelte vom deutschen Hilfskreuzer Atlantis, der im Atlantik und Indischen Ozean unter falscher Flagge Kaperkrieg führte und dabei zahlreiche Handelsschiffe erbeutet und versenkt hatte. Die Besatzungen und Passagiere der gekaperten Schiffe wurden an Bord der Atlantis interniert bzw. kriegsgefangen, wobei völlig unterschiedliche Kulturen aufeinandertrafen. Die britische Admiralität in London kann sich die Verluste anfänglich nicht erklären, aber erhält dann Hinweise auf den Hilfskreuzer und die Atlantis kann durch einen britischen Kreuzer gestellt und versenkt werden. Die Besatzung wird von deutschen und italienischen U-Booten gerettet; die unfreiwilligen

Passagiere waren bereits vorher auf gekaperten Einheiten ausgeschifft worden. Also ein Drama mit glücklichem Ende und viel Unterhaltung. Sie ließ das kriegerische Unternehmen als ritterlichen Sport und erfrischendes Abenteuer erscheinen, vor allem nachdem sie eine französische Tänzerin erbeutet hatten, die von nun an meist leicht bekleidet in die Handlung einbezogen wurde.

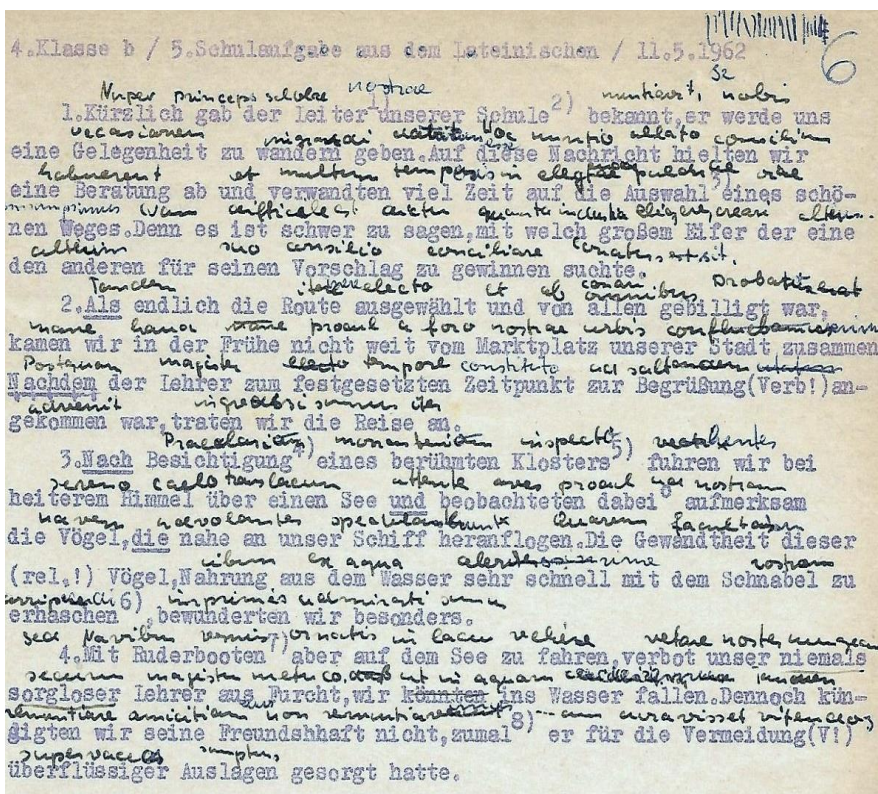


Die anderen Filme waren amerikanische Unterhaltungsfilm aus Hollywood aber in deutscher Sprache. „Die glorreichen Sieben“ waren erst ab 16 Jahren und wahrscheinlich bin ich deshalb mitgekommen. Ich wusste, dass es ein Western war und ich erwartete nicht, etwas anderes zu sehen als mit Revolvern und Flinten bewaffnete Männer auf Pferden, die versuchen sich gegenseitig umzubringen. Der Film dauerte ganze zwei Stunden und war ein Hochamt der Gewalt. Nur drei der glorreichen Helden überlebten. Der jüngste von ihnen, Chico, blieb in dem mexikanischen Dorf bei einem Mädchen, in das er sich verliebt hat. Ich beschloss künftig keine Western mehr anzusehen. Auch der „Pyjama für zwei“ war erst ab 16 Jahren freigegeben, aber Sylvia und Hubertus nahmen mich einfach mit. Sie amüsierten sich köstlich. Ich konnte mit der verzwickten Liebeskomödie amerikanischer Erwachsener wenig anfangen. Es war aber interessant zu sehen, wie die Menschen im Wunderland Amerika leben.



Am Ostersamstag wurden nach dem Abendbrot die Tische im Esszimmer zu einer langen Tafel zusammengeschoben, mit Zeitungspapier ausgelegt, Pinselgläser, Wasserfarben, Ölkreiden und Eierbecher bereitgestellt und der Mitte etwa hundert gekochte und teilweise vorgefärbte Eier zum Bemalen ausgelegt. Dann fanden sich alle ein: Jung und Alt, die Schönlebers mit ihren fünf Kindern, die von Naso, Muttis Freundin Reni Neuber, Onkel Kreppel und seine Freunde, wir Brüder, Hubertus und sogar Oma setzte sich dazu. Es dauerte ein bis zwei Stunden bis auch das letzte Ei bemalt war und über die 20 schönsten Eier abgestimmt werden konnte. Die ausgewählten Eier wurden vorerst bei Seite gelegt, während die anderen in der Tischmitte zum baldigen Verzehr liegen blieben. Das Wetter am Ostersonntag war wunderschön, es wurde Federball gespielt und am Abend gab es ein Osterfeuer an der Einfahrt, um das sich alle zum Würstchen braten und Biertrinken versammelten. Am Ostermontag fuhren Hubertus und Reni ab, am

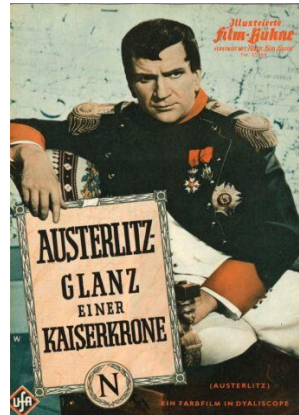
Dienstag folgten Sylvia, Jörg und Wölfi. In meinem Kalender steht: „Langweilig“, am Tag darauf: „Gewitter, beim Beni, traurig, einsam, bin schon ½ er Nihilist“ Zwei Tage später kam Sybille und blieb bis zum 1. Mai. Das tat mir gut. Wir waren uns nah wie Geschwister, die verschiedene Schulen und Klassen besuchten und denselben Alltag hatten: Schule von Montag bis Samstag. Am Sonntag darauf kam Tante Manna aus Berlin zu Besuch und es geschah etwas, was ich nicht erwarten konnte, denn erst jetzt erfuhr ich, dass Mutti und Onkel Kreppel vorhatten, das Haus am Berg zu verkaufen und ein neues im Isartal südlich von München zu bauen. Am Sonntag, den 6. Mai war Onkel Hayo aus Murnau gekommen und fuhr mit Tante Manna, Onkel Kreppel und Mutti nach Icking im Isartal, um ein entsprechendes Grundstück zu besichtigen. Über ein Ergebnis des Ausflugs stand nichts in meinem Kalender. Mich plagten andere Sorgen: In Latein drohte der



Ernstfall. Der Studienrat Erwin Scholz mochte Schachtelsätze und benutzte sie, um die Übersetzung zu erschweren. Jedenfalls fand er meine Übersetzung unzureichend und wertete meine Interpretation als Fehler. Diesmal hat er sich besonders geärgert. Ich fand die Benotung mit einer 6 als ungerecht, denn was ist das für eine Syntax? Ist das gutes Deutsch?

„4. Mit Ruderbooten aber auf dem See zu fahren, verbot unser niemals sorgloser Lehrer aus Furcht, wir könnten ins Wasser fallen. Dennoch kündigten wir seine Freundschaft nicht, zumal er für die Vermeidung (V!) überflüssiger Auslagen gesorgt hatte.“ Wie bitte übersetzt man „unser niemals sorgloser Lehrer“? Ich zeigte Mutter das Arbeitsblatt zur Schulaufgabe. Sie reagierte unwirsch auf meine Einwände und war besorgt um meine Zukunft in Griechisch. Sie hatte mich bereits bei Herrn Hartlmeier, einem pensionierten Lehrer für Nachhilfestunden in Weilheim angemeldet. Die erste Stunde war am Montag, 21. von 6.30-7.30 morgens. Um 5.30 musste ich mit dem ersten Zug nach Weilheim fahren. Das Haus des Lehrers lag in einer Wohngegend mit Stadthäusern und alten Bäumen in Bahnhofsnähe. Ich war nicht das erste Mal bei ihm. Der große, schlanke Mann, der Adenauer ähnlich sah, unterrichtete in seinem Esszimmer mit großem Tisch, Vitrine und diskreten Vorhängen. Dort saß ich dann nochmal am Mittwoch und Donnerstag von 11.15-12.30.

Am 25. fand dann im Klassenzimmer die „4. Griechisch-Schulaufgabe“ an einem „Regentag“ statt. Es muss eine 4 gewesen sein, die ich nicht erwähnenswert fand. Samstag „früh hat es geschneit, per Anhalter ½ 12 daheim – Film **Austerlitz**“. Der dauerte 138 Minuten. Mein Platz war links des Mittelgangs Reihe 4, Platznummer 47. Der war zwar nicht Holzklasse, aber die Sitze waren kaum gepolstert, Armlehnen und Knieraum schmal. Als nach der Wochenschau der Hauptfilm begann, merkte ich bald, dass auch die Aussicht von diesem Platz auf die riesige Leinwand alles andere als gut war. Als jedoch Musik und Ton in einer Klangqualität wie im Film „Windjammer“ einsetzten, war das nicht mehr so wichtig und ich habe bis zum Schluss durchgehalten.



„Der französische Film von 1960 ist über weite Strecken gestaltet gleich einem bunten Bilderbogen. Er umfasst die Lebens- und Regierungsjahre Napoleons von 1801 bis 1805. Im Vordergrund der ersten Hälfte stehen sein Aufstieg im französischen Machtapparat sowie seine Liebschaften mit verschiedenen Frauen, allen voran Joséphine de Beauharnais und Élisabeth de Vaudey. In der zweiten Hälfte des Streifens gewinnen Napoleons politische Manöver und seine militärischen Aggressionen immer mehr an Gewicht. Die abgehandelten, wichtigsten historischen Stationen sind der Frieden von Amiens (1802), die Kaiserkrönung Napoleons I. (1804), eine Begegnung mit dem amerikanischen U-Boot-Ingenieur Robert Fulton und die Schlacht bei Ulm (1805), die mit einem entscheidenden Sieg der Franzosen endet.

Napoleon, als impulsiver und aufbrausender Heerführer fordert mit seiner vorpreschenden Art nun endgültig die europäischen Großmächte Österreich und Russland heraus. Am 2. Dezember 1805 treffen die drei Armeen bei Austerlitz zur ersten Entscheidungsschlacht, die in einer verheerenden Niederlage der Österreicher und Russen endet. Die detaillierten, aufwendig gestalteten Schlachtszenen bestimmen das letzte Viertel dieses Films.“ Der Film war in Farbe und die Schlachten im Breitbildformat glichen den Gemälden, die ich in Wien sehen konnte. Aber eine Kinoleinwand war deutlich größer als die meisten der handgemalten Ölbilder. Film kann bewegte Bilder mit Ton zeigen. Das ist banal. Bei Kriegsfilmen erreicht die Banalität Grenzen. Der Lärm der Schlacht, der Donner der Kanonen, das Knallen von tausenden Gewehren, das wilde Wiehern der Pferde, die metallischen Schläge der Gefechte der Schwerter, die Schreie der

Das geschah am 2. Dezember 1805, exakt ein Jahr nach der Krönung Napoleons I. in Paris.

Links: Frankreich – Rechts: Österreich / Russland

Truppenstärke	
73.000 Mann	85.400 Mann (davon ca. 16.000 Österreicher)
139 Kanonen	278 Kanonen
Verluste	
1.288 Tote	15.000 Tote und Verwundete
6.993 Verwundete	12.000 Gefangene
	180 Kanonen und 50 Fahnen verloren

Soldaten, die mit aufgestecktem Bajonett aufeinander losstürmten, das Stöhnen der Verwundeten, die am Boden lagen und den Hufen der Pferde ausgesetzt waren. Auf den Ölbildern lassen sich die Schrecken der Schlacht nur ahnen. Der Lärm der Schlacht ist ja nicht zu sehen. Im Kino kann er erdrückend sein. Ich war erleichtert, als um 11 Uhr nachts der Vorhang fiel, die enormen Lautsprecher abgeschaltet wurden und die Zuschauer durch die geöffneten Ausgangstüren des Saales in die frische Nachtluft strömten. Von Napoleon



hatte ich erstmal genug. Gegen Ende Mai in der Himmelfahrtswoche zeigt der Kalender plötzlich den Eintrag „schulfrei“ an normalen Schultagen. Montag 28: „schulfrei, Film im Jugendheim: Warum sind sie gegen uns?“ Am Dienstag: „war mit Fritz in München, mit Zug rein, Aki, Anzug, Mantel, Maxburg mit O.K. schön“. Vor einem Monat noch ½ Nihilist und nun ist alles „schön“? Ein taubenblaugrauer Regenmantel aus Popeline mit großem Kragen, Gürtel, großen Seitentaschen und zwei Innentaschen war trotzdem ein nützliches



Kleidungsstück. Der Mantel war zudem noch zwei Nummern zu groß, so dass ich noch reinwachsen konnte. An einen Anzug kann ich mich nicht erinnern. Er machte auch keinen Sinn. Wozu brauchte ich einen Anzug? Während des Films „Austerlitz“ habe ich mich gefragt, wie die Herren in langen Mänteln und diesen komischen Hüten auf dem Kopf es schafften, dass die nicht runterfielen oder weggeweht wurden.

Am 30. Mai war es „schön, Makler war da“ und am Sonntag, 3. Juni findet sich ein Eintrag, der darauf hinweist, dass große Veränderungen bevorstehen, die mich mehr betrafen, als ein Mauerbau in Berlin, denn nach dem Mittagessen kamen Besucher: „Käufer waren hier (Millionäre)“. Diese Einschätzung erfolgte wohl, weil die „Käufer“ in einem Auto mit Schweizer Nummernschild vorgefahren waren, das sehr teuer aussah. Zwei Männer entstiegen einem Chrysler Valiant Modell 1960 und besichtigten mit Onkel Kreppel und Mutti gut zwei Stunden Haus und Gelände. Dann kamen sie zurück zu dem tollen Auto, wurden verabschiedet und fuhren wieder. An dem Tag war auch Jörg zum Wochenende da, das habe ich vermerkt. Wölfi war nicht da.



Fritzi hatte alles mitgekriegt. Er war schon in München skeptisch über die Einkaufstour mit Onkel Kreppel. Er dachte wie üblich quer und vermutete eine Bestechung. Er rätselte über den Grund der Bestechung. Jetzt fühlte er sich bestätigt: Der Hausverkauf ist Realität. Noch nicht da, aber in der Mache. Es gibt ein Grundstück in Icking im Isartal bei München. Aber was heißt bei? Wir wußten beide nichts näheres und rückten Mutti auf die Pelle. Die hielt sich bedeckt. Es sei eine Möglichkeit, die sie gerade auslotet. Mit ihrer Mutter, ihrem Bruder, ihrer Tante und Onkel Kreppel und natürlich zu unserem Besten. Nicht zum Allerbesten. Bei der Wahl eines eigenen Autos spielte etwa Komfort für eine siebenköpfige Familie scheinbar keine Rolle. Onkel Kreppel war auf der Suche nach einem gebrauchten Volkswagen.



Fritzi dachte eher an einen Mercedes 190, wie der seines deutlich älteren, belgischen Friends Jack, der ihn am 3. Februar zu einem Wochenendausflug nach Garmisch mitgenommen hatte, von dem er mir einer königsblauen Skihose von Bogner zurückkam, die ihm sein guter Freund geschenkt hatte, damit er auf der Piste eine gut Figur machte. Er sah auch wirklich todchic aus mit seinen langen Beinen in einer Hose, deren Beinröhren statt Bügelfalte eine feste Bügelfalte auf der Vorderseite hatten und sich zu den Knöcheln verengten. Ein Steg aus Gummiband unter den Füßen hielt die Bügelfalte und Hosenbeine gestrafft und im Vergleich zu den ausgebeulten Schlabberhosen, mit denen wir anderen auf die Piste gingen, sahen sie deutlich eleganter und dynamischer aus. Die Hose hatte außerdem überall Reißverschlüsse nicht nur für die Notdurft, sondern an den beiden Hosentaschen und einer kleinen Innentasche für Münzen. Eine Hose von Bogner aus München war teuer, weit über 100 Mark. Aber auch ein Mercedes 190 war teuer. Er kostete mindestens 10.000 Mark. Obwohl mir Napoleon nicht geheuer war, fand ich einen Citroen DS 19 attraktiver.

Citroen baute den Motor vorne, hinter der Achse, ein, das Getriebe wurde davor platziert. Das führte zu einer besseren Gewichtsverteilung und einem längeren Radstand. Dadurch war der Innenraum für alle Verhältnisse sehr geräumig. Der völlig ebene Boden ermöglichte es, drei erwachsene Passagiere im Fond ohne Beschwerden unterzubringen, ohne dass der Innenraum eingeengt wurde. Das Einspeichen-Lenkrad half dem Fahrer, das vor dem Fahrersitz platzierte Kombiinstrument besser zu überblicken. Das Auto kostete mit Pneumatik, mit der man die Bodenhöhe der Karosserie einstellen konnte, mindestens 9.000 Mark. Das war viel Geld, von dem man sich fast zwei Volkswagen Käfer kaufen konnte.



Onkel Kreppel entschied sich für einen Volkswagen Export aus zweiter Hand. Polarsilber, was ein Hellbraun mit Glitzer bedeutete, Modelljahr 1957, noch mit ovalem Rückfenster, Faltdach, 30 PS und laut Tacho 45.000 km gefahren. Damaliger Kaufpreis neu ca. 5.000 DM. Wieviel Onkel Kreppel für den gebrauchten bezahlt hatte, war ebensowenig bekannt wie der Verkaufspreis des Gästehauses Dr. Wychgram. Ab Sommer 1962 hatten „wir“ also ein Auto mit Faltdach und einer Antenne ohne Radio, das nun auf dem Platz stand, an dem bisher Jochen Kannegießers Buckelford geparkt hatte. Er war Anfang des Jahres verschwunden, aber nach



den Osterferien wieder am Berg. Es ging ihm scheinbar nicht sehr gut, denn er verdingte sich als Arbeiter bei der Straßenbaufirma, die im Frühjahr begonnen hatte, die Bergstraße so vorzubereiten, dass sie bis zum Gipfel durchgehend geteert werden konnte. Jochen schuftete wochenlang im Straßenbau, karrte Steine, befestigte Straßenböschungen wie ein Arbeiter und schien nicht unglücklich, wenn er zum Mittag- oder Abendessen mit am Tisch saß und mit Onkel Kreppel „intellektuelle“ Gespräche mit seinem Freund führte. Aus dem Lateinunterricht wusste ich „intelligere“ heißt verstehen aber auch durchdringen. Menschen, die das in der Öffentlichkeit praktizieren, wurden als Intellektuelle bezeichnet. Von Onkel Kreppel und Jochen wusste ich, dass der Intellekt zu bösen wie zu guten Zwecken eingesetzt werden konnte. Da sich der Intellekt bisher noch nicht persönlich bei mir gemeldet hatte, blieb er erstmal unerkannt. Aber ich wusste, dass es Menschen gab, die ihn einsetzten und dafür in Schwierigkeiten geraten waren. Nach Ansicht von Onkel Kreppel und auch von Jochen waren es die Linksintellektuellen, die zusammen mit der SPD die Republik in eine Richtung führen wollten, die sie für falsch und gefährlich hielten.

Anfang Juni war das Schotterbett der Bergstraße so weit vorbereitet, dass die von einem Tieflader abgelieferte Teermaschine beginnen, konnte die klebrige, dampfende Masse auf dem plattgewalzten Schotter auszubringen. Sie wurde per Hand von vielen Rechen verteilt und mit Schiebern geglättet, bevor sie von einer Dampfwalze zu einer durchgehenden schwarzen Teerdecke gepresst werden konnte. Es war ein großartiger Tag und die Freude groß. An dem Tag, an dem die Bergstraße auf den Hohenpeißenberg geteert eröffnet wurde, war Jochen bereits seit zwei Wochen in Paris. Er hatte dort Anstellung gefunden bei einer Zeitschrift, die „Jeune Afrique“ hieß. In der Redaktion hatte er viel mit Afrika zu tun und bekam viel Post. Später konnte er mir viele Briefmarken schicken und so habe ich von den sechszehn neuen Staaten erfahren, die dort seit 1960 vor allem in den ehemaligen Kolonien Frankreichs entstanden waren. Paris war da wo die Sonne im Juni hinter dem Auerberg unterging. Paris war 700 Kilometer entfernt, Wien 400, Berlin 600, Rom 900 und London 1.000.



Es war am Pfingstsonntag, sechs Wochen vor Beginn der Sommerferien am 19. Juli 1962. Mutti erklärte mir, dass wir erst 1963 alle zusammen nach Berlin zu Tante Mannas 75. Geburtstag fahren würden. Sie hatte mit Tante Podone gesprochen. Ich könnte vom 19. Juli bis zum 4. August meine Ferien nochmal in Ladendorf verbringen, wenn ich denn wolle. Sie sah nicht aus, als ob sie ein Nein erwartete, sondern einen dicken Kuss auf ihre Lippen ohne Lippenstift. Ihr neuer Mann mochte weder Lippenstift, Make-Up, Parfüm und ähnliche Hilfsmittel. Er liebte die Natur, der man nicht nachhelfen musste, ihre gottgegebene Schönheit zu entfalten. Und es kam noch besser: Auch Frau Ackermann in Maisach hätte nichts dagegen, wenn ich sie vom Dienstag bis zum Ende der Pfingstferien besuchen käme. Unter den Besuchern, die an Pfingsten zum Gästehaus kamen, war auch Herr von Horvath, ein Architekt aus München, den Onkel Kreppel aus seiner Ungarnaktion von 1956 kannte. Er hatte glatte schwarze Haare, einen Schnauzbart mit nach oben gewirbelten Spitzen, etwas beleibt, trug Anzug und Krawatte und war am Montag gekommen, um Onkel Kreppel beim Hausbau zu beraten. Als er am Dienstag nach dem Frühstück zurück nach München fuhr, nahm er mich mit und setzte mich am Starnberger Bahnhof ab. Von dort fuhr ich nach Maisach und traf rechtzeitig zum Mittagessen mit der Familie ein, von der nur Herr und Frau Ackermann und eine ältere Tochter im Haus waren.

Meine Kalendereinträge: 13. Juni: „Schönes Wetter, 9 aufgestanden, geschwommen, toll hier bei Ackermanns“. 14. Juni: „Pool 25°, Film: Flucht nach Berlin, 3 Zuschauer, sehr gut.“ Der Film in schwarz-weiß

war ein westdeutsches Filmdrama von Will Tremper aus dem Jahre 1960 über eine Flucht aus der Ostzone über die, ein Jahr vor dem Mauerbau, noch grüne Grenze nach West-Berlin.

„Der ostdeutsche Bauer Hermann Güden hat von den staatlich angeordneten Schikanen der SED-Oberen genug. Er wird gemeinsam mit anderen Bauern im Dorf massiv unter Druck gesetzt, im Rahmen der Zwangskollektivierung einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG) beizutreten. Güden sieht weder die Chance, sich diesem Druck entziehen zu können, noch in der Ostzone eine Zukunft für sich und seine Familie zu haben. Daher plant er schließlich die Flucht in den Westen. Er schickt zunächst Frau (zur Tarnung in Trauerkleidung) und Kind nach West-Berlin und will so schnell es geht nachkommen. Als SED-Parteigenosse Baade Wind von der Sache bekommt und Güden stellt, überwältigt der ihn und flieht.

Auf einem ostdeutschen Autobahnrastplatz lernt er die Schweizer Modejournalistin Doris Lange kennen. Er kann sie überreden, ihn in ihrem Alfa Romeo Sportcabrio ein Stück mitzunehmen. Als das Fahrzeug einen Unfallort passiert, an dem ein Volkspolizist die Stopp-Kelle hebt, verliert Güden aus Angst, bei einer Dokumentenkontrolle verhaftet zu werden, die Nerven. Er greift der Schweizerin ins Lenkrad und gibt Vollgas. Damit erregt er nur mehr Aufmerksamkeit. Nun kleben die motorisierten Vopos an dem Wagen der schockierten Fahrerin, die in Panik den Wagen zum Halten bringen kann, mit Hermann aus dem Wagen springt und zum Wald rennt, um sich dort zu verstecken. Das gelingt und die beiden nähern sich unter Komplikation der Grenze, wobei Ihnen verschiedene Menschen helfen. Güden und Lange planen, schwimmend West-Berlin zu erreichen.



Inzwischen ist SED-Mann Baade im Dorf weiteres Missgeschick widerfahren: Um die von der Kollektivierung betroffenen Bauern zu beruhigen, hat ihn die Partei zum Sündenbock erkoren. Drei Genossen verdächtigen ihn, mit Güden gemeinsame Sache gemacht zu haben, entheben ihn für die Dauer der Untersuchung seiner Aufgaben und nehmen ihm den Personalausweis ab. Baade, überzeugter Kommunist, will sich daraufhin nach Berlin aufmachen, aber nach Ost-Berlin, um sich „bei Ulbricht persönlich“ über die schreiende Ungerechtigkeit zu beschweren. Doch nun wird er von den eigenen Leuten verdächtigt, eine Flucht aus der DDR zu planen. Baade verschlägt es durch unglückliche Umstände an die Grenze von Sacrow bei Potsdam und West-Berlin. Dort trifft er zufällig auf Güden und Lange. Sie kämpfen gegeneinander, aber als ein Grenzpolizist aufmerksam wird, ringt Baade diesen nieder und fordert Güden und Lange auf, in den Westen zu schwimmen. Ob die beiden dort angekommen sind oder was aus Baade wurde, blieb offen.“

Seit dem Bau der Mauer am 13. August 1961 konnten nur noch wenige aus der Ostzone fliehen. Vielleicht waren deshalb außer mir nur 3 Zuschauer gekommen waren, um diesen Film an einem Donnerstagabend am im Lichtspielhaus Maisach am 14. Juni 1962 anzugucken. Die Zahl der Flüchtlinge, die vom 13. August bis 31. Dezember 1961 unter Gefahr für Leib und Leben ins Bundesgebiet einschließlich Berlin (West) gelangten, betrug 8.704. Der Film aus der Zeit vor dem Mauerbau wirkte aus der Zeit gefallen, obwohl er filmtechnisch, dramaturgisch und schauspielerisch auf der Höhe seiner Zeit war.

Eintrag am 15ten Juni: „War in Germering bei Kreppels per Rad, gebadet, Abends Gewitter“. Diesmal fand ich in kein Tourenrad in der Garage, sondern das Rennrad des ältesten Sohns. So eins mit nach unten gekrümmten Büffelhörnern und einem schmalen Sattel, der einem die Eier querquetscht, wenn man nach vorne gebeugt geradeaus auf die Fahrbahn startt, die Hörner umklammert und mit beiden Beinen strampelt wie ein Frosch auf zwei Rädern. Ich hatte mich entschieden mit diesem Gerät eine Radtour in die etwa 20 Kilometer entfernte Gemeinde Germering zu unternehmen. Auf gut Glück. Wenn Onkel Kreppels Vater oder seine Mutter zu Hause wären hätte ich Glück, wenn nicht Pech. Also strampelte ich nach dem Frühstück los. Das Gerät war extrem leicht und hatte fünf Gänge, mit denen ich schneller fahren konnte als je zuvor. Um



zehn Uhr war ich bereits in Germering. Onkel Kreppels Eltern lebten in einer modernen Anlage von dicht aneinander gesetzten einstöckigen neu gebauten Reihenhäusern in der Nähe der Landsberger Straße Richtung München. Ich hatte Glück, sie waren zu Hause. Seine Mutter öffnete, war sichtlich überrascht mich zu sehen, bat mich hereinzukommen, erkundigte sich nach den näheren Umständen meines Besuchs, war überrascht, als sie meine Gründe hörte, bot mir eine Limonade an und brachte mir ein Glas. Oma Kreppel war recht zugänglich, ihre Fragen direkt und einfach. Das Haus war nicht groß, aber die Räume hell und die Atmosphäre wie Watte. Als ob die Außenwelt abwesend war wie in einem Krankenhaus oder einer Kirche. Sie sagte, ihr Gatte würde bald kommen, er sei noch beschäftigt. Wir saßen an einem runden Tisch in einem kleinen Esszimmer mit vier Stühlen. Ich war eine Stunde an der Sonne mit einem Rennrad unterwegs und saß nun hier bei den Schwiegereltern meiner Mutter, mit der dieser Besuch nicht abgesprochen war. Er war spontan und das kam auch an. Onkel Kreppels Vater kam schließlich, begrüßte mich, geleitete mich in sein Arbeitszimmer, deutete auf einen Stuhl, forderte mich auf Platz zu nehmen und äußerte sich erfreut über meinen überraschenden Besuch. Sein Büro wirkte kahl. Hinter ihm standen ein halbhohes Bücherregal und darauf ein großes Modell einer Feldhaubitze auf zwei Rädern. Daneben auf einem Ständer ein Exemplar seines Buches, das er seinem Sohn 1960 zum Geburtstag geschenkt hat. Das über die Gebirgsartillerie im Einsatz vor sechzehn Jahren im Kaukasus. Ich hatte es noch nicht gelesen, obwohl es im Bücherregal seines Sohnes in dessen Arbeitszimmer stand. Ich war auch noch nicht alt genug für Filme, für die man 16 oder gar 18 Jahre alt sein musste, um reinzukommen. Er sprach mich auch darauf gar nicht an, sondern erkundigte sich, wie ich auf die Idee gekommen ihn und seine Frau zu besuchen. Ich berichtete, dass ich zu einer

Testfahrt über 40 Kilometer mit einem Rennrad von Maisach vorbeigekommen sei, weil Germering genau 20 Kilometer entfernt ist. Da sei ich auf die Idee gekommen vor der Rückfahrt bei ihm und seiner Frau zu läuten und Hallo zu sagen. Er fragte mich, wie lang ich mit dem Rennrad für die 20 Kilometer gebraucht hätte und als er gehört hatte, 40 Minuten, fragte er weiter, ob das Fahrrad einen Tachometer hätte. Auf mein Nein folgte die nächste Frage nach der Anzahl der Stundenkilometer. Nachdem ich mit der richtigen Zahl geantwortet hatte, war er zufrieden. Er erkundigte sich nach dem Wohlergehen meiner Brüder und meine Fortschritte an der Weilheimer Schule. Ich denke, ich habe, wie Mutti sagen würde „einen guten Eindruck hinterlassen“. Omi Kreppel winkte mir sogar zum Abschied nach, als ich auf dem Sattel des Rennrads der Ackermanns um 10 Uhr 40 meine Rückfahrt über Eichenau, Olching nach Maisach angetreten hatte. Vor dem Mittagessen konnte ich mich noch im Pool abkühlen. Es war Freitag und bei Ackermanns gab es zu Mittag als Hauptgericht Scholle. Die hatte auch eine Namen „Finkenwerder Art“. Sie kam aus Hamburg und sah gut aus,



hatte aber viele Gräten und vor Gräten fürchtete ich mich sehr. Schon viele Menschen sind an Gräten erstickt, aber es ist auch sehr unangenehm, wenn sich eine Gräte im Rachen querstellt oder ins Zahnfleisch bohrt. Aber wie damals, als es gebratenes Hühnchen gab, hatte Dr. Ackermann den Zweifel in meinem Gesichtsausdruck erkannt und zeigte mir, wie man das Fischfilet und auch die Haut mit dem Fischmesser von der Gräte ablöst. Es hat dann sehr gut geschmeckt und ich musste nur wenige Gräten aus meinem Mund ziehen. Am Tag darauf bin ich „zurückgefahren 12 Uhr 50, Pasing Halbe gesoffen, bedeckt 26°“ Nach dem Ende der Pfingstferien bleibt es weiter heiß. Mein Zigarettenkonsum bewegte sich um fünf Stück pro Tag. Kurz vor der Sonnenwende konnte Onkel Kreppel das Heu vom letzten Jahr verkaufen und ich half beim Aufladen und Transport. Rechtzeitig vor dem Sonnwendfeuer am Samstag, 23. Juni, bekam ich von Mutti meinen Anteil am Heugeschäft: Es waren zwei silberne 5 D Mark Stücke. Irgendwie schien ich aus den



Ereignissen vom letzten Sonnwendfeuer nichts gelernt zu haben. Im Kalender steht: „7 Zigaretten, Sonnenwende schön, Feuer, total besoffen, gekotzt, 2 Maß, nie wieder.“ Mutter hat diesmal nichts mitgekriegt. Das war gut so, denn ich sah schrecklich aus. Dieses Jahr schlief ich mit Fritz in Zimmer 8 im 1. Stock. Ich musste die Treppe auf allen Vieren hochrobben. Als ich endlich im Bett lag, begann sich in meinem

Kopf ein Karussell immer schneller zu drehen. Ich konnte es nicht abschalten, Schwindel erfasste mich, während in meinem Magen starke Kräfte versuchten dessen Inhalt nach oben zu drücken und einen starken Brechreiz erzeugten, der sich schließlich explosionsartig entlud. Ich schaffte es noch mich zum Fenster zu schleppen, dann brach alles hervor und ein Brei aus Abendessen und Bier regnete auf die Dachziegel und blieb auf ihnen kleben. Das konnte ich im Dunkel der Nacht nicht sehen, aber am nächsten Tag, als Fritz mich auf die Sauerei aufmerksam machte. Ich war noch immer schrecklich bleich, hatte Kopfweh und fühlte mich wie ausgespuckt. Mutti hatte mich gewarnt mehr als zwei Halbe Bier zu trinken. Ich musste das Dach reinigen, bevor sie es entdeckte. Aber ohne Schrubber war nichts zu machen. Der Schrubber aber stand neben der Öltonne vor dem Kücheneingang. Fritz gelang es schließlich, Schrubber und einen Eimer unbemerkt nach oben zu bringen und wir konnten die verräterischen Spuren noch beseitigen, bevor Spieler auf dem Federballplatz sie entdecken konnten.



Am 27. Juni fuhr Jörg mit seinem ersten Auto vor. Er hatte sich eine gebrauchte Isetta von BMW aus dem Jahr 1958 gekauft. Das Auto hatte nur drei Räder und einen 250 ccm Motor, der 12 PS erzeugte, mit denen zwei Personen bis 85 km/h schnell fahren konnten. Aber schon kleine Steigungen oder schlechte Straßen bremsten den Kleinwagen deutlich. Ich bin per Anhalter gelegentlich von einer Isetta mitgenommen worden und saß auf der Bank als Beifahrer vor der Scheibe mit direktem Blick auf die Straße wie auf einem Motorrad. Der Motor im Heck stammte von einem BMW Motorrad. Gegenüber Jörgs Moped DKW Hummel mit zusätzlichen seitlich montierten Kotschutzblechen war die Isetta ein Fortschritt. Ein Motorrad mit Dach und Sitzbank. Die Isetta sah aus wie eine himmelblaue ‚Knutschkugel‘ und war so schwer zu steuern wie eine dreibeinige Ziege am Berghang. Wenn das dritte Rad anfang zu wedeln konnte der Wagen sich schnell um die eigene Achse drehen. Darauf musste man gefasst sein. Das hat mir ein junger Bergmann, der mich in seiner Isetta in Peißenberg mitnahm und am Schächten absetzte, erzählt. Vor allem im Winter kommt der Kontrollverlust schnell und dann muss man schwindelfrei sein. Das niedrige Leergewicht 370 kg machte es



aber auch leichter, das Fahrzeug manuell wieder auf die Räder zu stellen. Am 28 Juni war ich „per Rad Peißenberg-Rottenbuch-Echelsbacher Brücke-zurück, Café“. Das sind dreißig Kilometer hin und dreißig zurück. Nach Peißenberg rollt das Rad sieben km von alleine schnell bergab von dort nach Böbing geht's vier km bergauf und ein paar km weiter geht es in Serpentinaen wieder hinab ins Ammertal und auf der anderen Seite hoch nach Koster Rottenbuch. Auf der anderen Seite der Ammer Richtung Süden sind es noch fünf km bis zur Bogenbrücke über die Schlucht der Ammer bei Echelsbach. An Wochenenden sind hier meist viele Busse und Touristen, aber heute war es Donnerstag am Nachmittag und nur wenige gingen auf die Brücke,



um hinab 76 Meter hinab auf die Ammer zu blicken, die zur Zeit der Schneeschmelze im Hochgebirge zu einem reißenden Fluss wurde. Ich kam nicht mal bis zur Mitte der Brücke, da musste ich umkehren, weil sich meine Höhenangst meldete und ich in Panik zurück zum Kiosk torkelte, an dem ich mein Fahrrad abgestellt hatte. Aber ich war stolz, dass ich mein Ziel erreicht hatte und machte mich fröhlich auf den Rückweg nach Rottenbuch und Böbing. Dort fand ich eine Bank mit einer tollen Aussicht auf den Hohenpeißenberg auf der anderen Seite des Ammertals und legte eine Pause ein. Nach drei Stunden im Sattel mit den Händen am



Lenker und strampelnden Beinen durch die vielfältige Landschaft des Oberlands und Alpenvorlands fühlte ich mich wieder frei und der Kater nach dem Sonnwendbesäufnis war vorbei. **Freitag 29 Juni, Herz-Jesu-Fest** in Rot bedeutet Feiertag. Ich habe „schulfrei“ eingetragen. Am Tag darauf war ich wieder auf Achse „per Anhalter, waren im Hochland, 3 geraucht, Weizen, Platten, Spielautomat, v. Horvath war hier“. Der Architekt war wieder da und hatte diesmal schon den Grundriss von zwei Geschoßen mit acht Zimmern, Wohnzimmer, Küche, Esszimmer und zwei Bädern, zwei Besuchertoiletten und einer großen Holzterrasse vom Erdgeschoß zum zweiten Stock eines Walmdachhauses mitgebracht. Es gab sogar schon eine Karte des Grundstücks, in der die Lage des künftigen Hauses eingezeichnet war. Die meisten Fenster gehen Richtung Süden auf die Alpen. Ja, man konnte sie vom 1. Stock des künftigen Hauses aus sehen, aber genaueres ließ sich nur vor Ort feststellen. Das Straßennetz war, bis auf die gelbe Linie mit der blauen Nummer 95 einer 1972 eröffneten Autobahn, dasselbe. Von Hohenpeißenberg im linken unteren Eck bis Icking im rechten oberen Eck waren es 1962 etwa fünfzig Kilometer Landstraße. Hundert hin und zurück. Das ging nicht an einem Tag per Fahrrad mit einem Gang, aber mit drei Gängen.



Ich war bisher noch nicht auf der anderen Seite des Starnberger Sees im Isartal südlich von München. Die Isar ist ein reißender Gebirgsfluss, der ab Wolfratshausen durch enges Tal Richtung München fließt und einen Teil der Stadt mit der jährlichen Schneeschmelze in den Alpen überflutete, bevor an seinem Unterlauf südlich von Lenggries nahe dem Bergdorf Fall, von 1954-58 ein Staudamm errichtet wurde. Im See versunken liegt das ehemalige Dorf Fall, das vor der Flutung abgerissen und einige Dutzend Meter höher an der Straße nach Vorderriß neu erbaut wurde. Der „Jäger von Fall“ ist ein Roman des deutschen Schriftstellers Ludwig Ganghofer, der 1883 veröffentlicht wurde. Der Heimatroman um Liebe und Wilderei spielt im Isarwinkel. Das Buch wurde 1957 neu verfilmt und ich hab ihn zwei Jahre später im Kino Hohenpeißenberg gesehen. Das Kino war vollbelegt. Die Geschichte vom Wilderer, der von den Jägern von hinten abgestochen wird, ist auch die des Liedes vom Wildschütz Jennerwein, das auch oft in Bierzelten Volksfest gesungen wurde. Es beginnt mit: „Es war ein Schütz, wohl in den besten Tagen, der ward hinweg gerafft von dieser Erd.“ Es klingt so wehmütig und melancholisch wie die Handlung des Filmes, der gar nicht in dem inzwischen versunkenem Dorf, sondern in Berchtesgaden sowie am Fuße der oberbayrischen Watzmann-Westwand gedreht wurde. Da ich damals weder am Sylvenstein-Staudamm noch in Berchtesgaden war, ist mir das gar nicht aufgefallen.

Sonntag, der 1. Juli war voller weißer Schäfchenwolken, als ein Volkswagen Export vorfuhr mit einem schwarzen Nummernschild **KA41.708** und dem Länderkennzeichen **DK**. Der Wagen hatte ein Schiebedach und ein großes Heckfester. Herr und Frau Andersen waren mit ihrer Tochter Birgit aus Kopenhagen gekommen. Sie sprachen wenig und vorsichtig Deutsch, aber als die Dänen mit Mutti um den runden Tisch im roten Zimmer saßen und unter sich waren, klang ihre Sprache bis auf die vielen ö's, ä's und ü's sehr melodisch. Aber Birgit war nicht gekommen, damit wir dänisch lernen, sondern weil sie Deutsch sprechen lernen wollte. Bisher sprach sie etwa so gut Deutsch, wie ich Griechisch. Sie war zwei oder drei Jahre älter als ich und erweckte vor allem die Neugier meiner älteren Brüder. Nur Fritz blieb nüchtern. Wir schliefen wieder alle im **Laboratorium** und Birgit bezog Zimmer 8, in dem das zweite Bett noch unbelegt war.

In den Tagen bis zur Zeugnisübergabe gab es noch ein Sportfest, einen Ausflug nach München, einen Wandertag, den ich geschwänzt habe, um bei der Heuernte zu helfen, eine Schuluntersuchung am 13., den Geburtstag von Onkel Kreppel am Sonntag den 15. Juli, am Dienstag den 17. Juli eine Chorprobe im Stadttheater und endlich am 18. Juli die Zeugnisvergabe. Ich bin mit Ach und Krach durchgekommen. Huber, Popp, Ehrengut, Ich und andere versammelten uns danach im Café Pfaffenwinkel, tranken am Mittag Weißbier bis die Zunge schwer wurde, wir uns mit langsamen Worten anlallten und bis zum Wiedersehen am 4. September verabschiedeten. Der erste von links, Foto obere Reihe hinten mit der Hand am oberen Ende des Rohres bin Icke, daneben Benckendorff, Mayer, Wittermann, Huber, Unsin, Ehrengut, Popp, Würdig W., Kügel, Hoh, Sening, Würdig G., X, Nitzinger, Eggersdorfer. Untere Reihe: Weber, Schleich, X, Hintler, Schröcker, Gruber, Fischer, Hertrich.



Am Tag darauf stand ich um 7.30 Uhr am Gleis 1 des Bahnhofs von Weilheim, es war Ferienbeginn und ich wartete in meinem tintenblauen Popeline Mantel mit einem roten Lederkoffer in der Hand, den mir Mutti geliehen hatte, auf den Schnellzug von Garmisch nach München. Im Vergleich zum Vorjahr war ich jetzt ein fescher Bursch, fast Einmeterachtzig groß, dunkles festes Haar und rasierte mich alle paar Tage feucht. Zum Geburtstag hatte ich eine neue Kulturtasche bekommen, in der es genug Platz gab für Seifendose, Waschlappen, Nagelbürste, Haarbürste, Rasierpinsel, eine Tube Rasierschaum mit kleiner Chromschale zum Anrühren und den Rasierer ebenfalls in Chrom. Mit einer Drehung des Haltegriffes konnte man die Klappen

des Scherkopfs öffnen und eine Rasierklinge einsetzen. Onkel Hayo hatte mir diesen Gesichtshobel zum Geburtstag geschenkt, samt einem Stück Alaunstein für Schnittwunden. Ich hatte zwar keine Pickel und brauchte den Alaunstein selten, aber es war gut ihn stets dabei zu haben. Ich mochte es nicht besonders, dass nicht nur in meinem Gesicht, sondern auch an vielen anderen Körperstellen mehr oder weniger starke Behaarung einsetzte. Ich wollte nicht aussehen wie mein Bruder Wölfi, dessen Brusthaare wie Wolle seinen Brustkorb bedeckten. Es gab zwar keinen Rasierzwang, aber wenige Schüler trugen einen Bart. Emmi behauptete, das läge an den Frauen. Die hätten Angst, dass Bartstoppln ihre zarte Haut zerkratzen.

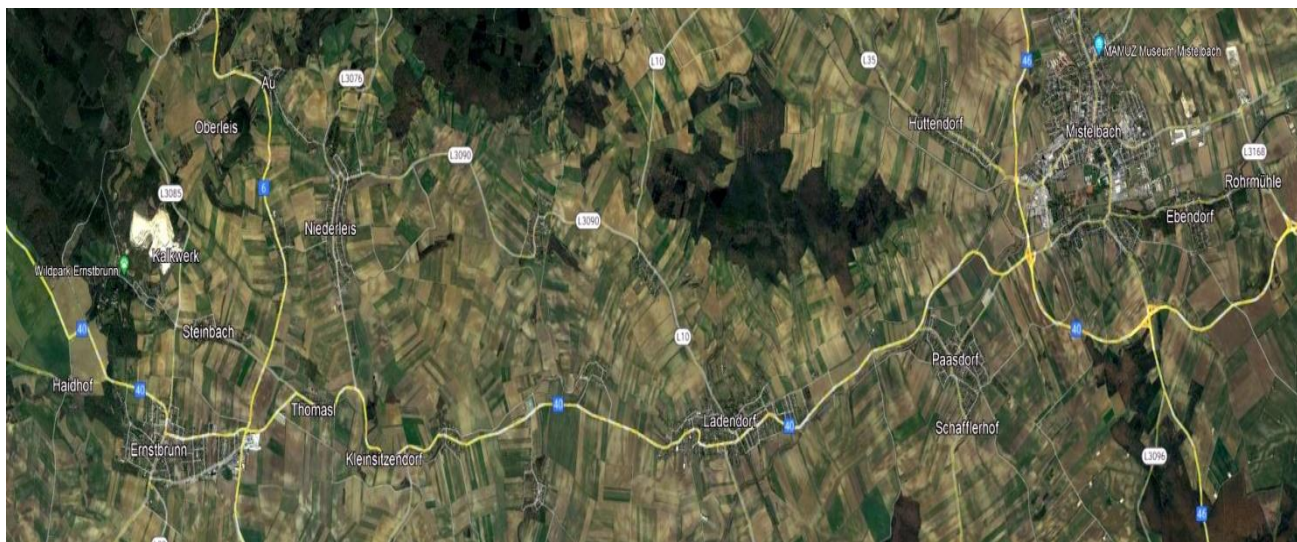


Der Schnellzug aus Garmisch traf pünktlich ein und brachte mich nach München. Zehn Minuten später stieg ich um in den Schnellzug nach Salzburg und Wien, fand einen freien Sitzplatz in einem Raucherabteil mit dem Rücken zur Fahrtrichtung am Fenster und machte es mir bequem. Es war Donnerstag am Vormittag und der Zug nicht sehr voll. In Salzburg gab es wie letztes Jahr dreißig Minuten Aufenthalt, den ich nutzte, um mich mit Würstchen und Bier für die nächsten fünf Stunden zu stärken. Diesmal musste ich nicht vom Westbahnhof durch Wien zum Südbahnhof laufen. Onkel Max wartete am Bahnsteig auf mich, wir verließen das Bahnhofsgebäude, gingen zu seinem Wagen und fuhren vom Westbahnhof direkt nach Ladendorf. Das liegt vierzig Kilometer nördlich von Wien im Weinviertel. Der Westbahnhof liegt etwa 14 Kilometer entfernt von der Autobrücke nach Florisdorf auf der anderen Donauseite. Wien war eine Stadt von anderthalb Millionen Menschen. Das merkte man, wenn man sie mit dem Auto auf städtischen Straßen durchqueren



musste. Es gab damals wenige Ampeln. Die Stadt hat eine Fläche von 414 km², also ein Drittel größer als München und war ebenso dicht besiedelt mit meist engen Straßen. Zu den Geschäftszeiten gab es meist dichten Verkehr und wir hatten zur Mittagszeit eine halbe Stunde für zehn Kilometer gebraucht. Die Eisenbahn machte das in zehn Minuten. Nach Wolkersdorf fährt die Bahn Richtung Norden nach Ladendorf.

Die Straße wendet sich jedoch Nordöstlich nach Gaweinstal und führte dann nach Ladendorf. Dort war ich nun für sechzehn Tage Ferien nahe der Straße von Ernstbrunn nach Mistelbach zwischen Kornfeldern, Wiesen und Wäldern bei der Familie von Onkel Max und Tante Podone im Amtsgebäude der Schlossruine angekommen. Diesmal hatte ich kein Zimmer in ihrer Wohnung links vom großen Treppenhaus im ersten Stock, sondern an einem Gang, der in den Ostflügel des Gebäudes führte. Onkel Max öffnete die dritte Tür.



In dem Raum mit einem großen Fenster zum Park standen ein mittelgroßes Bett in einem Eisengußgestell mit verschnörkelten Bettpfosten, hohem Rückenteil mit brokatbezogener Polsterung und einem Nachtkästchen mit Lampe. Es gab einen eintürigen Kleiderschrank in ähnlichem Stil und eine großen mit hellem und Leder bezogenen Polstersessel, der mindestens zehnmal so alt war wie ich. Er hatte eine Federung mit Stahlspiralen, die in hohen Tönen quietschten, wenn man auf dem Sitz zu unruhig wurde, war aber trotzdem bequem und durch seine Nähe zum Fenster ein idealer Ort, um zu lesen oder nur in Park zu blicken und dem schmalen Sandweg, der zwischen den Büschen verschwindet, nachzusehen. Die Fenster ließen sich weit öffnen und gingen nach Süden. Auf dem Rasen davor hatten wir vor einem Jahr Krocket gespielt und im Schatten der Bäume gesessen. Hinter der Tür des Nebenzimmers war eine Wäschekammer, hinter der anderen ein Doppelzimmer, scheinbar unbelegt, hinter der nächsten eine Toilette mit Handwaschbecken, Spiegel und Ablage. Es war ruhig, selbst in den Ställen.

Im Kalender steht: „Mäxi in Velden am Wörther See, mit Onkel Max in Mistelbach, nachmittags gefaulenzt, schönes Wetter.“ Darunter im Kalender gedruckt: „1944 Erhebung der deutschen Widerstandsbewegung gegen Hitler“. Der 20. Juli war seit 1952 Stauffenbergs Tag. Der Tag des misslungenen Bomben Attentats auf Reichskanzler Hitler. Das wusste ich von meiner Mutter, die damals in Schlesien bei Guhrau in der Nachbarschaft der Verschwörer gelebt hatte. Die Attentäter waren für viele Volksverräter und Deserteure und der schreckliche Richter am Volksgerichtshof Freisler, der sie demütigte und beschimpfte, hielt sich an die Gesetze des Dritten Reiches, als er sie zum Tod am Fleischerhaken verurteilte. Daran erinnerte mich der „Taschenkalender der katholischen Jugend 1962“.

Mäxi war auf einem Wochenendturnier im schicken Velden und auch Sigismund war auf Reisen: In Paris bis zum nächsten Wochenende. Das hörte ich dann von Onkel Max im Salon zur Teezeit um vier Uhr. Nun traf ich auch auf Tante Podone und ob Tettchen da oder auch unterwegs war, weiß ich nicht mehr. Am Samstag habe ich „früh Briefe geschrieben, nachmittags gelesen, Radio gehört, schönes Wetter.“ „Fernsehen: Ödon v. Horvath: Der jüngste Tag.“ Mehr nicht. Ob ich mir dieses Drama in volkstümlicher Sprache alleine im Salon angeschaut habe? Wohl kaum. Die Geschichte handelt vom erfahrenen Bahnhofsvorsteher eines Ortes mit 2374 Einwohnern, der beschuldigt wurde, durch ein nicht rechtzeitig eingestelltes Signal die Entgleisung eines Zuges mit achtzehn Toten und vielen Verletzte verursacht zu haben. Ein Staatsanwalt ermittelte und die Aussagen des Stationsvorstehers, seiner Frau, des Heizers der Lokomotive, eines Wirtes, seiner Tochter und ihres Geliebten widersprachen sich. Die Frage von Schuld und Sühne stellte sich immer dringlicher. Das

Stück endete mit der Einsicht des Stationsvorstehers, dass er am Leben bleiben muss, um die Schuld auf sich zu nehmen und sich zu verantworten. Weder darf er sich selbst freisprechen noch sich selbst richten, sondern er musste hier und jetzt zu der Tat stehen. Das war sicher moralisch einwandfrei, aber Filme auf einer Flimmerkiste anzugucken war nicht mein Ding. Es lag nicht am Film, der beeindruckende Bilder lieferte oder den Schauspielern, die später Karriere machten, sondern am schlechten Ton, kleinen Format und Qualität des Fernsehfilms in Schwarz-Weiß wie in Filmen vor 1920.



Am ersten Sonntag meiner Ferien in Ladendorf bin ich „um 9 aufgestanden, war in der Kirche, Nachmittag mit dem Rad nach Ernstbrunn, Autoscooter (Puh), abends Gewitter.“ Am Montag ist „Mäxi zurück aus Velden, den ganzen Tag gelesen, Rasen gemäht, schön.“ Am Dienstag „9.30 Aufstehen, schön, waren baden, abends Rommé bis zehn. An den folgenden Tagen verbringe ich jeden Tag ein paar Stunden im Freibad der Stadt Mistelbach, die auch Verwaltungssitz des gleichnamigen Bezirkes ist. Zu den 36 Gemeinden des Bezirkes zählt auch Ladendorf. Der Bezirk ist mit fast 1,300 km² deutlich größer als Berlin, hat aber nur 70.000 Einwohner. Zwölftausend davon lebten in Mistelbach. Es war Ferien- und Urlaubszeit und das Freibad auch am Wochentag voll, denn die Tage waren heiß und viele drängten zur Abkühlung an oder ins Wasser. Die meisten waren wohl Nichtschwimmer und fanden entsprechend flache Becken, in denen viele Kinder tobten.



Auf der anderen Seite des Sprungturms waren schattige Laubbäume zu sehen unter denen man sich aufs Gras legen und ungestört lesen, dösen oder im Schneidersitz die Umgebung beobachten konnte. Der Ort muss reizvoll gewesen sein, sonst wäre ich nicht so oft dahingefahren und hätte täglich erneut Eintritt

bezahlt. Für mich unter 16 Jahren noch ermäßigt, aber nur 30 Prozent. Statt 18 Schilling musste ich „nur“ 12 bezahlen, ergibt x5 60 Österreichische Schillinge. Bei einem Wechselkurs von 7 Schilling für 1 Deutsche Mark hat das 6 DM und 50 Pfennige gekostet. Eine Tageskarte kostete also eine Mark zehn, etwas mehr als in Peiting, mit einem bescheidenem Sprungturm und drei Meter Beckentiefe. In Mistelbach hatte der Turm 8 Meter Absprungkante und die Beckentiefe unter dem Turm lag bei vier Meter. Der Bereich der Turmspringer war durch eine schwimmende Kette aus bunten Korkwürsten vom übrigen Becken abgeteilt. Zu diesem hatten alle Schwimmer Zugang. Ich konnte den Turm nicht über die aus Stahlrohren zusammengeschaubte Leiter zur Plattform in acht Meter Höhe klettern und dann als Halt lediglich einen Handlauf vorzufinden, der mich vor dem Sturz in die Tiefe halten sollte. Allein die Vorstellung dort stehen zu müssen, war ein Albtraum. Aus der Ferne wirkte der Turm beeindruckend, war aber nicht der Grund meiner täglichen Besuche. Nach der Radtour bei dreißig Grad Hitze zog es mich zur Erfrischung in das große Becken für Schwimmer und danach in den kühlen Schatten der Bäume.



Was ich gelesen hatte, steht nicht im Kalender, aber in diesem Jahr gab es Kriminalromane des englischen Autors Edgar Wallace im praktischen Taschenbuchformat und schwarz-weiß-rotem Umschlag. Es war ein Roman, der vor zwei Jahren von Rialto Film produziert wurde, aber dann erst ab 16 Jahren gesehen werden konnte. „Die Toten Augen von London“. Das war eine ganz andere Welt als die einer Kleinstadt, in der Pater Brown seine Fälle lösen musste. Gilbert K. Chesterton's Pater Brown löst seine Fälle nicht als genialer Denker und Methodiker, sondern als Priester, der im Auftrag Gottes handelt. Daher sieht er in dem Verbrecher in erster Linie einen sündigen Menschen, in den er sich einfühlen kann und für den er Verständnis aufbringt. Als Beichtvater und Seelsorger in verarmten Gemeinden kennt er die Verstrickungen der Menschen und nutzt dieses Wissen verbunden mit seiner ausgeprägten Intuition für die Aufklärung der Kriminalfälle. Bei den Wallace-Romanen spielten die Ermittlungsarbeit der Polizei oder eines privaten Ermittlers eine entscheidende Rolle. Auch ein weibliches Opfer, das es vor den Intrigen und den finsternen Machenschaften des Täters zu schützen galt, gehörte zur Geschichte. Das Geschehen drehte sich vordergründig um einen meist fantasievoll maskierten Hauptverbrecher, der erst im Finale entlarvt wird. Der Handlungsort war, London und Umgebung, wobei sich die Akteure vorwiegend in alten Schlössern, Herrenhäusern oder Villen bewegten. Auch verruchte Nachtlokale, düstere Blindenheime, Irrenanstalten und finstere Kellergewölbe waren beliebte Haupt- und Nebenschauplätze der Handlung.



Am Freitag gegen Abend kam Sigismund zurück aus Paris, der Stadt des Lichts und des Parfüms. Davon hat er etwas mitgebracht „Eau de Toilette“ ohne gesprochenem e am Ende der Toilette von Dior oder Chanel. Er sprach von der Rue Rivoli, dem Palais Royal, dem Louvre und seinen Museen, vom Eiffelturm und den großen Boulevards mit breiten Gehsteigen unter dem Laub der Alleen aus Platanen. Er war in Versailles, dem großen Spiegelsaal, in den endlosen Fluren des Palastes und seiner Gartenanlagen mit plätschernden Brunnen, gepflegten Rabatten und Wegen aus feinem Kiesel. Er hat am Sonntag einen Gottesdienst in Notre Dame besucht und am folgenden einen in der Kirche Sacre Coeur, die mit ihrer mächtigen weißen Kuppel auf dem Montmartre die Stadt überragt. Er hatte Französisch als Schulfach und mochte die Sprache und Kultur.



Am Samstag stand ein Tontaubenschießen draußen in den Feldern auf dem Programm. Laut Kalender bin ich um 9 Uhr aufgestanden, es war ein leicht bewölkter Tag und um zwei Uhr nach dem Mittagessen machten sich alle mit Kutsche, zu Pferde oder mit Autos auf den Weg zum Veranstaltungsort außerhalb des Schlosses in den Feldern. Sie bauten das Wurfgerät für die Tontauben auf und stellten Körbe mit den Tauben bereit. Die waren zwar aus Ton, aber sahen eher aus wie Untersätze von Blumentöpfen. Mäxi hatte nach mehreren Probewürfen, das Gerät so eingestellt, dass es eine Tontaube einige Meter weit und hoch so in die Luft schleudern konnte, dass sie so schwer zu treffen war wie eine fliegende Taube. Der Schütze stand 10 m von der Wurfmaschine entfernt. Die Schrotladung betrug 24 Gramm pro Schuss bei einem Schrotdurchmesser von maximal 2,5 mm. Verwendet wurden ausschließlich Bleischrote. Der Schütze rief die Wurfscheibe lautlos aber deutlich sichtbar ab, indem er seine Waffe einmal vertikale schwenkte, bevor er anlegte. Als Treffer wird gewertet, wenn die Schiedsrichter nach dem Schuss und während der Flugphase der Scheibe erkennen konnten, ob die Scheibe zerbarst oder sich ein sichtbares Stück von der Scheibe gelöst hatte.



Ich schied bereits in der Vorrunde aus: Nach zehn Schuss hatte ich nur mit dreien ein sichtbares Stück Ton dazu gebracht sich sichtbar zu lösen. Ab vier Uhr war Zeit für die Jause und ich konnte mich nützlich machen und den Leuten, die Getränke, Gebäck und Kuchen vom Schloss herbeigebracht hatten, als Schankwart zu helfen. Dabei muss ich selbst drei Halbe Bier und ein Coca-Cola getrunken haben. So steht es jedenfalls im Kalender. Dort steht auch, dass ich das Tontaubenschießen „sehr interessant“ fand. Vielleicht deshalb, weil ich gehört hatte, dass früher noch lebende Tauben aus Käfigen zum Abschuss freigelassen wurden. Im Kalender steht: „leicht benebelt“.

Bei meinem letzten Besuch haben meine Cousins mit mir und einem Förster einen Ausflug zum Fluss Thaya zwischen Drosendorf und Raabs gemacht, um zu angeln. Dort entstand das einzige Foto von uns dreien in kurzen Hosen und mit Angelruten in der Hand. Ich hatte keinen Angelschein, aber hatte gehört, dass am späten Abend oder in den Morgenstunden des Frühlings Forellen besser beißen als an einem Nachmittag im August im warmen Wasser, wenn sie träge sind und im Sommer gut zu fressen hatten. Erst im Herbst fangen sie wieder an reger zu beißen, um sich ein Fettpolster für den Winter anzulegen. Es war dennoch ein schöner Ausflug in die Wildnis. Ich hatte noch nie eine professionelle Angel bedient und mich wahrscheinlich tollpatschig bemüht die Schnur auszuwerfen. Selbst nachdem mir das gelang, hatte ich kein Glück oder die Fische waren zu klein und wurden wieder ausgesetzt. Die anderen waren erfolgreicher. Die Fische wurden durch einen Schlag gegen den Kopf betäubt und in einem Korb aufeinandergelegt. Ich trug keinen Hut aber Fritzis geschmeidige Hirschlederhose mit Reißverschluss, in die ich gerade noch reinpasste. Mäxi hatte das Problem nicht. Er war drei Jahre älter, aber schon ausgewachsen.



Am Sonntag war es schön, wir waren in der Kirche, haben später Tischtennis gespielt. Nachmittags gelesen. Gewitter. Abends Bridge gespielt und verloren. Am Montag gibt es eine Überraschung: Mäxi wird mit mir nach dem Frühstück nach Wien fahren, direkt ins Zentrum zum Stephansdom, den besten Ort, um eine Stadtbesichtigung zu beginnen. Unterwegs erzählte er mir, dass wir um halb fünf ins Burg Kino gehen würden, um einen amerikanischen Agentenfilm anzugucken, in dem man das Wien in von 1945 sehen könne.

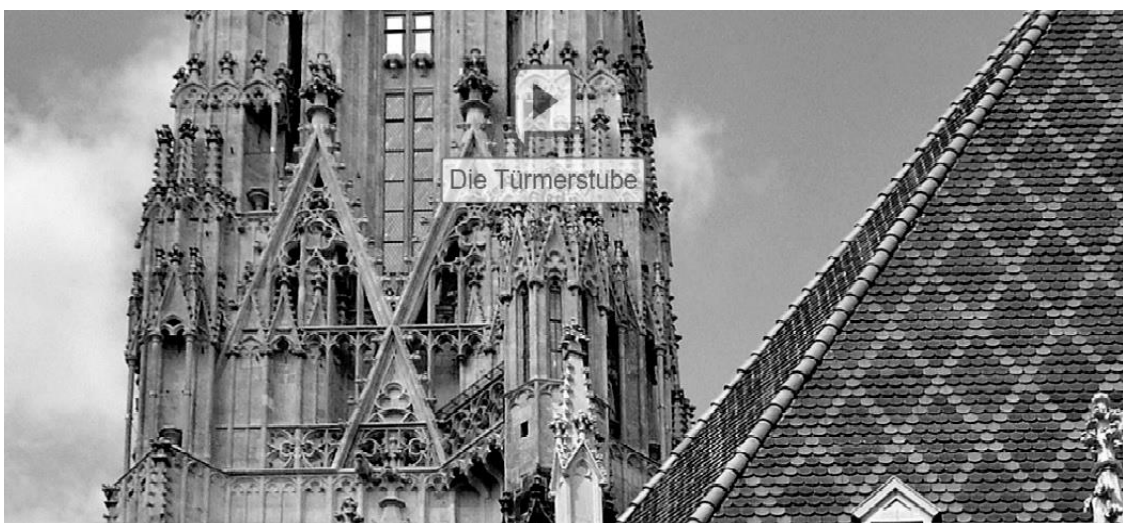


Mäxi hatte in der Oberstufe die Geschichte Österreichs gelernt und wusste einige Details, von denen ich keine Vorstellung hatte. Der Stephansdom wurde erst April 1945 im südlichen Seitenschiff von einer alliierten Bombe getroffen, das Dach stürzte ein und Teile der Fassade fielen hinab. In der Nacht zum 12.

April 1945 brannten der Dachstuhl aus Lärchenholz und der Glockenturm des Stephansdomes vollständig ab. Die Kampfhandlungen während der Schlacht um Wien verhinderten Löscharbeiten. Die beiden großen Wasserleitungen des Doms waren bei einem amerikanischen Bombenangriff am 12. März 1945 zerstört worden. Der brennende Glockenstuhl mit der 22 Tonnen schweren Kirchenglocke „die Pummerin“ brach am 12. April nachmittags zusammen. In den Morgenstunden des 13. April stürzte eine 16 m hohe Stützwand im Dachstuhl ein und zerschlug dabei mehrere Gewölbe des Mittel- und Südchores. Die Empore mit der Chororgel, die Kaiserloge und das wertvolle gotische Chorgestühl wurden dabei von den Schuttmassen zertrümmert und von den brennenden Dachbalken entzündet. Im November 1947 stürzten die bis dahin erhalten gebliebenen Gewölbe des südlichen Chorraums ein. Danach sah es so aus wie auf obigem Photo.



Der Wiederaufbau des Stephansdoms, der unter anderem durch zahlreiche Spenden aus der Bevölkerung finanziert wurde, begann sofort nach dem Kriegsende. Ein neuer Dachstuhl aus Stahl wurde 1950 fertiggestellt. Die feierliche Wiedereröffnung erfolgte 1952 mit dem Einzug der neu gegossenen Pummerin. Der Südturm des Doms ist 136 Meter hoch. 343 Treppenstufen führen zu einer Türmerstube in 72 Meter Höhe, von der aus man eine gute Aussicht auf die Stadt hat. In der Türmerstube gab es eine Bank und nach



343 Stufen waren wir beide außer Atem und legten erstmal eine Verschnaufpause ein, bevor wir den Blick genießen konnten und genug Kraft gesammelt hatten, um die 343 Stufen zum Turmeingang hinabzusteigen. Die Turmstube der Münchner Frauenkirche befindet sich auf 86 Meter Höhe und hat 16 Bogenfenster in alle

Himmelsrichtungen. Die Türmerstube des Stephansdoms war deutlich kleiner. Ab 1534 war hier eine Feuermeldestelle der Wiener Feuerwehr untergebracht. Im Brandfall wurde eine schriftliche Mitteilung per Rohr zum Turmmeister am Boden geschickt, der die Feuerwehr alarmierte. Dieser Dienst konnte 1955 eingestellt werden. Das konnte ich den Infotaferln im Eingang entnehmen. Es war bereits Mittag, als wir wieder auf dem Domplatz standen. Der Himmel war leicht bewölkt und es war mäßig warm. Zur Hofburg war es nicht weit. Wir gingen über eine Straße namens „Graben“, bogen am Ende links ab in den „Kohlmarkt“ und standen am Michaelerplatz vor dem Sissi Museum der Hofburg. Durch eine Passage konnte man von dort zur Hofreitschule gelangen. Das Morgentraining war zu Maxis Bedauern bereits beendet. Der Eintrittspreis von 34 Schilling für eine Stunde mit weißen Lipizzanern galt für alle über sechzehn. Ähnliches galt auch für die Schatzkammer, das Kaiserappartement oder das Sissi Museum. Wir hatten noch drei Stunden bis zum Beginn des Filmes im Burg Kino am Kärntner Ring. Außerdem knurrte mein Magen. Maxi schlug vor uns am Rathaus in einem Kaffeehaus zu versorgen. Auf dem Weg dahin wollte er mir noch etwas zeigen:

Es war eine monumentale Skulptur der Kaiserin Maria-Theresia (1717-80) umringt von den Reiterstandbildern der vier Feldmarschälle ihrer Regentschaft. Darunter auch ein Ludwig Andreas von Khevenhüller (1683-1744), der seine Karriere in einem Drangoner-Regiment unter Prinz Eugen begann und unter ihm im Spanischen Erbfolgekrieg kämpfte und bald zum Oberst des Regiments aufstieg. Im Türkenkrieg zeichnete er sich in den Schlachten von Peterwardein (1716) und Belgrad (1717) aus. Prinz Eugen schickte ihn 1717 nach Wien. Dort hielt er einen triumphalen Einzug und wurde vom Kaiser reich beschenkt. Er erstellte ein neues Regelwerk für die Kavallerie, erhielt am 1. Oktober 1723 sein Regiment und wurde Generalwachtmeister der Kavallerie. 1733 wurde er zum Feldmarschalleutnant ernannt. Nachdem er erfolgreich in Italien gekämpft hatte, wurde er 1736 auf Empfehlung des Prinzen Eugen zum Feldmarschall ernannt. Kurz darauf bewährte er sich im Russisch-Österreichischen Türkenkrieg in der Schlacht von Radojewatz, wo ihm am 28. September 1737 der Durchbruch gegen die überlegene türkische Armee gelang. Im Österreichischen Erbfolgekrieg erreichte Khevenhüller seine größten Erfolge. Maria Theresia verlieh ihm am 5. Januar 1744 den Orden vom Goldenen Vlies. Zwanzig Tage später starb er unerwartet. Er hatte Philippine Maria Anna von Lamberg (1695–1762) im Jahr 1718 geheiratet. Das Paar hatte zwei Töchter, aber keinen Sohn.



Sigmund Friedrich von Khevenhüller war ab 1725 Reichsgraf von Hohenosterwitz und Annapichl, Freiherr auf Landskron und Wernberg in Kärnten. Sein Sohn Johann Joseph von Khevenhüller heiratete 1728 Karolina Gräfin von Metsch, Erbtöchter des ohne männliche Nachkommen verstorbenen Reichsvizekanzlers, weshalb er und seine Nachkommen sich seit 1751 Khevenhüller-Metsch nannten. 1764 von Kaiser Josef II. in den Reichsfürstenstand erhoben, wurde er 1770 Erster Obersthofmeister sowie Staats- und Konferenzminister. Die Burgen, in Kärnten wurden unter den Khevenhüllern zu prächtigen Renaissance-Anlagen ausgebaut, das

1730 erworbene Schloss Riegersburg im niederösterreichischen Waldviertel zu einem Barockschloss für Graf Sigmund Friedrich und seinen Sohn Fürs Johann Joseph, der 1751 auch das Schloss Ladendorf erwarb. Anton Sigismund Joseph Maria Fürst von Khevenhüller-Metsch (1873–1945), der seit 1919 in Österreich nicht mehr „Fürst von“ heißen durfte, war Maxis Großvater, den er so wenig kennenlernen konnte wie ich meinen Großvater Wychgram. Maxis Urgroßvater mütterlicherseits, war Johannes Franz Karl Eduard Joseph Nemesius (1839–1905) und 6. Fürst zu Khevenhüller-Metsch. Er war verheiratet mit Eduardine Gräfin von Clam-Gallas, Tochter von Eduard Clam-Gallas. Scheinbar hatte der keine männlichen Nachfahren. Sein Nachfolger als 7. Fürst zu Khevenhüller-Metsch wurde Anton Sigismund Joseph Maria (1873–1945), sein Neffe. Er war verheiratet mit Gabriele Gräfin von Mensdorff-Pouilly, Maxis Großmutter. Im Juni 1910 heiratete der Fürst die Gräfin. Ein Jahr später kam Maxis Tante Marianne zur Welt, im Februar 1913 seine Mutter und im Juni 1914 am Hochzeitstag ein weiteres Mädchen: Ida. Als dann der Weltkrieg ausbrach, übersiedelte die ganze Familie mit Personal ins Hotel National in Luzern in der Schweiz. Erst zwei Jahre nach Kriegsende kehrte die ganze Familie in einem Salonwagen zurück nach Schloß Riegersburg. In Österreich gab es zwar keine Adelstitel mehr, aber Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen, Herzöge, Grafen oder Barone. Übrig blieben gnädige Herren oder Frauen und viele bürgerliche Ersatztitel, mit denen man seinen Namen schmücken konnte. Herr Anton Sigismund Khevenhüller schien davon wenig betroffen. Wenn es ihm in der winterlichen schlecht beheizten Riegersburg zu kalt wurde verließ er Österreich mit seiner Familie wie dem nötigen Personal in einem Sonderzug, um bis zum Frühling im Hotel National am Vierwaldstätter See zu wohnen.



Das Leben passierte wie von ganz alleine auf fürstliche Anordnung. Ich bewunderte die Selbstverständlichkeit mit der mein drei Jahre älterer Vetter durch seine Jahrhunderte lange Familiengeschichte wedelte und die Daten mühelos abrufen konnte. Ich war erleichtert als wir weiter Richtung Rathaus gingen und in der Conditorei Sluka am Rathausplatz endlich eine Mittagspause einlegten. Ich war berauscht von der großen Stadt, die wie Berlin ihre Bedeutung als Reichshauptstadt verloren hatte und nun durch einen eisernen Vorhang von den Gebieten seiner früheren Größe getrennt war wie Niederösterreich von Böhmen und Mähren oder Wien von Budapest, Prag, Belgrad, Triest oder Venetien. Das Land schien seinen Frieden gemacht zu haben mit seiner vergangenen Größe und dem Horror von zwei Weltkriegen. Mäxi würde nächstes Jahr seine Matura machen, wie die Ösis das Abitur nannten und anschließend Wehrdienst beim Bundesheer leisten. Der war kürzer als in der BRD und damals eher auf Grenzsicherung und Katastropheneinsätze ausgerichtet als auf Kampfeinsätze. Ein paar Monate, dann Landwirtschaft studieren und später den Betrieb des Gutes übernehmen. Die großen Brüder und Vettern hatten ihre Berufsziele und ich hatte noch fünf Jahre Zeit eins zu finden. Auf der Speisekarte der Conditorei Sluka, die in den goldenen Jahren der Wiener Gründerzeit 1891 ihren Betrieb aufgenommen hatte, fand ich Sacher Würstel mit Senf, Kren und frischer Handsemmel für 22 Schilling und eine Halbe Schwechater Bier für 12 Schillinge. So viel kostete eine Stunde Beobachtung der Morgenarbeit der Bereiter mit ihren Lipizzanern in der Spanischen

Hofreitschule der Hofburg. Die Sacher Würstel waren Käsekrainer (volkstümlich auch Eitrige), leicht geräucherte Brühwürste mit Käse in kleinen Würfeln im Inneren. Mit einem Schwechater Bier war das eine gute Grundlage für einen dunklen schwarz-weißen Film aus dem Wien in den frühen Jahren der Neuzeit nach dem 8. Mai 1945. Das Burg Kino am Kärntner Ring 19, war einer der ältesten Kinopaläste Wiens. Als die Stadt wie das Land unter alliierter Verwaltung aufgeteilt und kontrolliert wurde, kam der Film am 10. März 1950 zur Uraufführung in Österreich. Nach zwölf Jahren war die Nachfrage immer noch so hoch, dass der Film über den Dritten Mann und seine Geschichte, begleitet von Zitherklängen mehrmals die Woche nachmittags vor allem für Touristen in Deutsch oder Englisch vorgeführt wurde. Die Handlung des Films war wie folgt:



Der amerikanische Westernautor Rollo Martins wurde von seinem Freund Harry Lime nach Wien eingeladen. Als Martins dort ankam, erfuhr er, dass Lime bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen war. Er beginnt mit eigenen Recherchen, wobei ihm bald auffällt, dass fast alle am Unfall Beteiligten Bekannte von Harry Lime waren. Lediglich ein Anwohner, ein Herr Koch, hatte vom Geschehen etwas mitbekommen.



Arglos berichtete er von einem „dritten Mann“, einem der Polizei nicht bekannten weiteren Beteiligten an dem Unfall. Koch wurde daraufhin ermordet. Bei seinen Nachforschungen traf Martins auch Anna Schmidt,

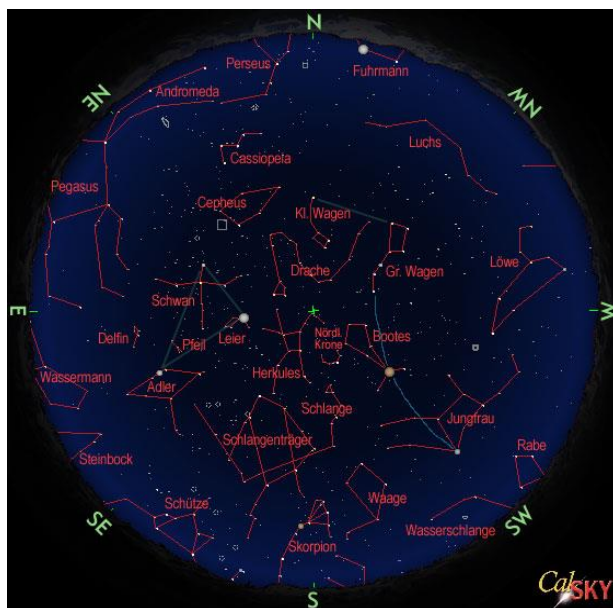
Limes Lebensgefährtin, eine Schauspielerin. Er verliebte sich in sie, doch sie trauerte weiter um Harry. Sie stammte aus der Tschechoslowakei und lebte mit gefälschten Papieren in Wien. Die sowjetische Besatzungsmacht fahndete nach ihr. Als Martins nachts in den dunklen Gassen der Wiener Innenstadt verfolgt wurde, musste er feststellen, dass sein Verfolger der tot geglaubte Harry Lime war. Der britische Major Calloway weihte ihn daraufhin in die Verbrechen ein, die Lime zur Last gelegt wurden: Handel mit gestohlenem Penicillin, das zur Erhöhung der Gewinnspanne gestreckt und damit unbrauchbar wurde. Nach Behandlung von Hirnhautentzündungen starben Kinder und andere verloren ihren Verstand. Martins stellte sich nun der Polizei als Lockvogel zur Verfügung, um seinen früheren Freund aus der sowjetischen Zone Wiens, wo dieser sich üblicherweise aufhält und untertauchen kann, in die Zonen der Westmächte zu locken. Eine Verabredung in einem Kaffeehaus folgt, sowie eine Verfolgungsjagd durch das weitverzweigte Kanalsystem, bei der Lime angeschossen und, gefangen in einem Ausstiegsschacht, von Martins erschossen wurde. In der Schlusszene konnte man sehen wie Martins nach der Beerdigung Harrys auf dem Wiener Zentralfriedhof auf Anna wartend am Straßenrand steht. Aber Anna ließ ihn stehen und ging wort- und grußlos mit eisiger Miene an ihm vorbei in ihre eigene Zukunft.

Der Film war so dunkel wie die Bilder der Trümmerlandschaften in den schlecht beleuchteten Straßen der Stadt und das Katz und Mausspiel zwischen den früheren Freunden, das mit Harry's Tod endete. Tante Podone und Familie lebten 1955 in Wien. Die Kinder gingen dort zur Volksschule, bevor sie Februar 1957 nach Ladendorf in das Amtsgebäude ziehen konnten. Mein Cousin erkannte manche Drehorte wie den Wiener Zentralfriedhof, diverse Orte im 1. Bezirk, das Palais Pallavicini am Josefsplatz als Limes Wohnhaus, die Judengasse, die Reichsbrücke über die Donau oder den Prater mit dem Riesenrad. Alles Sehenswürdigkeiten, die ich bei meinem nächsten Besuch erkunden wollte, aber heute musste ich zurück nach Ladendorf. Als wir um halb sieben am späten Nachmittag das Kino verließen, war es auf dem Kärtner-Ring noch taghell. Ich weiß nicht mehr, wo wir geparkt hatten, aber dass wir uns beeilten durch die Stadt nach Ladendorf zu fahren. Es war wie Mutter gerne sagte eine „wunderschöne“ Fahrt durch die sanft



gewellte Landschaft des Weinviertels im goldenen Licht der Abendsonne. In Ladendorf waren inzwischen Tante Brigitte, die Frau von Wolf-Dieter Huck, dem jüngsten der Gebrüder Huck, mit ihrem Sohn Bernd und Tochter Susanne eingetroffen. Der Hauptmann a.D. war nicht mitgekommen. Ich kannte ihn nicht und wusste nur, dass die Familie am Neckar lebte und beide Kinder dort das Gymnasium besuchten. Nun lernte ich also eine weitere Tante Huck kennen und meine Cousine Susanne, die Ältere. Mittelgroß, blond und sechzehn, ihr Bruder Bernd kleiner als ich, hellbraun und vierzehn. Im Esszimmer saß ich die nächsten vier Tage mit sechs jungen Menschen zwischen fünfzehn und achtzehn Jahren und drei Erwachsenen. Keine Babys, Kinder oder Alte. Jeder konnte mit dem vielfältigen Besteck umgehen. Niemand sabberte, die

Tischdecke blieb weiß. Es war eine andere Stimmung, sie war unbefangener von einer natürlichen Gelassenheit. Bernd, von dem ich erfahren hatte, dass auch Onkel Dieter sich von seiner Mutter geschieden und die Familie verlassen hatte wegen einer Frau, die er später geheiratet hat, wie mein Vater, begann bald ein fröhlicheres Gesicht aufzusetzen. Es war nicht nur sonnig, es war mittags auch über 40 Grad heiß und wir fuhren täglich zum Schwimmbad in Mistelbach. Abends spielten wir Tischtennis und nachts Bridge. Für meine Abschiedsparty veranstaltete Mäxi eine Taubenjagd mit anschließendem putzen, würzen und grillen in Alufolie am offenen Feuer des Grills an der selbstgebastelten Gartenhütte im Park. Es war köstlich und laut Kalender gab es auch eine Halbe Bier dazu. Dann wurde es endlich ein bisschen kühler, vom Grillfeuer flackerte etwas Glut, am Himmel leuchteten die Sterne und ab zehn Uhr nachts war es ganz ruhig bis auf die Rufe eines Uhus und dem Summen der Mücken. Wir hatten genug gealbert, wurden nun ganz ruhig, löschten die letzte Glut und gingen leise zu unseren Schlafzimmern im Amtsgebäude. Dort saß ich noch eine Zeit in dem Sessel mit den quietschenden Sprungfedern mit Blick auf den Park und den Sternenhimmel über mir und bewegte mich nicht, damit die Sterne stillstanden.



Am Freitag war es so heiß, dass wir hinter geschlossenen Fenstern im Haus blieben. Wir spielten am Nachmittag Bridge, tranken abends Rotwein und spielten weiter Bridge. Am nächsten Tag hat mich Onkel Max zum Westbahnhof gebracht. Nach der Kühle der Nacht war es noch erträglich, als wir um halb acht in den sonnigen Morgen durch viele abgeerntete Felder Richtung Ernstbrunn fuhren. Kurz vor dem Ort bog Onkel Max auf eine Landstraße Richtung Süden an die Donau bei Korneuburg und dann an der Donau entlang bis zur Brücke bei Florisdorf. Es war Ferienzeit und die Straßen nicht so verstopft wie bei meiner Ankunft. Wir kamen kurz nach neun am Westbahnhof an. Onkel Max drückte mir zum Abschied kräftig die



Hand und einen fünfzig Schillingschein in die selbige. Er sagte, davon könnte ich in Salzburg Mittagessen und Mozartkugeln für Oma und meine Mutter als Reisemitbringsel kaufen. Was übrig bliebe wäre ein Beitrag für

mein neues Fahrrad. „Hals- und Beinbruch! Alles Gute!“ Dann fuhr er weiter in die Stadt und ich winkte ihm hinterher, bevor ich in den Bahnhof ging. Ich war überrascht von Onkel Maxens Großzügigkeit. Ich hatte wohl erwähnt, dass ich für ein Rad spare, aber habe ihn nicht angebettelt.

Ich hatte eine Hin- und Rückfahrkarte nach München und musste an keinen Schalter. Bis zur Abfahrt des Zuges um 9 Uhr 35 von Gleis 8 waren es noch 20 Minuten. Ich blieb trotzdem nicht lange in der großen lichtdurchfluteten Bahnhofshalle, sondern ging nach Gleis acht, um zu sehen, ob der Zug schon bereitsteht. Dem war so, aber obgleich Samstag war, gab es viele freie Fensterplätze in den Raucherabteilen. Die Elektrolok verließ den Westbahnhof ohne Fauchen und Zischen und nach fünfzehn Minuten erreichte der Zug die Ausläufer des Wienerwaldes und fuhr Richtung St. Pölten, Linz und Wels nach Salzburg und sollte dort um 13.25 eintreffen. Auf der Fahrt durch die sonnige Landschaft war ich wohlgenut. Ich hatte jetzt achtzig Schillinge und konnte in Salzburg einen Zwischenaufenthalt einlegen, die Bahnkarte galt ja bis Mitternacht. Laut Kalender habe ich Mittag gegessen, Kirchen besichtigt und bin zur Festung Hohensalzburg hinaufgestiegen, um die Stadt an der Salzach von oben zu sehen. Es war ein erhabenes Gefühl auf dieser mächtigen Festung zu stehen, die vom 12. bis zum 14. Jahrhundert durch die Anlage des äußeren Befestigungsringes schon weitgehend die heutige Ausdehnung der Burg festgelegt hatte. Etwa zu dieser Zeit hatte Herzog Ludwig IV., seit 1314 deutscher König und seit 1328 auch römisch-deutscher Kaiser, München zu seiner Residenz gemacht und durch einen neuen Mauerring erheblich erweitert. Im selben Jahr wurden die Salzburger Erzbischöfe zu Fürsten des Heiligen Römischen Reiches, ab 1350 mit dem Titel Fürst-erzbischof. Zum Gebiet des Erzbistums gehörte bis 1803 auch das Bistum von München und Freising.



Das hatte ich bereits in Dillingen bei Pater Ludwig gelernt. Nun konnte ich das in einem Reiseführer nachlesen, den ich am Schalter für Touristeninformation im Bahnhof für fünf Schilling kaufen konnte. In einer Konditorei fand ich zwei hübsch verpackte kleine Geschenkkartons mit Mozartkugeln für dreißig Schilling. Von Salzburg nach München sind es knapp 150 Kilometer. Von München nach Augsburg sind es 80 km, nach



Nürnberg 165 km. Der Wohlstand und Einfluss des Erzstifts Salzburg gründete auf Produktion, Transport und Handel des Salzes aus Hallein. Das Salz aus Hallein konnte über Salzach und Inn über Wasser und zu Lande über Innbrücken in die Handelszentren im Westen geliefert werden. Über Salzach und Inn hatten die

Fürsterzbischöfe auch Zugang zu den Handelsplätzen Wien, Belgrad und Budapest an der Donau und zum Schwarzen Meer.

An der Grenze zu Oberbayern in Freilassing fand die Zoll- und Passkontrolle durch uniformierte Beamte des Bundesgrenzschutzes statt. Sie durchblättern die Pässe der Passagiere in den Abteilen, musterten die Anwesenden und fragten nach zollpflichtigen Waren im Gepäck bevor sie Datum und Ort der Einreise auf eine der Seiten ihrer Pässe stempelten. Die Landschaft hatte sich nicht verändert, dennoch hielt ich mich in einem anderen Land auf. Laut Kalender bin ich um 17.20 in den Zug nach München gestiegen und etwa um halb acht dort angekommen. Warum ich dort auch noch ins Aki (Aktualitäten Kino) im Hauptbahnhof gegangen bin, weiß ich so wenig wie den Titel des Films, dem ich nicht widerstehen konnte. Die Ankunftszeit in Hohenpeißenberg ist jedoch vermerkt $\frac{3}{4}$ 22 Uhr. Das war der letzte Zug aus Weilheim. Die Woche von Sonntag, 5. August bis Samstag 11. August begann mit diesem Kalenderspruch:

„O Herr in der Höhe, dessen Jugend unsterblich ist,
du Herrscher dort oben, erhalte meinen Leib und
meine Glieder schön, lass alles erfüllt werden mit Schönheit!
Navajo-Indianer, Nordamerika, 19. Jh.“

Das lateinische „Mens sana in corpore sano“ auf Indianisch. Fritzi hatte im Beipackzettel seines Expanders ein neues englisches Wort gefunden, das er gerne benutzte „Body building“. Ich sah keinen Anlass meinen Körper in eine Gebirgslandschaft aus aufgepumpten Muskeln zu verwandeln. Er war ein Großmaul, aber er sah gut aus. Für das Foto unten hat er sich richtig in Pose gesetzt: Raumfüllend mit abstehenden Ellenbogen, gerader Haltung, den Kopf nur wenig nach vorne geneigt, Brauen und Augenlider unter Kontrolle, den Blick entschlossen auf das Gegenüber gerichtet. Am 3. August war sein Geburtstag, aber ich war in Ladendorf. Er war jetzt achtzehn Jahre alt. Rechts neben Fritzi sitzt Birgit Andersen aus Kopenhagen, Ellenbogen an Ellenbogen mit ihm. Die Dame mit Sonnenbrille und Katze war Lilo Kunze, eine Freundin von Mutti. Sie war alleinstehend, hatte keine Kinder und arbeitete für den Rundfunk in Hamburg. Alle sind sorgfältig frisiert.



Warum Fritzi, an einem warmen Sonntagnachmittag im August mit Jackett, Schlips und weißem Hemd am Kaffeetisch sitzt, steht nicht im Kalender. Vielleicht ein Geschenk seines belgischen Freundes oder eine Kleiderspende aus Opladen? Oder ist es vielleicht der Anzug, der im Kalender Ende Mai in dem Ausflug mit Onkel Kreppel nach München zum Kleiderkaufen erwähnt wird, der nicht meiner war, weil ich damals noch keinen Anzug brauchte. Fritzi war 28 Monate älter als ich, aber wir waren nur durch eine Klasse getrennt. Wäre ich nicht sitzen geblieben, wäre ich jetzt in der sechsten Klasse und noch näher an ihm in der siebten Klasse. Als er aus dem Rheinland nach Bayern kam, wo nicht im Frühling, sondern im Herbst eingeschult

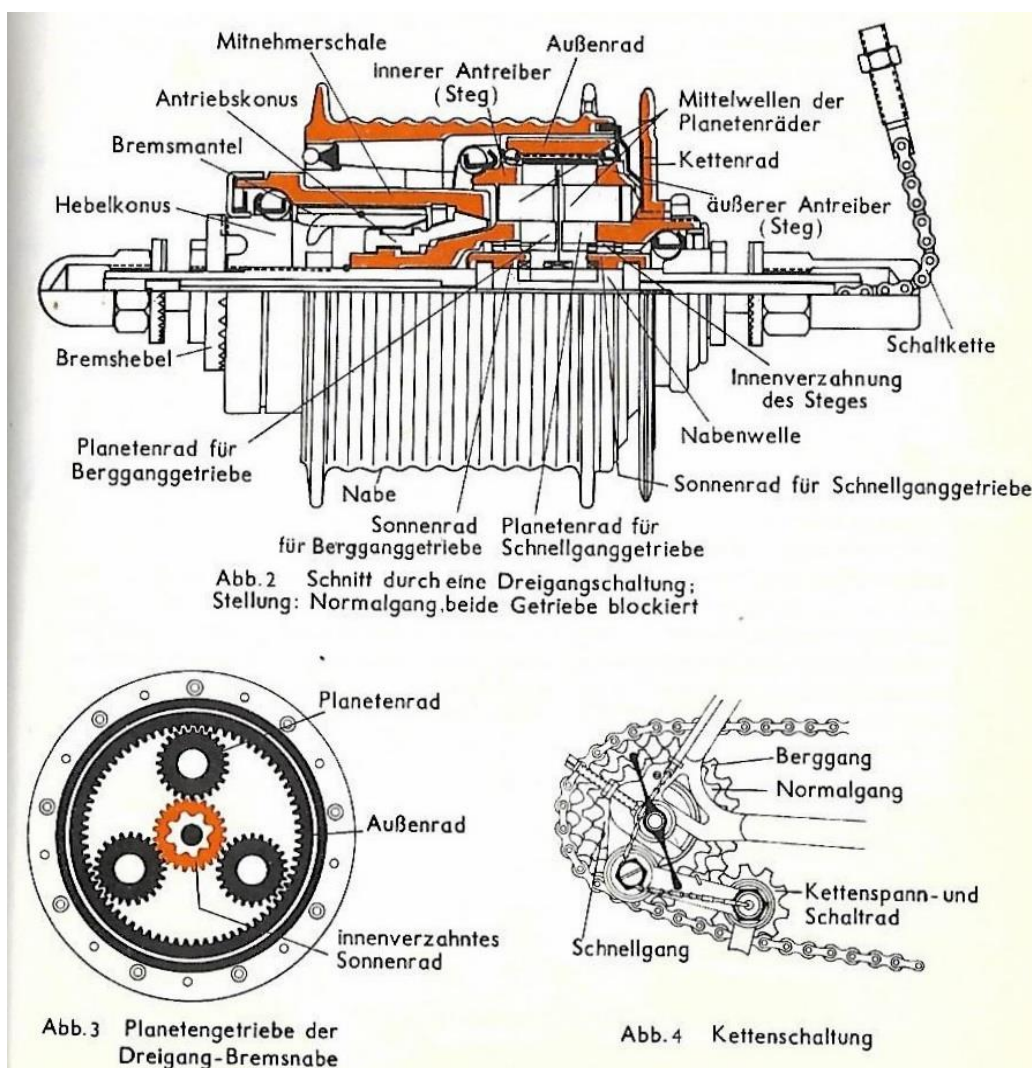
wurde, hat er ein halbes Jahr verloren, sonst wäre er in der achten Klasse. Er war nicht sitzen geblieben, kein Streber, sondern hatte stabile Noten in der Mitte. Er musste sich nicht mit alten Sprachen quälen.

Ich vermisste Oma an ihrem Platz und als ich Mutti fragte, ob sie bei Onkel Hayo sei, antwortete sie, dass sie Oma, als ich in Ladendorf war, in ein Krankenhaus bringen mussten. Dort sei sie jetzt unter ärztlicher Aufsicht. In Weilheim? Nein in München. Und warum? Wegen der Gehirnverkalkung? Ja, sie kann sich an nichts mehr erinnern weder an Menschen noch an Essen. Sie braucht dauernde Pflege und ist sehr störrisch. Kann ich sie besuchen? Sie wird dich nicht erkennen. Sie wollte mir das nicht sagen, als ich bei Max und Podone war. Sie sah es meinem Gesicht an, dass ich zutiefst gerührt anfangen wollte zu flennen und tröstete mich: „Kopf hoch, es geht weiter. Außerdem: es ist nicht erblich.“ Dann hatte sie zwei kleine Überraschungen für mich. Es war noch ein ganzer Monat Ferien übrig. Sie hatte vom Gärtner Hutterer in Peißenberg gehört, dass der für nächste Woche eine Aushilfe im Garten sucht: von sechs Uhr morgens bis fünf Uhr abends. Stundenlohn: eine Mark in bar, also zehn pro Tag, Samstag nur bis Mittag. Ich sollte mich Morgen aufmachen und bei Herrn Hutterer vorstellen. Dann holte sie mein Sparbuch, das sie in einer verschließbaren Schublade der Kommode in ihrem Schlafzimmer aufbewahrte, hervor. Ich hatte fast hundertsechzig Mark angespart. Sie bot an noch zwanzig Mark dazu zu geben, wenn ich dafür die Heuernte vom Haus bis zum Steilhang am Monatsende übernehme. Dann könnte ich in den nächsten Tagen mit Onkel Kreppel nach Weilheim fahren, um beim Fahrradgeschäft Kreitmeier in der Pöltnerstrasse eines auszusuchen und zu kaufen. Damit wäre es dann auch leichter, nach der Arbeit in der Gärtnerei in Peißenberg, wieder bergauf nach Hause zu strampeln. Sie ließ keinen Raum für Verhandlungen. Sie gab keine Befehle, sondern machte Vorschläge, die man schlecht wiederlegen konnte. Selbst wenn ich es versuchte, würde sie das Sparbuch zurück in die Schublade legen, sie verschließen und sagen: „Du kannst ja nochmal darüber nachdenken.“ Es klang aber plausibel und so geschah, was sie vorgeschlagen hatte. Am Montag fuhr ich mit meinem alten Rad um neun Uhr nach Peißenberg zur Gärtnerei, um zu erfahren, dass ich Herrn Hutterer erst nach dem Mittagessen sprechen könne. Er sei außer Haus, aber nachmittags zurück. Also strampelte ich zum Mittagessen nach Hause und kam nachmittags wieder. Diesmal war er da und als er sah, dass ich ein kräftiger Kerl war, bestellte er mich für nächste Woche am Montag, den 13. August um sechs Uhr in der Gärtnerei als Aushilfe ein. Am Dienstag war schlechtes Wetter. Am Mittwoch klarte es auf und Onkel Kreppel



brachte mich, vielleicht weil er sich von Mutter übergangen fühlte, etwas mürrisch zum Fahrradladen nach Weilheim. Er fand fast alle Fahrräder zu teuer und hielt eine Gangschaltung für überflüssigen Luxus. Als er vor zehn Jahren mit seinem Fahrrad über den Brenner nach Rom und zurück geradelt war, hatte er auch keine Gangschaltung. Als ich eins gefunden hatte, das ich mit den zusätzlichen zwanzig Mark von Mutti auch bezahlen konnte, fand er 178 Mark natürlich auch nicht preiswert. Es war sogar noch teurer, aber weil ich bar bezahlte bekam ich 3% Skonto. Das Rad wurde aber ohne Ständer geliefert. Den musste ich selbst dazu

kaufen und montieren. Die Lampe war verpackt, auch sie und den Dynamo musste ich selbst montieren. Dennoch, es war ein solides und leichtes Rad, das man auch über der Schulter tragen konnte, wenn es nötig war. Die Dreigangschaltung wechselte zuverlässig die Kette zwischen Berggang, Normal und Schnellgang. Die Backenbremsen an den Radfelgen aus aufgerautem Chrome brachten das drehende Rad mit festem Griff ohne große Verzögerung zum Stillstand. Der Freilauf sorgte dafür, dass sich das Pedal nicht automatisch in Drehrichtung des hinteren Laufrades mit drehte, wenn sich dieses bewegte. Er entkoppelte die Verbindung zwischen Hinterradnabe, Kette, Ritzel und Pedale. Dann hörte man einen surrenden Ton, der erst verschwand, wenn die Verbindung wieder hergestellt wurde. Oder so ähnlich. Ich mochte Technik, aber bereits Spielzeug zu reparieren fiel mir schwer.



Die Mechanik einer Dreigangkettenschaltung konnte ich nachvollziehen, das Planetengetriebe der Dreigang-Bremsnabe ist mir verständlich. Der Schnitt durch eine Dreigangnabenschaltung überforderte mich. Der Aufwand an Feinmechanik, die Funktionen und Namen der Einzelteile sind vielfältig und kleinteilig. Das zeigte sich auch am Preis. Eine Kettenschaltung war deutlich günstiger und sah ohne Blechabdeckung der Kette sportlicher aus. Wenn man mit langen Hosen radelte, konnte man ja die Enden der Hosenbeine über dem Knöchel mit einer Hosenklammer enger klemmen.

Am Freitag bin ich vormittags mit meinem neuen Rad zu meinem Schulfreund Gerhard Popp in Peißenberg gefahren und konnte ihn überreden mich mit seinem Rad auf der Jungfernfahrt nach Herrsching zu begleiten. Dort könnten wir uns mit Michael Ehrengut treffen und ihn auf ein Bier nach Kloster Andechs mitnehmen. Er musste nur noch Michael anrufen, dann könnten wir losfahren. Er tat es, Michael freute sich auf unseren Besuch und wir fuhren etwa um zehn Uhr los Richtung Wessobrunn und Raisting, dann nach

Dießen am unteren Ende des Ammersees. Kurz vor Dießen bogen wir ab zum Ostufer Richtung Herrsching. Die Strecke hatte nur wenige kurze steile Abschnitte und wir kamen flott voran. Die Straße führte nah am Ufer des Sees entlang und es gab noch viele unverbaute Abschnitte. Die Luft am Wasser roch anders als die Landluft im Binnenland und die Atmosphäre war lieblicher. Es war ein schöner Tag. Als wir nach Wartaweil kamen, konnten wir um zwölf die Mittagsglocken der Martinskirche mit ihrer welschen Haube auf einem Hügel über Herrsching hören. Da es Sommer war und der Schiffsverkehr auf dem Ammersee bis Mitte Oktober in vollem Gange war, hörten wir auch bald das Tuten der Schiffe, die von Herrsching aus die Anlegestege von acht Gemeinden an seinen Ufern täglich bedienten. Mehrstündige Rundfahrten waren bei den Touristen, aber auch als Klassenfahrten von Schulen beliebt. Am Anlegesteg beim Hotel Seehof wollte Michael uns um 12 Uhr treffen. Als wir an der Mühlfelderstraße ein Hinweisschild des Hotels sahen, bogen wir in die Summerstraße ein und erreichten in wenigen Minuten unser Ziel. Es war zehn nach zwölf. Wir hatten 38 Kilometer in zwei Stunden zurückgelegt und klopfen uns auf die Schultern. Michael wartete bereits am Anlegesteg. Wir setzten uns auf die Terrasse mit Seeblick des Hotels Seehof. Laut Kalender trank ich Weißbier und aß dazu Wurstsalat. Daneben gab es den Eintrag „100 km“. Peißenberg nach Herrsching waren $38 \times 2 = 76$ km plus Hohenpeißenberg nach Peißenberg $2 \times 7 = 14$ km = 90 km. Da habe ich damals wohl etwas aufgerundet oder war so fertig, dass ich nicht mehr rechnen konnte. Am Samstag blieb das neue Fahrrad zu Hause und ich fuhr mit Wölfi und Jörgs blauer DKW Hummel auf dem Sitzplatz hinter Wölfis Rücken mit ihm nach „Peiting zum Baden, dufte Bienen, schön.“ Am Sonntag wurde Jörgs Geburtstag nachgefeiert. „Waren früh beim Beni auf der Terrasse. 16 Uhr große Geburtstagstafel. Haben im Gartenhäuschen geschlafen. Haus voll, 25 Personen.“



Am Montag stieg ich morgens um halb sechs auf mein Rad, schaltete den dritten Gang ein und rauschte mit vollem Pedaleinsatz bergab über die Hauptstraße zum Unterbau, an der Rigi-Alm vorbei in einer steilen Serpentine zur Brücke über den offenen Schacht, in dem die Bahnlinie die Straße unterquerte. Die Straße umrundet anschließend ein Bauernhaus, das neben der Brücke auf einem kleinen Hügel über Straße und Bahnlinie lag, in einem Halbkreis. Nach dieser letzten Kurve passiert man alsbald das Ortsschild und fährt auf der Schongauer Straße durch Siedlungen der Bergwerksgesellschaft aus einstöckigen Einfamilienhäusern mit spitzen Dächern und kleinen Gärten. Nach der Einmündung der Wörther Straße begann links der Schongauer Straße das Werksgelände des Kohlebergwerks der BHS-Bayerische Berg-, Hütten- und Salzwerte AG und die Anlagen erstreckten sich am Fuß des Berges bis zum Bahnhof Peißenberg und darüber hinaus nach Sulz. Den obigen Blick auf das Zentrum der Anlage, den Schacht mit dem Förderturm, hatte ich vom Bahnhof aus bzw. von den Zügen, die rechts vom Gebäude und den Gleisen des Bergwerks auf einem drittem Gleis Richtung Schongau fuhren. Seit Herbst 1960 bin ich an bisher 500 Tagen zweimal an dieser Aussicht vorbeigekommen. 1962 waren im Bergwerk 3.900 Menschen damit beschäftigt eine Millionen Tonnen Pechkohle bis zu einer Schachttiefe von 1150 Metern aus den Flözen der Peißenberger Mulde Berg zu hauen oder zu hobeln und

auf Loren durch Tunnel zur Kohlenwäsche rechts neben dem Förderturm zu befördern. Es waren aber nicht alle unter Tage beschäftigt. Viele arbeiteten in den Werkstätten, die nötig waren, um so einen Betrieb am Laufen zu halten. Zwischen der Schongauer Straße und der Bergwerkstraße waren damals Abraumhalden und Pumpwasserbecken. Etwa fünf bis zehn Meter hoch und mit Grünzeug bepflanzt. Über die Straße führten auch Röhren und sogar eine Seilbahn mit großen Stahleimern mit denen Abraum über die Straße befördert werden konnte.



Es roch nach faulen Eiern, als ich dort auf dem Rad an der Zufahrt zum Bahnhof vorbei zur Gartenstraße fuhr, die von der Hauptstraße Richtung Weilheim kurz nach dem Bahnhof abbiegt. Die Gewächshäuser, Freiflächen und Wirtschaftsräume und ein Wohnhaus mit Ladenräumen belegten die Fläche zwischen Bahndamm und Bachstraße. Um sechs Uhr morgens im August konnte es bereits recht kühl sein und ich kam



durchgefroren am Zielort an. Herr Hutterer wartete bereits mit großen Weidenkörben, um mit mir durch die noch vom Tau nassen Freibeete zu stapfen und Salat und Gemüse zu ernten. Er sah auf meine braunen Mokassins, schüttelte mit dem Kopf, ging an ein Regal holte ein Paar Gummistiefel raus, stellte sie vor mich, befahl mir, sie anzuziehen und los ging es. Er hatte einen beigen VW-Pritschenwagen. Wir stellten die Körbe auf die Ladefläche, fuhren zu den Gemüsefeldern und gingen mit den Körben in der Hand an die Arbeit. Er schnitt Salat- und Kohlköpfe aller Art ab und reichte sie mir. Ich legte sie in die Henkelkörbe und stellte diese, wenn sie voll waren, auf die Ladefläche. Er zog Rettiche, Kohlrabis, Radieschen, Karotten, Lauch und Sellerie

aus dem Boden, ich schüttelte die Erde ab und legte sie in die Körbe. Nachdem die zehn Körbe voll waren fuhren wir zurück. Dort wurden Rettiche, Karotten und Kohlrabis noch in Bottichen gewaschen, bevor sie im Laden pünktlich ab acht Uhr verkauft werden konnten. Es gab zwei Gewächshäuser. Eines mit Tomaten, Gurken, Frühlingszwiebeln oder Kräutern und das andere mit Blumen und Zierpflanzen. Die Arbeit war nicht anstrengend, aber in den Gewächshäusern wurde es ab Mittag sehr heiß. Es war wie in einem tropischen Garten. Die Luft war feucht und durchnässte Haut, Haare und Kleidung. Ich musste viel Wasser trinken. Als ich abends nach Hause radelte, genoss ich den Fahrtwind, kam aber erschöpft und hungrig an. Mittags hatte ich mir beim Metzger an der Schongauer Straße eine Leberkäsemmel geholt und im Schatten eines Baumes verschlungen. Das ging so mit kleinen Abwechslungen fünf Tage, die mir gutgetan haben. Laut Kalender hat mir Herr Hutterer am Samstag zum Schluss 52 Mark ausbezahlt. Pausen und Mittagszeit galten jedoch nicht als Arbeitszeit. Es war jedoch deutlich mehr als ich in Gut Roggenstein erhalten hatte, aber da lebte ich ja auch sechs Wochen mit freier Kost und Logis. Ich fuhr jedenfalls beschwingt nach Hause, denn jetzt hatte ich ein neues Fahrrad, Geld und Ferien. Die von Nasos waren gekommen und am Nachmittag lud Onkel Dieter seine Nichte Sylvia, Wölfi und mich in die Eisdiele am Marktplatz in Schongau ein. Wölfi, der inzwischen seinen Führerschein gemacht hatte, durfte das Steuer von Dieters Magic Carpet übernehmen.



Am Abend waren wir im Dorfkino und haben uns den Film „Die Schachnovelle“ angeschaut. Curd Jürgens spielte den Rechtsanwalt Basil, der von der Gestapo verhaftet, in einem Hotelzimmer eingesperrt wird und vollständig isoliert von der Außenwelt im Nichts landet. Sein Peiniger versucht ihn damit in die Enge zu treiben und Druck auf ihn zu nehmen, um sein Inneres herauszulocken. Aber er konnte ein Buch verstecken, das er unbeobachtet entwendet hatte: „150 Schach Meisterzüge“. Er war kein Schachspieler, aber in einer Situation, in der er nichts zu lesen hatte als dieses Buch. Er hatte aber weder ein Schachspiel noch Stift oder Papier. Aus Mangel an Beschäftigungsalternativen liest er es trotzdem und lernt die Züge auswendig. Er fertigt Schachfiguren aus Brotresten und spielt damit im Buch dargestellte Schachpartien nach. Doch selbst als sein Gefängniswärter hinter sein Geheimnis kommt und ihm Buch und Figuren wegnimmt, spielt Basil im Geiste Schach gegen sich selbst. Durch die Vermittlung eines Bischoffs kann er auf einem Passagierschiff fliehen. Dort trifft er auf den Schachweltmeister Mirko Czentovic (Mario Adorf), der zu einem Turnier reist und eben dabei ist eine Partie gegen einen amerikanischen Ölmillionär zu gewinnen. Basil schaltet sich ein und kann noch ein Remis für den Millionär herausholen. Der Weltmeister kann die Demütigung nicht ertragen und es kommt zu einem zweiten Spiel, das mit einem Matt des Weltmeisters und den verfolgten Rechtsanwalt zum Sieger macht. Es gibt ein glückliches Ende: Aus Irene, der Freundin des Gestapo Manns und Basil wird ein Paar. Curd Jürgens war damals 45 Jahre alt, ein Jahr jünger als mein Vater.

Am Kurheim gab es zwar ein Schachspiel, aber nur Onkel Kreppel konnte es spielen und von ihm hatte ich einiges über die Figuren, Regeln und Grundbegriffe gelernt, war aber bisher nicht viel weitergekommen als im Erlernen der altgriechischen Sprache. Der Film muss mir gefallen haben, sonst hätte ich nicht „Gut!!“ im Kalender eingetragen. Statt Schachspielen zu lernen war ich in Ferienlaune: Radfahren, Schwimmen,

Federball, Kartenspielen, Weißbiertrinken und der tägliche Konsum mehrerer Zigaretten gehörten zum Ferienalltag. Am 21. August gab es einen Eintrag, über den ich mich wunderte, weil er knapp und gefühlsfrei den ersten Besuch meiner künftigen Heimat im Isartal erwähnt: „¼ 9 aufgestanden, Regen, nachmittags nach Icking, Eis im Café Heiß.“ Ich erinnere mich an diesen Ausflug mit Onkel Kreppel und meinen Brüdern und auch an das Café Heiß in der Marktstraße der Stadt Wolfratshausen, zu dessen Landkreis Icking gehörte und an die schöne Rückfahrt von dort über Münsing und im Abendsonnenschein am Ufer des Starnberger Sees entlang nach Seeshaupt und über Weilheim nach Hohenpeißenberg. Auf dem Grundstück bei Icking, zu dem Onkel Kreppel uns gebracht hatte, standen mächtige Buchen, Sträucher und Büsche und dahinter war dichter Wald. Es lag an einer schmalen Sackstraße, die von der Zellerstraße zu drei Nachbarhäusern führte. Da vor „unserem Grundstück“, ein weiteres Grundstück direkt an der Zeller Straße lag, wäre sie die einzige Zufahrt zum neuen Haus. Die Nachbarn wollten ihre Sackstraße aber nicht teilen und so musste als erstes eine etwa 100 Meter Zufahrtstraße zum Grundstück gebaut werden. Onkel Kreppel war zuversichtlich, dass Verkauf, Straßenbau und Räumung bis zum Spätherbst abgeschlossen werden können. Ein Jahr später sollte dann der Neubau bezugsbereit sein und drei Brüder das neue Schuljahr in Icking beginnen. Auch für Wölfi war es eine gute Nachricht. Er wollte nach dem Wehrdienst in München eine Ausbildung an der privaten Blocherer Schule für Grafik und Design in Schwabing beginnen. Von Icking konnte man mit der Isartalbahn in vierzig Minuten nach München fahren.

Am Tag darauf düste ich „mit Emmi auf Kreidler Florett nach Peißenberg und Peiting“. Am Donnerstag war ich „mit Sylvia, Wölfi und Onkel Kreppel in München auf einer Kandinsky Ausstellung, Eis in Starnberg, Fischküche, Hemd gekauft“. Am Samstag: „Bin zu Nasos nach Augsburg gefahren, mit Wölfi und Onkel Dieter wegen Perlach Turm, Schützenhalle, Weißbier, Film: Kalamitäten, Käse.“ Sonntag, 26. August: „Mit Alex vormittags spazieren, nachmittags Stadion, Schwaben Augsburg-VfR Mannheim, danach in Ernest's Bar, Weizen 1,50, Siegfried Grau getroffen.“

Montag: „¼ 10 aufgestanden, vormittags bei Hannelore und Hans Kreppel, Musik Durner, nachmittags Schützenhalle, Weizen, abends 10 Uhr zurück.“ Die Schützenhalle lag in der Wintergasse, die parallel zur Maximiliansstraße in Augsburg Mitte nahe dem Perlach verläuft. Hans Kreppel war ein Cousin von Onkel Kreppel. Hans Vater hatte die Erbin von Musik Durner am Rathausplatz geheiratet. Er war auch Lehrer an der Napola in Feldafing und hatte dafür gesorgt, dass Onkel Kreppel dort 1936 als Oberschüler aufgenommen wurde. Hans hatte seinen Onkel Otto Kreppel vor ein paar Monaten besucht und weil sonst niemand da war, sollte ich ihn auf den Berg begleiten. Das tat ich gerne, aber als wir oben an der Kirche ankamen und auf die Berge guckten holte ich eine Schachtel amerikanische Winston aus Fritzis Beständen aus meiner Jacke und bot ihm eine an. Er sprang zurück wie der Teufel vor dem Weihwasser. „Nein. Ich rauche nicht und halte es für falsch es zu tun.“ Er nahm wieder Haltung an und erstarrte maskenhaft. Ich fand damals nicht nur seine



Frisur mit bis zu den Ohren kurzgeschorenem Haar wie Heinrich Himmler schrecklich, sondern auch seine Nickelbrille und die Art wie er mit großem Bedacht nach Wörtern suchte, obwohl wir fast gleichalt waren. Er sprach ein geschraubtes Hochdeutsch, als ob er seine Herkunft aus Schwaben verstecken wollte. Ich hab ihn trotzdem im Musikhaus seiner Eltern besucht. Das Treffen war steif und kurz. Seine Eltern waren von meinem unangemeldeten Besuch zur Geschäftszeit überrascht und taten alles, um ihn möglichst schnell und unauffällig zu beenden. Ich war nicht überrascht, möglicherweise hatte ich auch schon Bier getrunken und

geraucht oder roch noch nach Rauch. Es war jedenfalls der falsche Zeitpunkt am falschen Ort, denn dieses wunderschöne altmodische Musikgeschäft war blitzsauber und rauchfrei. Es duftete nicht nach Lilien, aber fast so. Ich sah es am Gesicht des Cousins. Er sah mich an, als hätte ich eine brennende Zigarette in der Hand. Wir wechselten ein paar freundliche Sätze, oder tauschten, wie Fritzi sagen würde, Floskeln aus. Er führte mich dennoch kurz durch die Abteilungen des Hauses, war aber unter Zeitdruck und verabschiedete sich mit guten Wünschen zur Rückreise und Grüßen an Onkel Kreppel und meine Mutter.

Die folgenden Tage waren durchgehend regenfrei und leicht über 20 Grad. Die Kalendereinträge lauten: „Heu gearbeitet, gelesen“. Einmal steht „Heu gearbeitet, Zahnarzt.“ Am Freitag: „Heu gewendet, vor der Küche Unkraut aufgehäuft, Federball, bis zehn nachts mit Emmi im Sommerhäusel, zu Hause geschlafen.“ Samstag: „Vormittag Heu eingefahren, Nachmittag umgezogen Zi. 4.“ Das Heu wurde nicht mehr wie auf dem Foto vom Hang hinter dem Haus aus den vierziger Jahren mit dem Pferdewagen eingefahren, sondern mit dem Motormäher in der Rolle des Pferdes und einem leichten Anhänger mit zwei Gummirädern und zwei Quadratmetern Ladefläche. Aber zwischen Schnitt und Einfuhr wurde noch alles per Hand gemacht. Etwa die Mahd zu Reihen rechnen oder auf Heumanderl hängen und dann drei bis vier Tage lang jeden Mittag aufschütteln und wenden bis es trocken ist und zusammengereicht werden kann. Mit dem Grummet ging das leichter als mit der Erstmahd, wenn die Gräser höher und fester waren und weil im August das Wetter meist stabil war. An keinem Tag stand der Vermerk „schön“, der Temperaturen von über 25 Grad angezeigt hätte. Aber da zwischen Schnitt und Einfuhr vier Tage lagen, hatte es also nicht oder nur wenig geregnet.



Am Sonntag erwachte ich endlich wieder in einem Zimmer mit Alpenblick und Einzelbett, Waschbecken, Kleiderschrank, Kommode und einem Tisch mit Stuhl unter dem Fenster der Dachgaube. Wenn ich an ihm saß und mich reckte, konnte ich noch die Gipfel der Alpen sehen. Den Panoramablick gab es nur im Stehen. Inzwischen war ich so groß, dass ich meine Ellenbogen auf das Fensterbrett legen und damit abstützen konnte. Es war der letzte Sonntag in den Ferien und ich war „bis zur Predigt in der Kirche, habe gesonnt, Schafkopf und Federball gespielt und bin früh ins Bett.“ Ich bereitete mich wohl für den ersten Tag des neuen Schuljahrs vor, denn am Montag hatte ich sogar „vormittags gebügelt, Rad geputzt“. Irgendwann muss ich eine Monatskarte für September gekauft haben, denn am Dienstag fuhr ich um „ $\frac{1}{2}$ 10 nach Weilheim, $\frac{1}{2}$ Stunde Schule, dann Bachbräu Weizen, per Anhalter heim, geschlafen. Lehrer: Bader, Hilmar, Loos, Spanagel, Windele, Fleischmann.“ Mittwoch „Kirche, dann frei, gelesen, gefaulenzt, Film: Der Hund von Baskerville“ Donnerstag bis „ $\frac{1}{2}$ 10 Schule, Personalien, Verlesungen, Umzug Neubau Oktober“ Freitag „Bücher gekriegt, Vormittag Papier geholt, Nachmittag eingebunden, mit Birgit geschäkert, bei Eberhards Bücher geholt, Canasta gespielt“. Samstag „2 Stunden, 1 ausgefallen, Wind, Regen, geschlafen, gelesen“. Sonntag: „Prozession, Oma liegt im Sterben, Federball, schön, heiß“. Montag: „Bis $\frac{1}{2}$ 10 Schule, schön, heiß geschlafen, gelesen, Oma gestorben R.I.P.“ Daneben habe ich ein Kreuz gezeichnet. Die Nachricht erreichte uns im Esszimmer, wo sich alle zum Abendessen versammelt hatten, und dabei waren es einzunehmen. Da

hörten wir das Läuten des Telefons am Haupteingang neben der Tür zu Omas Wohnung. Mutti schickte nicht wie üblich jemanden, um das Gespräch anzunehmen, sondern erhob sich und eilte zum Telefon. Als sie zurückgekehrt war und die Nachricht verkündet hatte, herrschte Schweigen, bis Onkel Kreppel sich erhob. Er begann mit Worten des Beileids für meine Mutter wie für Onkel Hayo und des Bedauerns, dass sie nun nicht mit uns nach Icking umziehen konnte. Es fiel mir schwer ihm zuzuhören. Ich sah Oma vor mir wie auf einem Foto, das jemand von ihr vor zwei Monaten aufgenommen hatte, bevor sie das Kurheim für immer verließ.



Sie war für immer fort von diesem Ort ihrer Erinnerung, der auch nur ein vorübergehender war, wie all die vorigen Orte, an denen sie gelebt hatte und die Spuren in ihrer Erinnerung hinterlassen hatten und wie Luftschlösser an Halteleinen in den Wolken über ihr schwebten. Noch erinnerte mich das Haus und seine Einrichtung an sie und auch die Malven, die sie pflanzen ließ und auf dem Foto hinter ihr zu sehen sind, erinnerten noch an sie. Wenn wir umziehen, werden auch die verblassen und zu Luftschlössern. Ich war melancholisch, wie Mutti ihre Wehmut nannte und war froh, dass am nächsten Tag kein Schultag und Unterricht war, sondern ein Wandertag. Meine Klasse 5 B machte sich unter Leitung von Frau Professor Bader auf den Weg zum Eibenwald bei Paterzell nahe Kloster Wessobrunn. Vor Betreten des Waldes wurden wir informiert und gewarnt mit den Bäumen in Kontakt zu kommen. Es folgte eine Biologiestunde im Wald.



„Die Eibe ist die älteste Baumart Europas und verträgt den meisten Schatten. Sie ist äußerst robust und der einzige giftige Nadelbaum. Eine geringe Menge an Eibennadeln kann bereits ein Pferd töten! Beim Spaziergang im Eibenwald fällt auch auf, dass in einem Radius von 1–2 Metern um den Stamm herum oft keine Gräser oder Büsche wachsen. Beim Eibenwald Paterzell handelte es sich um einen Wald mit vielen Eiben. In dem fast neunzig Hektar großen Naturschutzgebiet stehen fast zweitausend Eiben. Das Gebiet zwischen dem hohen Moränenzug von Wessobrunn und dem Schotterdelta von Raisting nördlich von

Weilheim wurde in der Rückzugsphase der Würm-Hochglazialzeit durch einen Gletscherbach, der von Peißenberg über Zellsee zum Ammersee-Becken strömte, aufgeschüttet. Indem kaltes kalkhaltiges Grundwasser aus dem Boden sickerte und sich dabei Kalk in fester Form absetzte, entstand dort in den letzten 10.000 Jahren ein holozänes Kalktuffvorkommen. Dieser Kalkstein bildet meterdicke Schichten, über dem sich nur ein flachgründiger Boden entwickeln konnte. Auf solchen Böden wächst die Eibe besser als die meisten anderen Baumarten und wird insbesondere von der Buche weniger bedrängt als auf anderen Standorten. Die geologische Besonderheit des Standorts ist also ein Grund dafür, dass ein so hoher Eibenanteil im Wald erhalten geblieben ist.“

Das Wetter war „schön“ und blieb es. Auch am Tag der Einäscherung im Krematorium des Ostfriedhofs in München auf dem rechten Ufer der Isar in Giesing. Am Donnerstag fuhr ich mit Onkel Kreppel, Mutti, Klaus und Fritzi zum Ostfriedhof, der um 1900 zum Großfriedhof für die neuen Stadtteile im Südosten ausgebaut wurde. Unter der großen Kuppel befand sich die Aussegnungshalle, unter den Bäumen die Gräberfelder.



Die Anlage umfasste über 30 Hektar Gesamtfläche mit rund 34.700 Grabplätzen. Das Krematorium lag jedoch nicht in oder an diesem Gebäude. Es wurde erst 1929 gebaut, nachdem die katholische Kirche, die die Verbrennung nicht fördern wollte, nachgegeben hatte. Ich wusste nicht, warum Verbrennung die Wiederauferstehung der Toten beeinträchtigen sollte. Es liegt nun am anderen Ende des Geländes an der



Bahnlinie, die den Friedhof begrenzt. Dort gab es auch Parkplätze, auf denen Onkel Hayo mit Familie aus Murnau und Herr Wünning mit Frau sowie Frau Eberhard und zwei ihrer Töchter ihre Wagen geparkt hatten. Sie warteten nun gegenüber dem Eingang auf uns. Darunter waren auch Wölfi und Jörg. Ich hatte wie die anderen Brüder schulfrei, sie hatten dienstfrei. Nachdem der schwarze Leichenwagen des Bestattungsunternehmens den Sarg vom Krankenhaus überführt hatte, wurde er im Krematorium aufgebahrt und die Trauergemeinde suchte ihre Plätze auf. Die Familienmitglieder der Verschiedenen, auch „Hauptleid-

tragende“ genannt, saßen in der ersten Reihe der Stühle mit Blick auf den aufgebahrten Sarg, dessen Deckel nicht geöffnet, sondern verschlossen war, so als ob er nach der Zeremonie direkt in die Ofentür des Verbrennungsofens geschoben würde. Ich weiß nicht, ob das geschah, aber ich habe es so in Erinnerung.

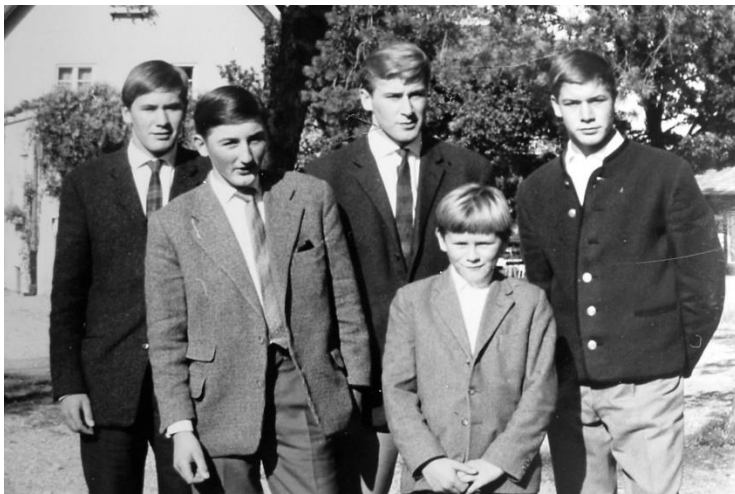
Jedenfalls hat mir Onkel Hayo, als wir in der ersten Reihe Platz genommen hatten und ich ihn nach der Dauer des Verbrennungsvorganges fragte, in gewohnt präziser Klarheit geantwortet: „Die Temperatur im Verbrennungsofen beträgt zunächst rund 900 Grad Celsius und wird im Verlauf der Einäscherung auf 1.200 Grad erhöht. Dadurch ist gewährleistet, dass alle brennbaren Substanzen eingeäschert werden. Der Kremationsprozess selbst dauert zwischen 50 und 90 Minuten. Aber solange bleiben wir nicht. Die Zeremonie endet, wenn der Sarg in der Brennkammer angekommen ist, der Ofen verschlossen und das Schlusswort gesprochen wurde.“

An das Schlusswort kann ich mich nicht mehr erinnern, wohl aber an das Wunder vom Feuerofen, in den König Nebukadnezar drei Jünglinge werfen ließ, die, statt zu verglühen zu tanzen begannen. Als sie glühenden Ofen verließen, war kein Haar auf ihrem Kopf versengt, ihre Mäntel waren unversehrt und nicht einmal Brandgeruch haftete ihnen an. Damit konnte ich meinen Onkel nicht belästigen. Er würde antworten: „Das ist Unsinn. Ein erwachsener menschlicher Körper besteht zu siebzig Prozent aus Wasser. Das ist schnell verdunstet. Vom Rest verbleiben zwei Hand voll Staub mit ein paar Knochensplittern. Damit wird der Mensch wieder zu dem, aus dem er erschaffen wurde.“ Es war jedenfalls Oma's Wunsch, verbrannt zu werden und, dass die Urne im Grab ihrer Familie Secher bei Kopenhagen beigesetzt wird. Das hat der dänische Teil der Familie alles übernommen und organisiert. Mutti zeigte mir eine Postkarte der Kirche auf deren Friedhof sich das Grab der Assens/Secher befindet. Es war 1000 km entfernt.



Zwei Tage nach dem Tag auf dem Ostfriedhof gab es einen Eintrag im Kalender: „Bis 12 Schule, dann mit Fritz zu Papu im Bräuwaschl, 1 Pils, Essen: Omelettsuppe, Wiener Schnitzel, gemischter Salat, Eis, 20 M, mit Papu im Taunus heimgefahren.“ Das heißt also, dass unser Vater, seitdem der den Berg 1953 verlassen hat, zum zweiten Mal gekommen war, um mich zu sehen. Er kam vor einem Jahr im Frühsommer zum ersten Mal. Da ich damals noch keinen Kalender führte, weiß ich nicht mehr, wann sein Besuch stattfand. Aber ich erinnere mich daran, dass uns Mutti im Frühsommer darauf vorbereitete und besonders dafür sorgte, dass wir das Haus in Festtagskleidung verließen. Wir mussten die Bergstraße hinab bis zum Bräu zur Hauptstraße laufen, weil Papu uns nicht vom Haus abholen wollte oder sollte. Es war ein sonniger Vormittag und er hat uns dort mit einem schwarzen Mercedes, wie der vom Sparkassendirektor aus Augsburg, erwartet. Er trug auch einen feinen Schlips und einen zweireihigen dunklen Anzug wie ein Sparkassendirektor. Wir waren zu sechst und mussten uns ganz schön dünn machen, um darin Platz zu finden und mit ihm über Schongau an den Lech in Richtung Landsberg zu fahren. Auf halbem Weg stoppte Papu den Wagen an einem Lokal mit Blick auf den Lech, der dort aufgestaut und breit durch sattes Grün vorbeifloß. Nach dem Parken ging er voran, er hatte vorgebucht und steuerte uns zielstrebig zu einem Tisch auf der Aussichtsterrasse, auf dem ein Schild „Reserviert“ stand. Er schien das Restaurant zu kennen, denn das Personal nannte ihn beim Namen. Von Mutti hatte ich gehört, dass er seit einiger Zeit seinen Urlaub in einem Ferienhaus in Pfronten nahe der österreichischen Grenze verbrachte. Aber sie hatte uns gewarnt ihm Fragen zu stellen und auf

Fragen von seiner Seite mit aller Vorsicht zu antworten, was so viel hieß wie am besten mit „ja, nein oder weiß ich nicht“ zu antworten. Fritz und Jörg kannten ihn besser, sie hatten ja bei ihm gelebt. Ich hatte ihn neun Jahre nicht gesehen und er mich auch nicht. Wir haben nie miteinander telefoniert, aber wir haben uns Postkarten geschrieben. Außerdem trug er zu unserem Unterhalt bei und das war der Grund, warum Mutti so zur Vorsicht mahnte: Sie musste seinen Unterhalt von ihm einklagen, weil er sein Einkommen klein rechnete. Aber davon war bei diesem Mittagessen nichts zu merken. Es war gut und reichlich und er stellte keine Fragen, die ich nicht beantworten konnte. Im Gegenteil er mochte gutes Essen und Geselligkeit. Er war jedenfalls kein Miesepeter und schien erleichtert, dass ich nicht mehr „Pfaffe“ werden wollte. Dass ich mich mit antiken Sprachen plagen musste, hielt er jedoch für keinen Nachteil, weil die Mühe später den Zugang zur Universität erleichtern würde. Als wir nach dem Essen zurück zum Auto gingen, machte er ein Foto von uns. Zum Abschied drückte er mir einen zwanzig Markschein in die Hand.



Als wir uns ein Jahr später im Gasthaus zum Bräuastl trafen, brachte er Abzüge des Fotos von den Lechterrassen mit. Er überreichte Fritz ein Kuvert mit fünf Kopien. Jetzt wusste ich auch, warum Mutti uns damals in Festtagskleidung gesteckt hatte. Papu sollte stolz sein können auf seine Jungs und das war er wohl, sonst säße er jetzt nicht mit Fritz und mir im Bräuastl. Er hatte wohl per Post eine Todesanzeige von Omas Ableben erhalten, aber unter der Woche war er in Opladen bei Köln und konnte nicht an der Beisetzung teilnehmen. Er hat Fritz und mich nach dem Essen in einem Ford Taunus nach Hohenpeißenberg bis zur Zufahrtstraße des Kurheims gebracht. Dort hat er das andere Foto oben von mir gemacht und später zugeschickt. Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen. Aber das wusste ich damals nicht, aber ich hatte eine Vorahnung, dass es so kommen könnte.

An den folgenden Tagen steht etwas im Kalender, was bisher nicht vorkam: Zwei Wörter „keine Vorkommnisse“. Nicht einmal das Wetter findet Erwähnung, nur die Zahl der gerauchten Zigaretten zwischen 2 und 10. Erst am 22. September gibt es wieder ein Vorkommnis: „Mit Bus nach Weilheim, mit Heribert und Vater nach Herrsching, mit Heribert, Michael Ehrengut und Vater zum Oktoberfest München., hat Brathuhn, Bier, Brezel, Semmel bezahlt, war pfundig, hab 6,20 M verjubelt.“

Anfang Oktober fand ich Zeit für meine Briefmarkensammlung und habe Marken im Wasser abgelöst, auf Löschpapier getrocknet und mit der Pinzette in Alben einsortiert. Die Sammlung hatte ich in Dillingen begonnen. Im Kaufhaus in der Marktstraße gab es Pakete mit 100, 200 oder gar 500 Briefmarken, die noch auf Papier klebten. In Weilheim gab es sogar ein Briefmarkengeschäft, das solche Pakete anbot, aber auch Briefmarken zu Preisen nahe denen des Michel-Katalogs ankaufte. Die fanden sich nicht in diesen Paketen, aber in den Alben, die Onkel Kreppel von seinem Vater geerbt hatte und in einer Schublade seines Schreibtisches lagerte. Er war oft in München und ich hatte Zeit sie anzusehen. Die Sammlung umfasste Briefmarken aus Bayern und dem Deutschen Reich. Viele Sondermarken des 3. Reiches brachten bis zu zehn Mark. Ich selbst sammelte nicht nach Wert, aber wartete auf einen Glücksfund. Aber gelegentlich konnte ich mein Taschengeld durch den Verkauf von Marken mit Hakenkreuz drauf etwas aufbessern.

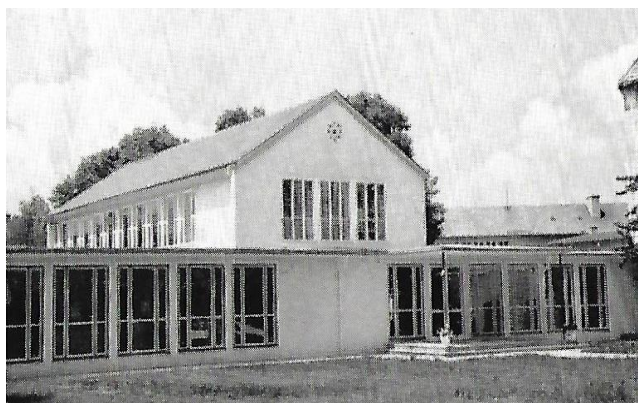
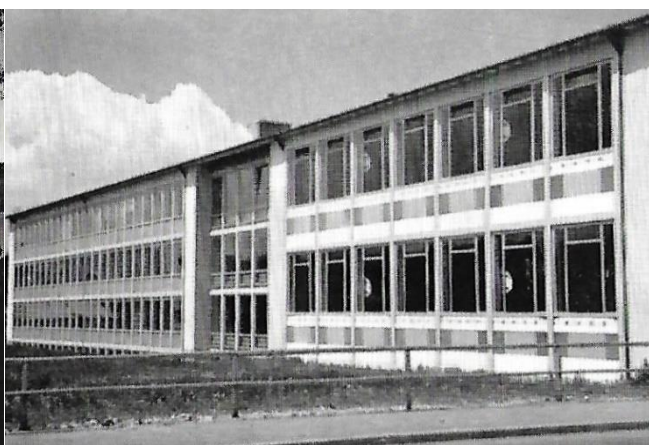
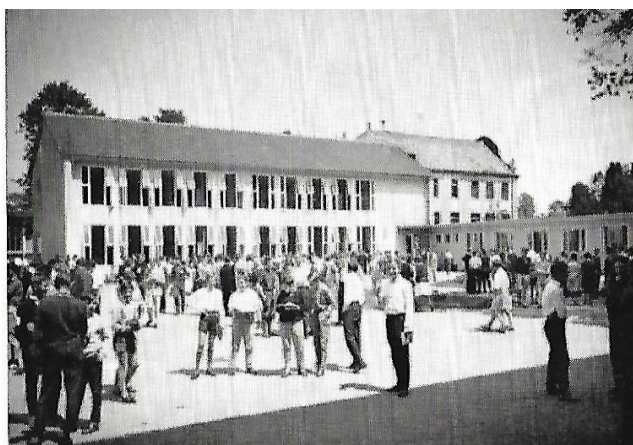
Am 18. Oktober findet sich ein Eintrag, der nicht alltäglich war: „Umzug in den Neubau Zi. 22, toll!“ Wir konnten endlich unser Klassenzimmer im ersten Stock des alten Schulgebäudes aus Königs Zeiten mit Fenstern zur Olympiastraße und wachsendem Verkehrslärm endlich verlassen und umziehen.

Unser Neubau

Was jahrelang erhofft und ersehnt worden war, was Pessimisten als unmöglich bezeichnet hatten, in diesem Schuljahr ist es Wirklichkeit geworden, die Oberrealschule mit Gymnasium kennt keinen Schichtunterricht, keine Raumnot mehr. Der Unterricht, in dumpfen Kellerräumen, in einer Schulbaracke, in kleinen, dunklen Zimmern, die Nachmittagsschicht – all das gehört der Vergangenheit an. Wer heute die hellen, freundlichen Unterrichtssäle betritt, die breiten, luftigen Gänge, die großzügigen Pausenhallen, den gepflegten Schulhof sieht, einen staunenden und bewundernden Blick in die beiden modernen Turnhallen wirft, dem scheint es fast, als sei es schon immer so gewesen, als sei die Zeit vorher nur ein Spuk, ein böser Traum. So ist es vielleicht doch gut, sich nochmals die wesentlichsten Daten kurz ins Gedächtnis zu rufen:

1. 7. 1960 Antrag auf Erstellung eines Raumprogramms, welches die Stadtverwaltung am 1. 8. 1960 erhielt; sodann Planungsbeginn durch das Stadtbauamt. Planungsge-
 nehmigung durch den Stadtrat am 27. 10. 60, Baubeschluß 20. 4. 61, Baubeginn
 3. 7. 61, Richtfest 14. 12. 61, Teilbezug des Gebäudes 18. 10. 62 und Einweihungsfeier
 am 26. 10. 62.

Geschaffen wurden 2 Turnhallen mit Nebenräumen, 22 Klaßzimmer, 2 Lehrerzimmer,
 2 Musiksäle und verschiedene Räume für Büchereien usw. Bei 26 000 cbm umbautem
 Raum entstanden Baukosten in Höhe von rund 2,4 Millionen DM, davon werden
 400 000 DM durch die Spenden der Elternschaft finanziert, der für diese einzigartige
 Opferbereitschaft herzlicher Dank gebührt.



Bevor aber die Einweihungsfeier am 26. Oktober stattfand, ereignete sich in der Ferne, in der Nähe der USA auf der Insel Kuba im Golf von Mexico. Vor einem Jahr hatte dort eine kleine Truppe bärtiger Revolutionäre seines Alters, den korrupten Diktator Batista und seine Clique aus dem Land gejagt, die Hotels, Casinos und Bordelle der USA in Havanna dicht gemacht und verstaatlichte. Das hatte damals sogar Onkel Kreppel

beeindruckt. Er trug ja selber einmal so einen Apostelbart, aber inzwischen war er ohne und wirkte beunruhigt, als ob er einen Ansprechpartner suchte, der ihm erklärt, warum er sich nicht fürchten musste. Er schaltete den Radio ein, es war Neunzehnhundert und nach dem Gongschlag begannen die Abendnachrichten. Wichtige Nachrichten. Etwa wie im Krieg? Es war schlimmer und beunruhigte ihn. Er befürchtete, dass die Ereignisse die ganze Welt mit in den Abgrund eines nuklearen Vergeltungskrieges reißen könnten. Mich hat er damals nicht zum Entgleisen gebracht. Er hatte eine Vorliebe für die Offenbarung des Johannes, die ich nicht mit ihm teilte. Aber darum ging es gar nicht in der Krise im fernen Kuba. Das machte es noch schlimmer: Es gab kein Buch, in dem man nachlesen konnte, was man in so einem Fall macht.



Abendnachrichten vom 22. Oktober, Montagabend, 19 Uhr: Der amerikanische Präsident Kennedy verkündete der Welt, was Amerikas Alliierte kurz zuvor erfahren hatten. »Um der offensiven Aufrüstung auf Kuba Einhalt zu gebieten, wird eine strikte Sperre für alle militärischen Angriffsausrüstungen, die auf dem Seeweg nach Kuba gebracht werden, eingeführt. Alle für Kuba bestimmten Schiffe, gleichgültig welcher Nationalität werden zurückgeschickt, falls festgestellt wird, dass sie Offensivwaffen an Bord haben. Diese Sperre wird, wenn erforderlich, auch auf andere Frachten und Transportmittel ausgedehnt werden. Dagegen unterbinden wir den Transport lebensnotwendiger Dinge nicht, wie dies die Sowjets 1948 in ihrer Berlin-Blockade versuchten. Dieser plötzliche, heimliche Beschluss, strategische Waffen erstmals außerhalb sowjetischen Bodens zu stationieren«, begründete der Präsident, »ist eine vorsätzliche, provokatorische und ungerechtfertigte Änderung im Status quo, die von unserem Land nicht hingenommen werden kann, wenn unser Mut und unsere Verpflichtungen bei Freund und Feind noch ernst genommen werden sollen.«

Gleichzeitig appellierte die US-Regierung an den Sicherheitsrat der Vereinten Nationen und forderte »die sofortige Demontage und Entfernung aller Angriffswaffen auf Kuba unter Überwachung durch eine Uno-Beobachtergruppe«. Dem sowjetischen Premier wurde eine winzige Verhandlungsofferte gemacht. »Wir sind bereit«, so sagte Kennedy, »neue Vorschläge für die Beseitigung der Spannungen auf beiden Seiten zu erörtern, Chruschtschow hat jetzt Gelegenheit, die Welt vom Abgrund der Vernichtung zurückzuholen.« Die Sowjet-Union antwortete 21 Stunden später mit einer Klage vor dem Sicherheitsrat: "Die USA haben die Uno-Charta verletzt und bedrohen den Frieden. Wenn die Aggressoren einen Krieg entfesseln, wird die Sowjet-Union den wuchtigsten Gegenschlag führen.«

Am 26. Oktober 1962 ereignete sich in Hamburg etwas, was für zusätzliche Aufregung sorgte: Die Bundesanwaltschaft hatte wegen Landesverrat die Spiegel-Räume im Pressehaus durchsuchen lassen, gegen mehrere Journalisten erging Haftbefehl. Zwei Tage später wurde auch der Herausgeber eingesperrt. Der einzige Landesverrat, der mir bisher begegnet war, war der von Oberst Stauffenberg. Er wurde hingerichtet, weil er versucht hatte, den Führer in die Luft zu sprengen. Das hat nicht geklappt und der Führer hat sich an ihm und allen Beteiligten gerächt. Aber was genau haben denn die Journalisten verraten, was bisher ein Geheimnis war und so gefährlich, dass niemand es wissen darf als der Staat? Die Anklage stützte sich auf die Ausgabe 41 der Zeitschrift vom 10. Oktober mit dem Titel „Bedingt abwehrbereit“. Aber wie konnte ich eine Ausgabe lesen, die es nicht mehr am Kiosk gab? Da fiel mir Herr Wüning ein. Er war der einzige, bei dem ich den roten Rahmen mit der Überschrift DER SPIEGEL in dessen Zeitschriftenstapel im Wohnzimmer mit dem

Großen Sofa gesehen hatte. Ich radelte am Samstag nach der Kaffeezeit am Spätnachmittag bei ihm vorbei. Er kannte mich inzwischen von den Fahrten mit ihm nach München. Er war ein gutmütiger Mann und seine Frau hatte meist ein Stück Gebäck für mich übrig. In ihrem kleinen Haus war das Größte ein Landschaftsgemälde in einem prächtigen Goldrahmen über dem Sofa, das eine hügelige Gegend mit einem Fluss und die Türme einer Stadt in der Ferne an einem sonnigen Tag zeigte. Das war ihre Heimatstadt in einer Gegend, die nun unter „polnischer Verwaltung“ stand, aber wohl für immer verloren war. Als ich mit einer Tasse Tee und einem Stück Gebäck vor mir am Tisch, den Wünnings gegenüber auf dem Sofa unter dem Gemälde saß und mein Anliegen vortrug, schmunzelte er und war erstaunt, dass ich mich erinnerte, bei ihm Ausgaben des Spiegels gesehen zu haben. Ich hatte Glück, er wusste sofort wonach ich suchte, war aber nicht bereit mir das Heft auszuleihen. Das sei jetzt zu riskant. Er holte das Heft aus einem Zeitschriftenstapel, kehrte zurück an den Tisch, schlug es auf, blätterte zu dem gesuchten Artikel und sagte: „Das Geheimnis, das du suchst, steckt in einem Satz. Aber um den zu verstehen, muss man mehr wissen als du bisher erlernen konntest. Lese die Stelle und dann können wir darüber reden.“,

„Die Amerikaner boten Ende 1960 den europäischen Bundesgenossen mehr als 100 Mittelstreckenraketen des Musters Polaris mit einer Reichweite von damals noch 2000 (heute bereits 3000) Kilometern an. Die Polaris-Raketen sollten nicht nur auf U-Booten feuerbereit sein, sondern auch auf dem westeuropäischen Festland Feuerstellungen beziehen. Auch die Bundeswehr sollte einen Raketenanteil erhalten. Bonns Verteidigungsminister Strauß begrüßte die Raketenofferte, während alle anderen Nato-Partner bis heute skeptisch und zurückhaltend blieben. Strauß wählte sich am Ziel seines Wunsches, an der amerikanischen Atommacht teilzuhaben und so ein Stück atomarer Souveränität zu erhaschen. Zudem glaubte er, das Polaris-Projekt werde den Franzosen ihr Hegemonial-Instrument in Europa, die atomare »force de frappe« (Abschreckungsmacht) aus der Hand winden.“

Herr Wünnig hielt es jedenfalls für keine gute Idee in Westdeutschland Atomraketen aufzustellen, weil sie die Sowjetunion so bedrohen würden, wie die sowjetischen Raketen auf Kuba die USA bedrohten. Er war der Meinung, dass man darüber öffentlich diskutieren müsse statt Journalisten einzusperren. „Das bleibt unter uns. Du weißt, ich bin Buchhalter und Steuerberater aber kein Politiker. Dein ältester Bruder hat sich für neun Jahre bei der Luftwaffe verpflichtet. Ich rate dir zur Zurückhaltung. Wissbegierde ist keine schlechte Eigenschaft, aber der Umgang mit dem erworbenen Wissen setzt Erfahrung und Verantwortung voraus.“



Gegen die Seeblockade erwarteten Kennedy und seine Berater keinen ernsthaften sowjetischen Gegenschlag, weder den großen nuklearen Krieg noch -als Repressalie -eine Attacke gegen Westberlin. Trotz der Blockade ging die Stationierung der Raketen auf Kuba weiter. Am Samstag, den 27. Oktober, am Tag nach der Einweihungsfeier des neuen Schulgebäudes erreichte die Krise ihren Höhepunkt. Am Tag darauf lenkte Chruschtschow ein und erklärte sich bereit, die Raketen aus Kuba abzuziehen. Im Gegenzug erklärten sich die USA bereit, keine Invasion auf Kuba vorzunehmen. Die Entwarnung kam am Abend über Radio.

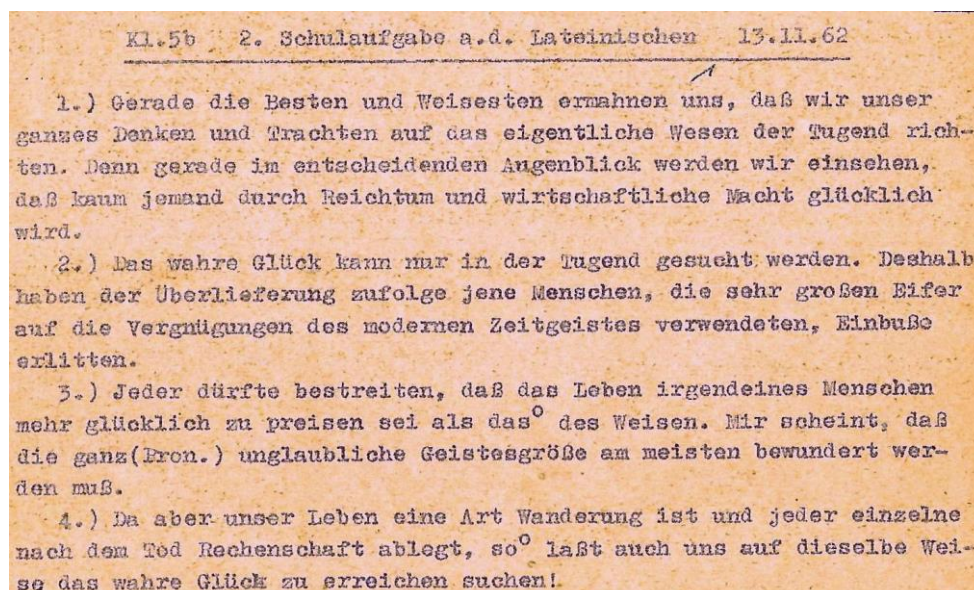
Vor den Herbstferien um Allerheiligen fiel der erste Schnee, Wege und Straßen waren ungeräumt. An Allerheiligen und Allerseelen war es nur noch grau und schmutzlig. Am Samstag wurde es dann besser und Onkel Kreppel fuhr mittags mit Herrn Harryer, der zu Besuch da war, Klaus, Fritzi, mir, zwei Bogensägen, einer Zweihandsäge und drei Äxten nach Icking zum Grundstück, das Mutti und Onkel Kreppel inzwischen durch die Aufnahme einer Hypothek kaufen konnten. Das Haus in Hohenpeißenberg war noch nicht verkauft, deshalb wurde der Grunderwerb in Icking durch eine Anleihe bei einer Bank finanziert. Der Kauf war notariell bestätigt und nun fuhren wir zum Grundstück, um die Baufläche von Bäumen zu befreien, damit nach dem

Winter im Frühjahr mit dem Aushub der Baugrube und den Betonarbeiten an Fundamenten und am Keller begonnen werden konnte. Zwei weit über zehn Meter hohe Buchen mussten gefällt, von Ästen befreit und von Hand in zwei Meter lange Stücke zersägt werden. Zur Kaffeezeit wurden wir fertig und auf der Rückfahrt lud uns Onkel Kreppel zur Brotzeit im Cafe am See in Seeshaupt an der Hauptstraße nahe der Kirche ein. Die Sonne schien wieder und die Terrasse mit Seeblick war geöffnet. Statt Kaffee und Kuchen gab es zur Brotzeit Weißbier und sauren Wurstsalat aus Regensburgern mit rohen Zwiebelringen unter blauem Himmel.



Der November ging am Montag den 5ten weiter, wie er angefangen hatte: Grau, feucht, dunkel und der neue, helle Klassenraum hatte bisher keine Auswirkung auf meine schulischen Leistungen. In der ersten Woche gab es am Achten eine Deutschschulaufgabe zum Thema: „Auf dem Friedhof“. Das war für mich ein Glückstreffer, denn ich konnte die Beerdigung meiner Großmutter am Ostbahnhof beschreiben und erwähnte auch Onkel Hayo's Kommentare. Am 17ten erfuhr ich die Note, eine 3. Ich war enttäuscht.

Die erste von vier Matheschulaufgaben folgte am 9ten. Damit hatte ich kaum Probleme und erhielt eine 2. Im Januar würde ich sogar mit einer Eins abschneiden, aber dann folgte eine 3 und in der letzten war es eine 4. Im Jahreszeugnis stand dann eine knappe 2. Der Pferdefuß steckte wie immer in Latein. Es wurde noch schlimmer, weil der Lateinlehrer Studienrat Windele zwei Tage vor der Schulaufgabe krank wurde, einen zweiten Termin nicht einhalten konnte und sie erst zwei Wochen später nachgeholt werden konnte.



Bahnhof mit Klaus, Jahn, Birgit und Schlitten, um ihr Gepäck abzuholen. $\frac{1}{6}$ am Weihnachtsbaum, 7 Abendessen $\frac{1}{2}$ Bier, später Rotwein, $\frac{3}{8}$ Bescherung, braune Walkjacke, Pulli, Schlips, Bücher, Fotoalbum, Hemd von Tante Traudi, 3 Modellbastelbögen von Gorch Fock, Ju 88 und Me 269 von Onkel Kreppel, 50 Mark von Papu, 2,5 Mark von Opa Huck.“ 25 Dienstag, Fest der Geburt: „sonnig, $\frac{3}{4}$ 10 auf, Kirche, Beni Weizen von Wölfi, gebastelt, gelesen, abends Eberhards da, Schnaps. $\frac{1}{2}$ 1 Licht aus.“ Mittwoch 26, zweiter Weihnachtsfeiertag: „Slalomlauf, Junkers 88 fertig, spazierengehen, gelesen, Schafkopf, abends Wünnings hier, $\frac{1}{2}$ Bier, Rotwein, Schnaps.“ Donnerstag 27: „schönes Wetter, skigefahren, gelesen, spazieren, abends Hörspiel, Canasta mit J. B. G. K. M., 2 Gl. Kroatzbeere.“

Die nächsten Tage blieb ich nüchtern, das Wetter sonnig und kalt. „Am Sonntag gehe ich mit Schlitten zur Kirche und gucke nachmittag auf der Eislaufbahn an der Rigi-Alm wie EA Würmsee : TSV Hohenpeißenberg in einem Eishockeyspiel 2:0 schlägt.“ Nach dem Spiel ertränkten die Gastgeber ihre Niederlage am Zapfhahn der Rigi-Alm. Der Sylvestertag, der letzten des Jahres 1962 war nach einer eisigen und verschneiten Weihnachtswoche wolkig, regnerisch und matschig. „Ich beschäftigte mich mit meiner Briefmarkensammlung. Abends gab's ein Schreibspiel mit Gedankenlesen, Wein und Blutgeschwür.“ Letzteres entstand, wenn man in ein halbvolltes Glas Eierlikör mit dunkelroter Kroatzbeere auffüllte. Ein Rezept aus Schlesien. Die merkwürdigen Bastelbögen, die Onkel Kreppel mir geschenkt hatte, brachten mich in Verlegenheit. Basteln war nicht mein Ding und ich tat es nur noch wenn es sein musste. Papier zusammenkleben, damit ein



Flugzeug draus wird, wäre mir nicht eingefallen. Aber es waren Winterferien, noch sieben Tage zu Hause gefangen, die Tage gefühlt lang, die dunklen kalten Nächte noch länger und die Langeweile groß. Mit dem Bau der Junkers 88 war ich zwei Tage beschäftigt, dann sah sie aus wie oben. Das Ausschneiden, Knicken, Kleben und Trocknen der Me 262, dem ersten seriengefertigten Strahlflugzeug aus dem Dritten Reich, dauerte bis zum 3. Januar. Das hatte ich in meinem neuen Berkers katholischen Taschenkalender



eingetragen. Der war nur noch halb so groß wie der vom letzten Jahr. In der Innenseite stand der Preis: 1.90, mit Bleistift geschrieben. Das Büchlein enthielt außer 106 Seiten Kalender auch 50 Seiten zu kirchlichen Angelegenheiten sowie zum Heiligen Meßopfer. Im Anhang gab es 32 Seiten mit nützlichen Daten und acht

in Farbe bedruckte Seiten mit Verkehrszeichen und Landkarten von Deutschland in den Grenzen von 1937, Europa und den BeNeLux Ländern. Im Kalender belegten die sieben Tage einer Woche eine Doppelseite, in der jeweils ein Feld frei blieb für den Spruch der Woche. An jedem Tag wurden die Namen der Heiligen Männer und Frauen für die jeweiligen Namenstage und auch die vier Mondphasen von je ungefähr einer Woche Länge durch entsprechende Symbole angezeigt.

Birgit wurde scheinbar in Maisach nicht mehr gebraucht, denn sie blieb nach Weihnachten und Sylvester bei uns und das tat uns allen nach Omas Tod gut, etwa wenn sie sich mit unserer Mutter in Dänisch unterhielt und uns an sie erinnerte. Sie war jung, fast immer fröhlich und unkompliziert. Sie konnte selbst Onkel Kreppel mit ihrer lockeren und kecken Art aufheitern. Auf dem Foto ist sie links neben Mutti zu sehen. In der Mitte sitzt mein Freund Emmi, rechts ich mit frisch von Onkel Kreppel geschnittenen Haaren beim Kaffee-



trinken im Lesezimmer. Die Schule hatte im Januar kaum begonnen, da änderte sich das Wetter, die Temperaturen sanken unter null und es begann es zu schneien. Zwanzig Zentimeter fielen am Samstag auf die noch nicht verschwundene Schneedecke von Weihnachten und am Sonntag den dreizehnten fand der Abfahrtslauf über den Südhang wie geplant statt. Später schneite es weiter und die Temperatur blieb in den Folgewochen unter null. An mehreren Tagen unter zehn, an einigen bis zu zwanzig Grad. Die Schneehöhe erreichte Ende Januar fünfzig Zentimeter. Das Foto unten zeigt den Nordhang des Berges zu dieser Zeit.



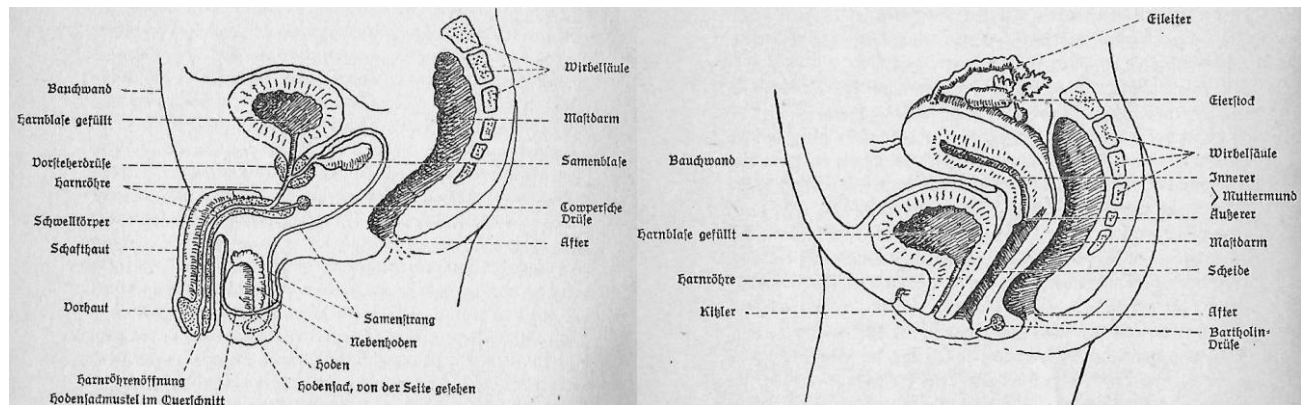
Montag am 14. Januar war „tagsüber minus 16 und nachts minus 22 kalt. Schnee.“ Trotzdem fand die Schule statt. Am 15.: „Schneesturm, kalt, Musik, Physik Extemporale“ und am Mittwoch „Notenturnen“ in der gut beheizten neuen Turnhalle. Am 18. „bin ich früh per Anhalter nach Weilheim gefahren um an einer Mathe-

schulaufgabe teilzunehmen, zu Hause Schnee geschaufelt, Mensch ärgere dich nicht mit Birgit, Emmi und Fritzli gespielt.“ Die Kälte blieb weitere drei Wochen um minus 10 Grad. Ab dem 20. Januar folgte jedenfalls ein Hochdruckgebiet, das vom Osten über Westeuropa stehen geblieben war. Tagsüber schien die Sonne am Berg ab Mittag von Süden auf den Balkon im ersten Stock über dem Eingang des Hauses und auf die Terrasse vor dem Holzzimmer, wo auch Liege- und Klappstühle standen auf denen sich die Frauen gerne sonnten. Auf dem Balkon über dem Eingang war nicht viel Platz, aber er reichte für einen Klappstisch und zwei Klappstühle. Man saß auch höher und mit besserer Aussicht als im Erdgeschoß. Auf diesem Balkon saß ich in den kommenden Wochen öfter, machte meine Hausaufgaben an der Sonne und rauchte eine von drei Reynos am Tag. Birgit hatte mich dort entdeckt und kam manchmal, wenn sie mit der Küche fertig war, zu mir auf den Balkon, klappte den zweiten Stuhl auf und setzte sich neben mich. Sie war über zwei Jahre älter als ich und hatte wohl inzwischen mehr als nur eine Freundschaftsbeziehung mit meinem ältesten Bruder. Aber darüber wollte weder sie, noch ich reden. Sie wollte wissen, was ich lernte und als ich sagte „Griechisch“, wiederholte sie das Wort und es klang wie „Grieschieß“. Dabei lachte sie ganz entzückend und fragte mich, was das sei: „Grieschieß“. Es dauerte bis wir uns einigen konnte, dass es sich um das dänische „græsk“, gesprochen Græsk, handelt und griechisch bedeutet. Sie wusste, welche Pein es sein kann etwas zu erlernen, was man im normalen Leben nicht braucht, obwohl es ein hohes Kulturgut ist. Sie hatte im Dänemark nach etwas wie der Mittleren Reife eine Pause in Deutschland eingelegt, um Sprache und Lebensweise des großen Nachbarlandes im Süden kennen zu lernen. Dann plante sie mit der Unterstützung ihrer Eltern eine



Berufsausbildung zu beginnen. Sie hatte einen älteren und einen jüngeren Bruder und eine glückliche Familie in Kopenhagen, der Heimatstadt meiner Großmutter. Oma hatte einen kolorierten Kupferstich in einem schmalen Goldrahmen mit Passepartout in ihrem Zimmer von der Börse mit Schloß Christiansborg auf der Insel Slotsholmen, dem Sitz von Parlament, Oberstem Gericht und Königshof im Zentrum von Kopenhagen. Das hat sie mir erklärt und ich fand es beeindruckend. Ich hatte gehofft mit Oma einmal dorthin zu fahren, aber das war nun nicht mehr möglich. Birgits unbefangene Nähe tat mir gut. Manchmal kam sie zum Reyno rauchen zu mir auf den Balkon oder wir saßen abends im roten Zimmer und lösten gemeinsam deutsche Kreuzworträtsel. Als sie sich dabei einmal nach vorne über das Rätsel beugte, streichelten ihre offenen Haare über meine Wange und erregten mich wie ein Blitz. Meine Unterhose war feucht vom Verlangen nach ihr. Aber da konnte sie ja nicht reinschauen und ich erfuhr erst durch das Sexualkundebuch meines Onkels, dass der transparente Film, der in freudiger Erwartung meine Eichel befeuchtete, keine Schwangerschaft verursachen konnte. Es stand noch im Bücherregal in Omas Zimmer, wo ich es voriges Jahr zurückgestellt hatte. Diesmal nahm ich das Buch „Geschlecht * Liebe * Ehe“ aus dem Regal und war entschlossen, es nicht

zurückzustellen, sondern zwischen meinen Schul- und Jugendbüchern zu verstecken. Im Sachverzeichnis am Ende des Buches fand ich den Eintrag „Erregung der Geschlechtsorgane“ und wurde auf S.47 fündig: „Nicht selten findet sich bei starker Liebeserregung des Mannes die Absonderung einer glasklaren, hellen Flüssigkeit aus der Spitze der Eichel, der sogenannte ‚Sehnsuchtstropfen‘ (Urethrorrhoe). Es handelt sich hier um eine Ausschwitzung der Harnröhrenschleimhaut infolge der Durchblutung und Erregung des männlichen Geschlechtswerkzeugs. Im Allgemeinen ist in dieser Absonderung keine Samenflüssigkeit vorhanden.“



Also konnte auch kein Samen zu Boden fallen wie bei Juda und Onan. „Onan war der zweite Sohn des Erzvaters Juda mit der Kanaaniterin Schua. Nach dem Tod seines älteren Bruders musste Onan dessen Witwe Tamar heiraten. Ers Tod war laut Gen 38,7 von Gott bewirkt, da ihm Ers Handeln missfiel. Judas Aufforderung beruht auf dem jüdischen Brauch des Levirats. Die demnach von Gott angeordnete Schwagerehe verpflichtete einen Bruder, seinem verstorbenen Verwandten einen männlichen Nachkommen zu schaffen, sofern jener nicht selbst dazu kam Dtn 25,5–6. Das sagte also Juda zu Onan: „Geh zur Frau deines Bruders, vollzieh mit ihr die Schwagerehe und verschaff deinem Bruder Nachkommen! Onan aber wusste, dass die Nachkommen nicht ihm gehören würden. Sooft er zur Frau seines Bruders ging, ließ er den Samen zur Erde fallen und verderben, um seinem Bruder Nachkommen vorzuenthalten. Was er tat, missfiel dem HERRN und so ließ er auch ihn sterben.“ In Onkel Hayos Sexualekundebuch von 1941 schrieb Prof. Schulz: „In einem Missverständnis des Alten Testaments nennt man die spielerische Erregung der männlichen oder weiblichen Teile Onanie. Onan übte in Wirklichkeit Schwangerschaftsverhinderung, indem er vor dem Samenerguß sich aus seiner Schwägerin zurückzog, die er auf Befehl Jehovas schwängern sollte; er übte also einen sogenannten unterbrochenen Beischlaf, einen Coitus interruptus.“ Es dauerte etwas, bis ich verstand, worum es ging: Um Schwangerschaftsverhütung für den Fall, dass der starke Trieb, den ich gespürt hatte, mich verführen könnte auf weibliches Entgegenkommen einzugehen. Auf die Idee mir einen Pariser überzustülpen war ich noch nicht gekommen, aber nun ahnte ich warum in jedem Wirtshaus Automaten hingen, aus denen man nach Münzeinwurf einen Fünferpack Pariser ziehen konnte. So wurden Kondome in Bayern genannt. Vielleicht haben sie Kondome durch die Franzosen kennengelernt. Es gab auch einen verstellbaren Schraubenschlüssel mit beidseitigem Maul, den sie Franzose nannten. Da mein sechzehnter Geburtstag bevorstand war es wohl an der Zeit Onkel Hayos Buch ganz zu lesen im Licht der Nachtschlampe in meinem kuschligen Bett mit Wärmflasche in Zimmer 4. Das tat ich dann auch ausgiebig, denn Voraussetzung und Entstehung des aus befruchteten Eiern geborenen Lebens durch zwei vollständig aufeinander abgestimmte und sich ergänzende Geschlechter wurden in allen Dimensionen der ärztlichen Wissenschaft für Laien verständlich und anschaulich gemacht. Der Körper als ein Gesamtkunstwerk ist ein Grund zur Freude und kein Anlass sich vor seiner Natur zu ekeln, sondern sie zu erforschen. „Vor allem wird angestrebt, für viele Störungen des Liebeslebens bei vollwertigen Menschen, Verstehen und Heilswege zu eröffnen; es ist doch kein Zweifel, dass nächst den Geschlechtskrankheiten, die auch genaue Besprechungen finden, seelisch-nervöse Störungen und Hemmungen des Liebeslebens bei sonst Gesunden die wesentliche Ursache für Geburtsausfall sind und den biologischen Bestand unseres Volkes erheblich schwächen. Möge die Schrift ihren kleinen Teil beitragen, den Weg empor zum Lichte in unserem neugeschenkten Vaterlande frei zu machen!“ Obgleich 1940 in Berlin veröffentlicht, kam kein „Heil Hitler!“ und auch patriotische

Äußerungen gab es kaum. Aber es gab viele Hinweise und Wissenswertes über Dinge, die sonst nur unter dem Tisch zu finden waren. Im Fach Biologie der Klasse 5b stand jedenfalls nicht das Liebesleben der Menschen, sondern das Leben wirbelloser Tiere auf dem Lehrplan. Erst in Klasse 6 sollte der Unterricht mit dem Buch des Autors Löweneck, „Vom Menschen und seiner Gesundheit“ stattfinden.

Inhalt	Seite	Inhalt	Seite
1. Zur Einführung	13	4. Störungen des Liebeslebens	88
Das Liebes- und Geschlechtsleben kann nur aus dem ganzen Dasein des Menschen verstanden werden. Der Mensch als belebter Organismus, nicht als mechanische Maschine im Sinne des Materialismus 13. Religiosität und Aberglauben 16. Ärztlicher Standpunkt des Verfassers 17. Arzt und neues Deutschland 18. Mensch und Natur 18. Zivilisation 20. Mensch und Heimat 21. Mensch und Gemeinschaft 22. Liebe und Ehe im neuen Deutschland 22. Kinderreiche Einzelhe die das Ideal 23. Einzelkind als Kümmerform 24.		Biologische Entwicklungsstörungen: Unterentwicklung durch Drüsenstörung und nach Schädigung 88. Echtes und Scheinzwittertum 91. Kastration und Sterilisation 92. — Störungen der seelischen Entwicklung des Liebeslebens: Folgen falscher Kindererziehung (Verwöhnung und Lieblosigkeit) 94. Seelisch bedingte Homosexualität 96. Andere krankhafte Abweichungen des Liebeslebens (Pervertionen) 98. Ihre Heilung durch seelische Behandlung 100. Liebe und Pervertion 103. Selbst- und Gegenliebe 104. Selbstvertrauen und Liebe 105. Ganz- und Teilliebe 105. Liebes-Kampf und -Spiel 106. Geschlechtschwäche (Impotenz) und Geschlechtskälte (Srigidität) 107. Der Eintritt in das Liebesleben 109. Vorzeitiger Samenerguß 111.	
2. Die biologischen Grundlagen des normalen Liebeslebens	27	5. Gefahren des Liebeslebens	112
Sortpflanzung 27. Samen- und Ei-Zelle 28. Zeugung und Vererbung 29. Geschlechtsorgane des Menschen 31; des Mannes 31; des Weibes 35. Schwangerschaft 40. Elastizität der weiblichen Teile 42. Außenbefruchtung 45. Geschlechtsentwicklung am Embryo 43. Entwicklungsjahre 44. Mann und Weib 45. Kastration 45. Monatsblutung der Frauen 46. Wechseljahre 46. Reizreaktion der Geschlechtsorgane 47.		Schwangerschaftsverhütung durch unterbrochenen Verkehr und andere Mittel 113. Hörigkeit 114. Saltsche Mode in Liebesdingen 115. Geschlechtskrankheiten: Einfacher Schanker 116. Tripper 116. Künstliche Befruchtung 118. Syphilis 120. Vierte Krankheit 123. Vorbeugung 124. Geschlechtskrankheiten sind für den Laien nicht erkennbar 124. Angeborene (nicht erbliche) Syphilis 125. Andere Krankheiten als Ehegefahr 126. Erbkrankheiten 126. Richtige und falsche Abstinentz bei Krankheiten 127. Dertrampfungszustände 127. Hysterie 127.	
3. Die allgemeine Entwicklung des Liebeslebens	49	6. Der Sinn des Liebeslebens	129
Der Neugeborene 49. Säugling, Reinlichkeitserziehung 50. Mädchen und Knabe 51. Kind als Welteroberer 51. Selberoberung 51. Onanie 51. Es gibt keine Krankheiten durch Onanie 52. Onanie-Aberglauben 53. Maßhalten eine allgemeine, keine eigentlich geschlechtliche Frage 53. Nüchternheit Samenergiebungen 56. Doreheliches Geschlechtsleben 56. Ärztliche Beratung 57. Aufklärung 58. Jugendliebe 59. Liebesmotive 60. Gefährdungen der Jugendentwicklung 61. Liebesentwicklung: Zärtlichkeit 62; örtliche Geschlechtsempfindung 65; sexueller Drang 66. Erziehungsfehler 67. Erotik 71. Sexualrenommee 71. Geschlechtsfähigkeit (Potenz) 73. Übungsfähigkeit des Liebeslebens 75. Geschlechtliche Enthaltsamkeit 75. Grundsatz des Liebeslebens: Beglückung des anderen 77. Entjungferung 77. Scheidenkrampf 79. Erwachen der Frau 80. Liebesweg 81. Liebesanpassung im Liebespiel 83. Dorfeter und Nachfeter 84. Körperpflege 85.		Naturharmonie 130. Rhythmit 131. Beglückung und Entspannung 134. Weg zur Gemeinschaft 134. Zu wahrer Religiosität 137.	
		7. Triebfreiheit und Selbstbeherrschung	139
		Liebe und Triebhaftigkeit als Naturerscheinung 139. Hemmung aus Irrtum 140. Liebe als „Kraftverlust“ 140. Ehrfurcht vor Natur und Leib 140. Übungsfähigkeit der Liebe 140. Verlogenheit auf dem Gebiete des Liebes- und Geschlechtslebens 141. Verängrigung 142. Maß geschlechtlicher Betätigung 143. Verantwortung ohne falsche Angst 145.	
		8. Liebe und Ehe	146
		Ziel und Sinn die kinderreiche Einzelhe 146. Liebesehen 146. Liebe und Verliebtheit 146. Der „Eup“ 148. Raufch 148. Liebe 149.	
			11
		Ehe als Sakrament 149. Von der Liebe zur Ehe 150. Ähnlichkeit von Eheleuten 150. Eheliche Untreue 152. Pflege des Liebeslebens in der Ehe 152. Pausen 152. Gegenseitiges Emporheben 153. Aufrichtigkeit 153. Eifersucht auf den Beruf 154.	
		9. Liebe und Persönlichkeit	155
		Liebes- und Geschlechtsleben ist nur aus dem ganzen Leben zu verstehen, besonders aus seelischen Grundtatsachen 155. Menschliche Übereinstimmung mit dem Partner 156. Mententypen und Gemeinschaft 156: real (nüchtern)-ideal (phantastisch) 157; derb-zart 159; tief-flach 161; warm-kalt 162; persönlich (subjektiv)-sachlich (objektiv) 162; aktiv-passiv 163; Pessimist-Optimist 165; eigeninnig-nachgiebig (haltlos) 166; sorgfältig (ordentlich, sparsam)-großzügig (nachlässig, unwirtschaftlich) 167. Angeborene und erworbene Typen 168. Lebenstempo 169. Lebensrhythmus 169. Anpassungsfähigkeit 170. Interessen, Lebensform, Besitz 170. Lebensalter 171. Seelische Ertrankung 172.	
		Sachverzeichnis	173

Anfang März beginnt es endlich zu tauen. Im Kalender steht, dass Mutter für eine Woche ins Rheinland gefahren war. Mich erwischte eine Erkältung, ich hatte Husten und Fieber und blieb ein paar Tage im Bett während es draußen taute und das Thermometer 14 Grad plus anzeigte. Am 12. März gab es in der Schule einen Vortrag eines Beamten der Deutschen Bundesbahn über die Gegenwart und Zukunft des deutschen Schienenverkehrs. In einer Werbeveranstaltung wurden auch Lose verteilt. Manche hatten Nummern die Glück brachten. Ich habe eine Hin- und Rückfahrkarte von Weilheim nach Rothenburg ob der Tauber

gewonnen. Auch mein Klassenkamerad Willibald Unsinn hatte so ein Ticket gewonnen und wir haben uns verabredet in den Osterferien mit unseren Fahrrädern und der Bahn dahin zu fahren.

Am 19. März war Josephstag und schulfrei, ich habe Birgit beim Packen geholfen. Am 20. wurde meine letzte Griechischschulaufgabe mit einer 5 prämiert! Am 21. war Jahnns Geburtstag und die ganze Familie Kreppel kam angereist. In der Nacht zum 22. beginnt es wieder zu schneien. Ich radelte trotzdem mit dem Rad sechzehn Kilometer nach Weilheim zur Schule und mittags zurück. Am Abend brachte ich Birgit zur Bahn und fuhr mit ihr nach Weilheim. Dort stieg sie in den Schnellzug nach München und weiter mit dem Nachtzug nach Hamburg und Kopenhagen. Ich fuhr mit dem Schienenbus im Schneetreiben zurück. Die Fenster waren beschlagen, ab Peißenberg war ich der einzige Fahrgast in meinem Waggon. Das Licht der Deckenlampen war schummrig und im Brummen des Dieselmotors und dem Rattern der Räder hörte ich das traurige Lied vom Zug, der durch die Nacht fährt, durch die fremde dunkle Nacht, wer weiß wohin. Das war damals ein Hit. Voller Melancholie stapfte ich durch Schnee und Dunkelheit Richtung Gästehaus, das mit erleuchteten Fenstern wie ein Gespensterschiff auf dem weißen Schnee fuhr. Auch in Omas Zimmern brannte Licht. Plötzlich überkam mich große Traurigkeit. Als ich näherkam, sah ich, wie Onkel Kreppel und Wölfi in Omas Räumen Möbel verrückten und umstellten. Meine Trauer verwandelte sie sich in Wut und Zorn über ihre Pietätlosigkeit. Ich fühlte mich alleingelassen in einer Zukunft, in der die Vergangenheit nicht mehr vorkommt. Papu ist fort, nun Oma und demnächst der Berg, meine Freunde und dann meine Erinnerungen an sie. Mir war zum Heulen zu Mute und ich verkrümelte mich schnell in mein Zimmer, warf mich aufs Bett, schluchzte, drückte mein Gesicht gegen das Kopfkissen und versank in Selbstbetrauerung, als ich merkte, dass unter dem Kissen etwas Kantiges lag. Ich sah nach und fand eine Hardbox Schachtel Reyno Mentholzigaretten und einen gefalteten Zettel mit dem Abdruck eines Kussmundes mit rotem Lippenstift und der Schrift „Ein Bussi für meinen Pussy! Sei nicht traurig!“



Am Sonntag waren „Wychgrams da, Harryers gekommen, auch Peterichs waren da“. Im Kalender beklagte ich mich: „scheußlich viele Leute im Haus“. Am Wochenende darauf sind Christin, Brigitte und Helga gekommen.

31. März Sonntag: schneit den ganze Tag, 40 cm.“ Am 3. der Fahrschule in Peißenberg an. „Erhalte Stundenplan zur theoretischen Schulung“ Verkehrszeichen. Die gelten auch für 50ccm und 40 km/h. Nach bestandener einen Führerschein der Klasse 3 in wurden Passbilder gebraucht. Es folgten oder Martin auf deren Vespa unterwegs in Hohenpeißenberg. Ich habe zwei Tage auf dem Lagerplatz gearbeitet, war am Anhalter in München und habe mich mit Augustiner zum Mittagessen getroffen, im Keaton Film geguckt. Zudem rauchte ich



„Schneesturm, grausig, April melde ich mich bei Arbeitsmaterial und in Verkehrsregeln und Fahrer von Mopeds bis Prüfung erhielt man Ausweisform. Dazu unruhige Tage mit Wölfi Weilheim, Schongau und beim Baubetrieb Bittner Gründonnerstag per Michael Ehrengut im Anschluss einen Buster acht Zigaretten am Tag

und schwänzte am Karfreitag und auch an Ostern den Kirchgang. Das Wetter war so schlecht, dass selbst Spaziergänge unangenehm waren. An Ostern waren alle Brüder zu Hause. Abends gab es Feuerzangenbowle. Am Ostermontag war es trocken, die Eberhards waren da und es gab ein Federballturnier. Zwei Tage später fuhr ich mit dem Fahrschein aus der Eisenbahn Tombola und Willibald über Weilheim, Augsburg, Donauwörth und Ansbach nach Rothenburg. Unsere Fahrräder konnten wir im Gepäckwagen mitnehmen.

Der freundliche Werber der Deutschen Bundesbahn hatte uns einen gefalteten Prospekt der Sehenswürdigkeiten der Stadt mit Stadtplan übergeben, den wir während der Anfahrt studieren konnten. Es waren etwa 200 Kilometer und wir mussten dreimal umsteigen, bis wir um drei Uhr nach Mittag in den Bahnhof von Rothenburg einfuhren. Der lag natürlich außerhalb der mittelalterlichen Stadt und es war gut, dass wir unsere Räder mithatten, denn die Jugendherberge lag an der Spitalgasse nahe dem Spitaltor am Südende der Stadtmauer. Also radelten wir vom Bahnhof über die Ansbacher Straße direkt durch das massive Röder Tor mit seinem mächtigen Turm in die Röderstraße und weiter bis zum Rathaus, dann auf die Schmiedstraße bis zum Plönlein. Durch das obere Tor des Siebersturms fuhren wir auf die Spitalstraße.



Das Gebäude der Jugendherberge von Rothenburg lag etwa der Mitte zwischen Plönlein und dem massiven Spitaltor im Süden der Stadtmauer. Sie war im dreistöckigen Gebäude einer früheren Mühle mit einem spitzgiebeligen Dach und zehn geschwungenen Dachgauben auf jeder Seite untergebracht. Es gab entsprechende viele Treppenstufen und enge Zimmer mit Stockbetten. Willibald hatte mich auf die Idee gebracht, für fünf Mark Mitglied des Deutschen Jugendherbergwerks zu werden. Damit konnten wir kostenfrei übernachten und mussten nur für Mahlzeiten bezahlen. Rothenburg war eine teure Stadt, die für jede Sehenswürdigkeit Eintritt von allen über sechzehn Jahre alten Menschen verlangte. Das galt für die Stadtmauer, die Türme, Museen und andere Gebäude der Stadt, die wir am nächsten Tag besichtigten



Der war jedoch nicht sonnig wie der Tag unserer Ankunft, sondern kühl, bewölkt und das bunte Treiben von gestern wurde nun von aufgespannten Regenschirmen und schlecht gelaunten Touristen dominiert. Selbst die frisch restaurierten Fassaden der im Krieg halb zerstörten Stadt verloren ihren Glanz und wir entschieden uns in der Jugendherberge Mittag zu essen und am Nachmittag nach Creglingen zu radeln, um etwas zu besichtigen, was nach Onkel Kreppels Ansicht eine Sensation der Holzschnitzkunst war: Ein Altarbild zur Himmelfahrt Marias von Tilman Riemenschneider geschaffen in den Jahren 1505 bis 1508 in einer Dorfkirche etwa fünfzehn Kilometer nördlich von Rothenburg im Tal der Tauber. Wir hatten Glück, dass am Nachmittag die Sonne wieder schien und die Kirche von ihrem Licht durchflutet das helle Holz des Altares zum Leuchten brachte. Dieses Leuchten nahm ich mit auf den Weg zurück nach Rothenburg. Aber als wir dort ankamen und



überlegten, was wir noch anstellen könnten, stellten wir fest, dass wir knapp bei Kasse waren. Es reichte noch für ein Abendessen in der Jugendherberge und einen abendlichen Stadtbummel mit einem Glas Bier. Am nächsten Morgen frühstückten wir in der Jugendherberge und konnten uns umsonst mit Reiseproviant versorgen. Gegen Mittag verließen wir die schöne mittelalterliche Stadt durch das Röder Tor zum Bahnhof, brachten unsere Fahrräder zum Gepäckwagen und suchten uns einen Sitzplatz. Der Zug verließ, ohne schlagende Pleuel und Dampfgezische, nur mit dem gedämpften Brummen eines Dieselmotors den Bahnhof von Rothenburg Die Reisestrecke war nach Luftlinie nur 185 km lang, aber mit der Bahn war die Strecke länger und summierte sich auf etwa 210 km. Von Rothenburg bis Ansbach sind es 25 km (obgleich die Luftlinie 12 km beträgt), bis Gunzenhausen 20 km, bis Nördlingen 30 km, bis Donauwörth 33 km, bis Augsburg 45 km, über Mering und Schondorf am Ammersee (ohne Halt in St. Ottilien) nach Weilheim. 58 km. In Ansbach und Augsburg mussten wir umsteigen und auch die Räder aus den Packwägen holen und umladen. Nach vierzig Minuten Wartezeiten und drei Stunden Fahrtzeit mit der Bahn verließen wir Weilheim mit gefüllten Wasserflaschen auf unseren Rädern Richtung Hohenpeißenberg bzw. Schongau.

Nach einem schönen Wochenende ging die Schule am 23. April weiter: Sechs Wochen mit zwei Feiertagen am 1. Mai und am 23. Mai Christi Himmelfahrt. Am 16. Mai habe ich meinen Führerschein bestanden und am 22. Mai bin ich nach Schongau geradelt und hab ihn am Landratsamt angeholt. In der Schule wurden die Aufgaben in allen Fächern anspruchsvoller, nicht nur in den alten Sprachen. Der Deutschunterricht ging über vom auswendig lernen zum Erkennen von Strukturen und Zusammenhängen und der Beschreibung durch einen wachsenden Wortschatz. Der Leseplan Deutsch der 5b enthielt folgende Titel: Wilhelm Raabe, Die schwarze Galeere; Gottfried Keller, Kleider machen Leute; Theodor Storm, Pale Poppenspärer; Thedor Storm, Der Schimmelreiter; Schiller, Wilhelm Tell. Nach Novellen waren wir also im späten Mai beim Schauspiel

angekommen. In meinem Haushaltsaufgabenheft Deutschkunde 5b schrieb ich ein paar Seiten zum Thema: Beschreiben sie Inhalt und Bau des Schauspiels „Wilhelm Tell“ von Friedrich Schiller. Die Überschrift klingt protzig: „Inhaltsangabe über die einzelnen Aufzüge und Auftritte in Schillers Wilhelm Tell“ zweimal unterstrichen. Meine Ausführungen beginnen wie ein amtlicher Vorgang mit einer römischen Eins, die im Weiteren begleitet wird von arabisch 1 bis indisch 0. Römisch I ist also der erste Aufzug und 1-4 verschiedene Szenen und Handlungen an meist verschiedenen Orten. Das Schauspiel hat fünf Aufzüge oder Akte. Mit insgesamt siebzehn Szenen. Sie sind wie die Drehorte eines Drehbuchs für einen Film, der auf einer Bühne stattfindet. Dort können Bühnenbilder eine optische Atmosphäre erzeugen. Aber man kann sie nicht alle fünf bis zehn Minuten wechseln. Ich war bisher noch in keinem Theater mit echten Schauspielern auf einer großen Bühne. In dem großen Saal mit Sonnenterrasse auf dem Hohenpeißenberg gab es gelegentlich Bauerntheater. Aber wie bringt man eine Geschichte, die in der Berglandschaft der Zentralschweiz spielt, auf eine Bühne?



I,1 Am Felsenufer des Vierwaldstätter Sees, Schwyz gegenüber, rettet Tell den Unterwaldner Baumgarten, der den dortigen Vogt ermordet hat, vor seinen Verfolgern, den Gessler'schen Landsknechten, indem er ihn wagemutig über den vom Unwetter bewegten See rudert. Ich konnte mir ein schönes Bühnenbild vorstellen, es müsste aber schon die Bühnenwand füllen. Aber dann kam ein Szenenwechsel nach dem anderen.

I,2 In Steinen in Schwyz fühlt sich der Schwyzer Stauffacher vom Vogt bedroht und klagt seiner Frau sein Leid, die ihm daraufhin zuredet, sich gegen das Joch des Vogtes aufzulehnen

I,3 Öffentlicher Platz in Altdorf Tell und Stauffacher sehen der Errichtung einer Zwingburg zu, als Ausrufer verkünden, man habe künftig den Hut des Vogtes auf einem Pfahl zu grüßen wie ihn selbst.

I,4 Walter Fürsts Wohnung und das Bündnis der drei Kantone Uri, Schwyz und Unterwald

II,1 Im Edelhof des Freiherrn von Attinghausen; Neffe Ulrich von Rudenz, stellt sich auf die Seite der Habsburger

II,2 Verschworene aus Uri, Schwyz und Unterwalden versammeln sich unter einem Mondregenbogen zum gemeinsamen Schwur auf dem Rütli, unter ihnen Fürst, Stauffacher und Melchthal, nicht jedoch Tell.

Ich habe die Inhaltsangaben stur bis zum Ende eingetragen. Der letzte Eintrag war Aufzug

V,3 Vor Tells Haus: Berta wird in die Eidgenossenschaft aufgenommen, Rudenz hebt die Leibeigenschaft auf.

Ich habe also gelernt einen Inhalt zu beschreiben, ohne mich zu ihm zu äußern, weil ich dazu noch nicht in der Lage war. Nur bei IV,3 „Die hohle Gasse von Küssnacht blitzt etwas auf: Tell erschießt nach vielen Erwägungen, selbstgerecht Gessler, der gerade von einer verzweifelten Mutter bestürmt wird. Gessler stirbt kurz darauf und nur sein Stallmeister Rudolf steht ihm bei, während das Volk die ‚Freiheit‘ bejubelt.“ Wie kam ich zu der Annahme, dass Tell selbstgerecht handelte? Darf man Tyrannen ermorden? Muss man Tyrannen ermorden? Ich habe wahrscheinlich gar nicht darüber nachgedacht.

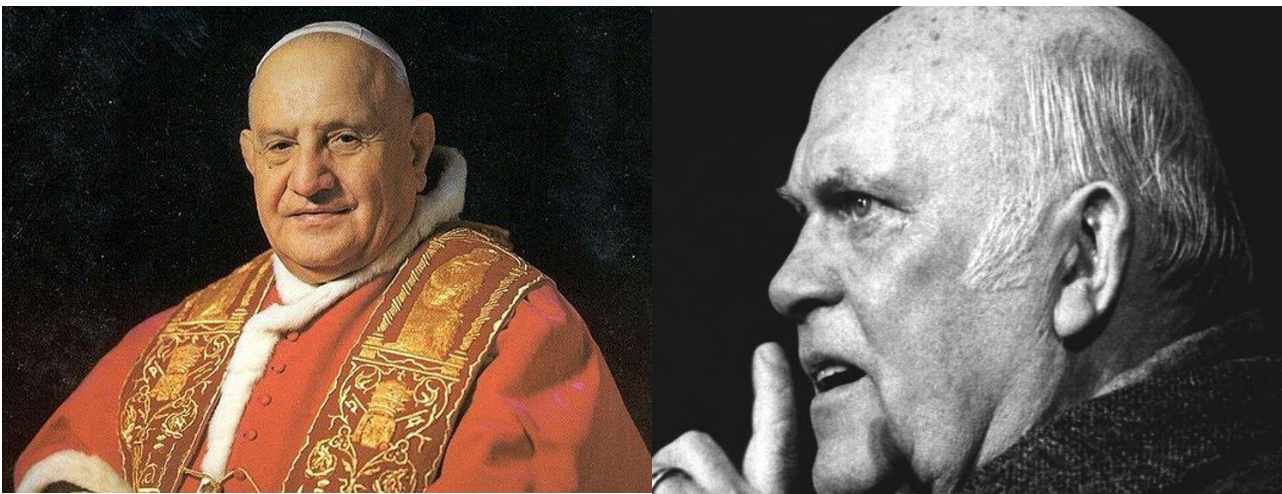
Die Zeit verging wie auf einer Achterbahn. Ende Mai gab einen weiteren Wandertag. Es folgte eine Woche Pfingstferien, bevor es in die letzten sechs Wochen bis zur Zeugnisübergabe und Ferienanfang ging. Am Pfingstmontag gab es eine Überraschung: Einen Theaterbesuch mit Onkel Kreppel und meiner Mutter in München. Wir fuhren am späten Nachmittag nach Weilheim, holten meinen Klassenkameraden Eberhard Stamm ab und fuhren zu den Kammerspielen in der Maximilianstraße gegenüber dem Nationaltheater in München. Es war ein schöner Sommerabend, noch hell, sonnig und die Straßen belebt von festlich bekleideten Menschen. Ich trug zum ersten Mal einen Anzug, den Mutti geschenkt bekommen hatte und beim Dorfschneider für meine Größe ändern ließ. Ich mochte ihn nicht, weil die Farbe Anthrazit so schwarzgrau war wie bayerische Pechkohle und so wenig eine Farbe wie Weiß. Der bordeauxrote Schlips, den mir Tante Manna geschenkt hatte, brachte etwas Farbe rein, aber änderte nichts an der steifen Wirkung des Anzugs aus Fresko Stoff. Ich war ziemlich aufgeregt, denn ich sollte zum ersten Mal in ein Theater gehen und das auch noch in München, mitten in der Landeshauptstadt. Auch Freunde von Onkel Kreppel, ein Ehepaar Schwab waren aus Planegg gekommen. Die hatten auch die Karten besorgt: sechs Sitzplätze nebeneinander, Reihe 16. Ich lernte, dass der Raum vor dem Saal „Foyer“ genannt wird und dass in dem Kasten, der in der Mitte der Bühne unterhalb der Rampe im Bühnenboden eingelassen ist, jemand sitzt, der den Schauspielern und Schauspielerinnen auf der Bühne hilft, wenn sie den Text vergessen haben. Ein Souffleur oder eine Souffleuse helfen dann aus, indem sie den Text für das Publikum kaum hörbar zuflüstern. Das Schauspiel, das wir sehen und hören sollten, war von einem Autor, den Onkel Kreppel kennen lernte, als er für das Wochenmagazin „Aktuell“ der Passauer Neuen Presse gearbeitet hatte. Reinhard Raffalt war zwei Jahre älter als er und wurde ebenso nach dem Abitur an die Ostfront geschickt. Nach dem Krieg wurde er Journalist und arbeitete zu dieser Zeit als Korrespondent in Rom und berichtete aus dem Vatikan. Auch als sich Anfang der fünfziger Jahre, nach einer ersten gescheiterten und wenige Jahre später geschiedenen Ehe, Onkel Kreppel sich aufgemacht hatte, um mit einem Fahrrad ohne Gangschaltung nach Rom zu radeln und den Vatikan, die Hauptstadt des katholischen Glaubens zu besuchen. Es war eine Pilgerfahrt, um seinen neu gewonnenen Glauben zu festigen. Ob er Reinhard Raffalt dort kennengelernt hatte, wusste ich nicht, aber Onkel Kreppel war voller angespannter Erwartung. „Das Schauspiel schildert eine Versammlung der Kardinäle im Konklave zur Papstwahl. Sie ringen um die Entscheidung, welchen Weg die Kirche in Zukunft zu beschreiten habe, ob in einer Zeit der Auflösung des Glaubens der neue Papst Toleranz oder Härte repräsentieren solle. Aber die christliche Religion ist ein Glauben an die Macht der Liebe, und so wählen sie



den einfachsten und schlichtesten Mann aus ihrer Mitte. Er allein erscheint berufen, die Statthalterschaft Christi auszufüllen.“ „Raffalts erstes Theaterstück ‚Der Nachfolger‘ hat zum Schauplatz jene Welt, die dem Autor seit vielen Jahren vertraut ist: die Welt des Vatikans in Rom, und als Gegenstand die Wahl eines Papstes im Konklave. Ein solcher Rahmen bietet die Gelegenheit, der Handlung einen weltweiten Aspekt zu geben. Die scharf gezeichneten Figuren der Kardinäle und Konklavisten, der Ordensleute und Monsignori sind bei aller individuellen Prägung gleichsam Personifikationen der geistigen Strömungen innerhalb der Katholischen Kirche. Siebzehn Kardinäle aus allen Erdteilen ringen um eine Entscheidung über den

Nachfolger Petri, den künftigen Papst.“ Die Bühne war voller Rotkäppchen mit roten Schärpen, die sich auf Deutsch verständigten, obwohl die siebzehn Kardinäle aus elf verschiedenen Ländern und Regionen der Welt kamen. Ich fand das so ungewöhnlich wie Cowboys mit bayerischem Akzent. Es ging um die Fortführung der Reformen, die unter Papst Johannes XXIII eingeleitet wurden. Sie wurden in allen Kirchen umgesetzt und die Altartische standen nun mit Blick zum Publikum und dem Rücken zum Altar. Messe und Predigt fand, wie bei den Lutheranern, in deutscher Sprache statt. Das war Kosmetik. Die Macht der Kirche war nach wie vor groß, vor allem in Bayern und ganz besonders im Pfaffenwinkel, wo die Barockkirchen mit Blattgold prahlten, das die Spanier in den Kolonien geraubt hatten. Der Erzbischof von München und Freising, Kardinal Döpfner und der Erzbischof von Köln, Kardinal Frings waren die zwei deutschen Kardinäle, die an so einem fiktiven Konklave im Jahr 1962 hätten teilnehmen können. Da alle Schauspieler deutsch sprachen, hatte Raffalts Stück einen Haken: Keiner der Kardinäle im Konklave des Vatikans sprach deutsch, aber Latein sprachen sie alle. Ich war nicht der einzige Zuschauer, der sich langweilte. Mancher Kopf in den Reihen vor mir kippte in Schlafhaltung. Es fehlten nur noch Schnarch Geräusche. Aber dazu war es noch nicht gekommen, denn kurz vor der Pause kam der Intendant aus der Kulisse auf die Bühne, ruderte mit den Armen und rief:

„Unterbrechung, Unterbrechung! Es hat uns eine wichtige Meldung aus dem Vatikan in Rom erreicht. Vor wenigen Minuten ist Papst Johannes XXIII im apostolischen Palast verstorben. Ich bitte sie um eine Schweigeminute.“ Dann wurde die Pause vorgezogen und das Publikum verließ den Saal und stand alsbald mit Gläsern in der Hand im Foyer und waren verwundert, wie aus einer Fiktion Realität wurde. Alsbald würde über den Nachfolger spekuliert und manche erwarteten, dass die Italiener das wieder unter sich ausmachen und den Kardinal Montini vorschlagen würden. Im Vatikan war man vorbereitet und Johannes selbst hatte Kardinal Montini wärmstens empfohlen. Nachdem die Glocke die Pause beendet hatte und das Publikum zur Ruhe gekommen war, betrat Paul Verhoeven, der als Kardinal von Bologna dem Aussehen von Papst Johannes sehr nahekam, die Bühne und verkündete, dass man sich entschieden hätte die Vorstellung fortzusetzen, da es ja nun besondere Aktualität habe. Dann begann die zweite Halbzeit und alle mussten ihre Rollen zu Ende spielen; obwohl viele Zuschauer aus der Pause nicht zurückkehrten.



Ich saß zwischen meiner Mutter und Eberhard Stamm und bin wahrscheinlich eingeschlafen. Ich kann mich daran erinnern, dass wir später noch das nahe gelegene Lokal ‚Kulisse‘ aufsuchten. Nach meinem Nickerchen fühlte ich mich besser und das war gut, denn Herr Schwab und Onkel Kreppel sprachen über etwas, was mir im letzten Herbst entgangen war, als ich bei Wünnings nach verratenen Staatsgeheimnissen suchte.

Johannes XXIII. erwarb sich historische Verdienste während der Kubakrise, als er per Brief zwischen dem katholischen John F. Kennedy und Nikita Chruschtschow vermittelte. Das war möglich, weil Johannes XXIII. sich anders als seine Vorgänger um eine Verbesserung der Beziehungen zur Sowjetunion und Chruschtschow bemüht hatte und auf positive Resonanz gestoßen war. Kennedy schickte auf dem Höhepunkt der Kubakrise einen Vertrauten nach Rom, um den Papst zu einem Vermittlungsversuch zu bewegen. Darauf verfasste der Papst eine Friedensbotschaft, die er an Chruschtschow wie auch an Kennedy richtete. „Ich flehe die Staatsoberhäupter an, sich dem Schrei der Menschheit nach ‚Friede, Friede!‘ nicht zu verschließen. Mögen

sie alles tun, was in ihrer Macht steht, um den Frieden zu retten. Mögen sie weiter verhandeln“. Am 24. Oktober 1962 um 7 Uhr stimmte Chruschtschow zu und um 11 Uhr begrüßte Kennedy diesen Appell. Zwei Tage später veröffentlichte die Prawda den Aufruf des Papstes in voller Länge. Am 28. Oktober gab Chruschtschow bekannt, dass die Raketen aus Kuba abgezogen würden. Der Papst verkündete einer Menschenmenge auf dem Petersplatz die frohe Botschaft mit den Worten: „Ein neuer Geist bemächtigt sich allmählich der Gedanken von Politikern, Ökonomen, Wissenschaftlern und Schriftstellern.“ Das klang nach Fortschritt und Zukunft, wenn Katholiken und atheistische Kommunisten zusammenarbeiten könnten wie der katholische Dorfpfarrer Don Camillo mit dem kommunistischen Bürgermeister Peppone des Ortes in der Poebene in Norditalien. Es war auf alle Fälle ein aufregender und denkwürdiger Abend. Als wir die ‚Kulisse‘ verließen, war es etwa elf Uhr nachts und dunkel. Wir fuhren meist schweigend über die Olympiastraße zurück nach Weilheim und Hohenpeißenberg. Eberhard Stamm, war wie ich katholisch und wir wurden beide von Religionslehrer Alfons Selzle unterrichtet. Selzle gehörte zu den jungen Klerikern, die die Reformen von Papst Johannes unterstützten. Auch sein Unterrichtsstil gefiel mir, weil er nicht nur Pult und Tafel einsetzte, sondern den Dialog mit uns Schülern suchte und auch offen auf kritische Fragen reagierte. Wir waren entschlossen, ihn nach den Pfingstferien auf das Wirken des Papstes anzusprechen.



Michael Ehrengut hatte mich zu einem Besuch zu Hause im Haus seiner Eltern am Pilsensee eingeladen und diesmal fuhr ich dieselbe Strecke über Weilheim, Raisting und Herrsching aber nicht wie vor einem Jahr mit einem Fahrrad mit Dreigangschaltung sondern mit einer DKW Hummel Luxus mit Tacho, weiter herumgezogenes Schutzblech vorn, Chromteile sowie polierte Aluminiumfelgen. Per Handschaltung im rechten Lenkergriff konnten drei Gänge eingestellt werden. Der luftgekühlte Einzylinder Zweitaktmotor mit 48 ccm Volumen leistete bei 4000 Umdrehungen 1,7 PS. Die Höchstgeschwindigkeit betrug 40 km/h und da die Strecke bis Herrsching meist flach war hatte ich Herrsching nach einer Stunde mühelos erreicht und kam in Hechendorf rechtzeitig vor dem Mittagessen an. Michael war einige Monate jünger als ich und konnte seinen Führerschein erst im Januar machen. Das Moped wog mit gefülltem Tank mit 5,5 Liter ca. 60 kg und



hatte ein zulässiges Gesamtgewicht von 208 kg. Selbst mit Michael auf dem Rücksitz waren wir davon weit entfernt, als wir nachmittags auf dem Moped zum unteren Ende des Wörthsees knatterten, wo sein Vater in einer Bootshütte am See ein Ruderboot untergebracht hatte. Michael hatte die nötigen Schlüssel für Grundstück, Bootshaus und die Kette, an der das Boot in der Hütte gesichert war. Nachdem wir das Boot freigemacht hatten, schoben wir es ins Wasser, stiegen ein und ruderten zur Mitte des Sees, von wo aus wir eine ungestörte Aussicht auf die belebten Bade- und Wassersportstrände von Steinebach und Walchstadt am oberen Ende des Sees hatten. Wir blieben bis sechs Uhr auf dem See, im Wasser oder auf dem Steg vor der Bootshütte. Michael hatte ein Transistorradio mit, der Empfang war gut. Elvis war mit einem neuen Song auch in Westdeutschland mit „Kiss me quick“ auf Platz drei der Hitliste gelandet und damit populär, was wahrscheinlich daran lag, dass das leicht verständlich war. Aber sein neuer Hit „Jur dedevel indisgeise“ klang weniger verständlich. Er klang eher vorwurfsvoll und landete bei der Deutschen Hitparade trotzdem auf Platz zwei. Auf Platz eins lag seit Ende August der Song einer englischen Band „The Beatles“ mit dem Titel: „She loves you“. Das verstand sogar ich ohne Englischkenntnisse. Ich war voller Zuversicht ab September als dritte



Fremdsprache Englisch zu lernen und „Jur dedevel indisgeise“ zu übersetzen. Am späten Nachmittag sperrten wir wieder alles ab und knatterten mit dem Moped zurück zum Haus in Hechendorf. Es gab Abendessen mit der Familie und laut Kalender später ein Glas Wermut, Michael zeigte mir seine beachtliche Sammlung von Modellautos und einen Prospekt der Kreidler Florett Super 62, die 1961 auf den Markt kam, übertraf die Leistungsdaten aller anderen Mopeds bei weitem. Es war ein Kleinkraftrad, das als Zweitakter aus dem gleichen Volumen wie die DKW Hummel bei 6750 Umdrehungen 4,2 PS herausholte, die die Florett auf bis 75 km/h beschleunigen konnten. Sie hatte vier Gänge mit Fußschalter, einen Tank von 11 Litern.; das Leergewicht betrug 74 kg, zulässiges Gesamtgewicht: 245 kg. Preis ohne Extras: 1000 DM.



Es war Mitternacht, als wir schlafen gingen. Um neun wartete das Frühstück am großen Esstisch im Salon, um zehn Uhr verabschiedete ich mich und fuhr auf meinem Moped, das kein Kleinkraftrad war, sondern ein Fahrrad mit Hilfsmotor. Nicht das Zylindervolumen machte den Unterschied, sondern die Leistung in Pferdestärke. An den folgenden Tagen machte ich jeden Tag eine Mopedtour im Dorf, nach Schongau oder

am Freitag nach Mittag Richtung Murnau, um mit Sybille, Renate und den Whippets am Ufer des Staffelsees in Seeleiten spazieren zu gehen. Am Strand am Seewaldweg tobten die Whippets los und veranstalteten im seichten warmen Seewasser ein Ballett wie im Winter auf den vereisten Feldern des Murnauer Moores. Als sie wieder angeschirrt und wir auf dem Weg zurück zum Maria-Antonienweg waren, bekam Renate plötzlich einen schweren Asthmaanfall: Sie keuchte, rang nach Luft, verdrehte die Augen, ließ die Leine fallen, die Whippets tanzten erschreckt auf ihren Hinterbeinen und wickelte dabei die Leine um Renates Füße. Sybille schrie laut „Norle!“, so nannte sie ihre Schwester, und so alarmiert eilten wir zu ihr und konnten sie gerade noch vor dem Fall auffangen. Sie war ohnmächtig und Sybille kruschte in Renates Jackentasche, bis sie ein Spray gefunden hatte, das sie Renate, als sie wieder zu sich gekommen war, in die Mundhöhle sprühte. Dann hielt sie den Kopf ihrer älteren Schwester in den Armen, bis sie aufhörte zu keuchen und wieder normal atmen konnte. Ich wusste von Renates Asthma, hatte aber bisher noch keinen ihrer Anfälle erlebt und war verunsichert. Renate merkte das und beruhigte mich. Die Anfälle waren ihr sehr unangenehm, aber sie hatte



die Hoffnung, dass die mit dem Älterwerden abnehmen oder dass wirksamere Medikamente entwickelt werden. Sie rauchte auch manchmal eine Zigarette ohne Hustenanfälle zu kriegen. Auch dass ihr Vater als Arzt und auch ihre Mutter starke Raucher waren störte sie nicht. Sie und Sybille hatten ihre eigenen Zimmer und dann gab es noch das Esszimmer mit Alpenblick, in dem nicht geraucht wurde. Die Behinderung war Renate nicht anzusehen und schien sie auch nicht zu belasten oder ihre Lebensfreude einzuschränken. Um neun Uhr, nach dem Abendbrot mit Onkel Hayo, Tante Traudi und meinen Cousins, setzte ich mich wieder



auf mein blaues Moped und fuhr in der Abenddämmerung zurück nach Hause. Es war ein schöner, ruhiger Sommerabend, fast kein Verkehr und meine Hummel surrte im dritten Gang. Der Handgriff am Lenker war fest auf Vollgas gedreht. Auf der flachen Strecke zwischen Murnau und Hugelfing zeigte der Tacho sogar 45 km/h. Dann war das Knattern weniger laut als bei niedriger Geschwindigkeit. Das war eine neue Dimension der Freiheit. Die 25 Kilometer von Murnau zur Bergstraße am Hohenpeißenberg dauerten 45 Minuten. Bei meiner Ankunft war es immer noch hell. Ich fühlte mich frisch, ging aber bald schlafen.

Nach der Pfingstwoche ging die Schule weiter. Die letzten Prüfungen des Jahres standen noch an. Am Dienstag gab es erstmal die Ergebnisse der Prüfungen vor den Ferien: „Musik 4, Physik 3“. Am Mittwoch war ich im Fach Turnen wohl völlig lustlos und destruktiv. Im Kalender steht: „Turnen: Kugel 8m, 100m 16,5, Weitsprung 3,56“ Am Freitag: „Mathe 4“, Samstag: „Deutsch 3, Griechisch Schulaufgabe, Scheiß Latein Schulaufgabe 4. Mit Sepp auf seiner Florett nach Schongau, wollten in Zirkus, war zu teuer. Dafür ins Filmtheater ‚Der Unsichtbare‘ Reißer ohne Spannung.“

Der Film wurde 1962 produziert. Die Filmbühne schrieb: „Der Wissenschaftler Dr. Max Vogel hat eine bahnbrechende Erfindung gemacht: Er hat eine radioaktive Droge entwickelt, mit der ein Mensch unsichtbar werden kann. Max informiert seinen Bruder Walter telefonisch von der sensationellen Entdeckung, dann aber verschwindet der Forscher nach einem Telefongespräch ebenso spurlos und auf äußerst rätselhafte Weise. Zeitgleich mit seinem Abtauchen häufen sich Verbrechen, bei denen der Täter stets völlig unsichtbar erscheint. Walter geht den wenigen Spuren nach und stößt auf einige Ungereimtheiten.“ Es gab einige originelle Momente, aber jeder Edgar Wallace Film war besser als dieser. Der Film dauerte 90 Minuten



Als wir das Kino verließen, war es inzwischen dunkel. Beim Zirkus Althoff war die Pause vorbei, das Programm lief weiter. Wir entdeckten, dass der Zugang nicht mehr überwacht wurde und ohne Eintritt zu zahlen den Rest der Vorstellung des Zirkus Althoff miterleben. Die Akrobaten kamen zwar nicht mehr zum Einsatz, aber wir sahen ein paar Szenen mit Pferden und Clowns, bevor ich auf dem Sozius von Sepps Florett



über die dunkle aber nun vollständig geteerte Bergstraße nach Hause brauste. „Am Sonntag regnete es. Zum Kaffee kamen die Wychgrams aus Murnau, später traf Jochen Kannegießer aus Paris ein. Er hatte eine aufrollbare Leinwand und einen Projektor mit, zeigte Lichtbilder aus Paris und einen Film“, den er in Addis

Abeba, der Hauptstadt von Äthiopien produziert hatte. Er war dort um für seine Zeitschrift „Jeune Afrique“ über die Gründungssitzung der Organisation für Afrikanische Einheit von dreißig afrikanischen Staaten am 25. Mai 1963 in Addis Abeba zu berichten. Gedreht wurde mit einer 16 mm Kamera mit Originalton und französischem Kommentar, den Jochen für uns übersetzte. Der Film war nur vierzig Minuten lang und eine Reportage. Jochen war der erste Reporter, den ich kennengelernt hatte. Er beherrschte die Französische wie Englische Sprache und konnte sich in fremden Ländern verständigen. Ich musste mich im neuen Schuljahr zwischen Französisch und Englisch als dritter Fremdsprache entscheiden. Nach seiner Diashow mit Bildern von Paris dachte ich eher an Französisch. Die Sprache klang melodisch wie Edith Piaf. Sie konnte knistern wie ein Feuerwerkskörper oder gurren wie ein balzender Tauberich. „Am Montag reiste Jochen wieder ab. Es war der Tag der Deutschen Einheit und schulfrei. Mit Eberhard Stamm auf dem Sozius fuhr ich nach Herrsching. Wir trafen uns mit Michael und einem Freund am Hotel Seehof im Biergarten an der Anlegebrücke am Ammersee. Zum Mittagessen gab es 1 Maß Bier, Wurstsalat, 2 Brezen“.



In den folgenden Tagen konnte ich in den letzten Schulaufgaben des Schuljahres mit einer 3 in Griechisch und 4 in Latein das Schlimmste verhindern, die Versetzung war gesichert und ich konnte mein Leben unbeschwert fortsetzen. Als Renate und Sybille am Sonntag zum Kaffee da waren, hatte ich erfahren, dass wir am ersten Tag der Sommerferien am 19. Juli mit zwei Autos für zwei Tage nach Berlin zu Tante Manna's 75. Geburtstag am 21. Juli fahren werden. 650 Kilometer an einem Tag. Das war so weit weg wie Lüdenscheid und Gabi. Den ganzen Tag in einem Auto eingesperrt. Sybille und Renate hatten das schon erlebt: Quer mit den Eltern durch das ganz Land Richtung Norden reisen, um die Ferien auf der Insel Wyk auf För in Nordfriesland nahe Husum zu verbringen. Da gab es aber keine bewachte Zonengrenze. Wie auch immer, wir freuten uns riesig nach Berlin zu fahren, aber nicht um die Mauer zu besichtigen, sondern die unsere Großtante zu besuchen, die in einer Stadtvilla in Nikolassee im Südwesten von Westberlin lebte. Ende Januar dieses Jahres gab es in der Schule einen Film, den alle von der zweiten bis zur neunten Klasse ansehen mussten: „Die Mauer eine Sendung zu den Ereignissen am 13. August 1961“. Es war eine Reportage des Senders Freies Berlin in Westberlin mit Bildern, die seine Kameras vor Ort an der Baustelle aufgenommen hatten. In 25 Tagen würde ich durch diese gruselige Mauer nach Berlin fahren.

Das Sonnwendfeuer konnte dieses Jahr nicht stattfinden. Nach einem sonnigen Vormittag in der Schule staute sich die Hitze am Nachmittag zu einem Gewitter, begleitet von heftigem Regen. Der Spuk war nach dem Abendbrot vorbei. Der heftige Regen hatte den großen Haufen Reisig auf dem Parkplatz unterhalb des Friedhofs vollkommen durchnässt. Auch mit viel Benzin war es nicht möglich ihn zu entflammen. Im Gegenteil, der Schwelbrand verursachte ekligen schwarzen Rauch. Auf der Bühne im großen Saal spielte die Knappschaftskapelle Blasmusik und der Saal war voll besetzt von Menschen in Lederhosen oder Dirndl, Hüten auf dem Kopf und Maßkrügen in der Hand. Ich habe nichts getrunken, obwohl Mutti keinen guten Nachtkuss erwartete, und war um elf Uhr nachts zuhause. Ich habe noch bis Mitternacht in einem Buch gelesen habe, das ich am verregneten Sonntag und den Folgetagen zu Ende las. Den Titel des Buches habe ich im Kalender nicht eingetragen, aber ich erinnere mich, dass es eines der Bücher von Jules Verne war,

nämlich die „Reise um die Erde in 80 Tagen“. An dem Tag an dem Phileas Fogg schließlich im Reform Club in London den Gewinn seiner Wette auf sein Versprechen, die Erde in 80 Tagen zu umrunden, feiern konnte, waren die Erwachsenen im Haus irgendwie gut gelaunt. Der amerikanische Präsident Kennedy hatte nicht nur die Kubakrise entschärft, sondern war auf seiner Europareise nach Westdeutschland nun auf dem US Militärflugplatz Tegel in West-Berlin gelandet. Der Anlass des Besuchs war nicht die Mauer, sondern der 15.



Jahrestag des Endes der Luftbrücke im Jahr 1948, mit der die USA Stalin zur Beendigung der Blockade West-Berlins nötigten. Weit über eine Millionen West-Berliner standen an den Straßen und Plätzen seiner Fahrt im offenen Wagen und begrüßten ihn mit winkenden US-Fähnchen und lauten Rufen, bis er in einer Rede vor dem Rathaus bekannte, dass auch er ein Berliner sei. Wir konnten es in den Nachrichten des bayerischen Rundfunks um sieben Uhr abends hören: „Ich bin ein Berliner!“ Wenn er gesagt hätte „ich bin ein Deutscher“, hätte ihm das wohl wenige geglaubt. Es gab weltweit wahrscheinlich mehr Berliner, als damals in der Stadt lebten. Aber das war damals kein Thema, sondern der Konfetti-Regen, der seine Fahrt durch West-Berlin begleitete. Ich erfuhr damals, dass Konfetti durch das Loch von Papier zur Ablage in Aktenordner mit zwei Metallbügeln produziert wurde und das Büropersonal in den Wolkenkratzern von New York mit Ypsilon in Feierlaune das Ergebnis der Lochungen mit Begeisterung aus den Fenstern ihrer Büros in die Luft warfen. Das stand in Widerspruch zu den Bildern aus Berlin in den Zeitungen mit Willy Brandt zwischen Kennedy und Adenauer in der Präsidentenlimousine, einem Lincoln Continental. Das Konfetti sah eher aus wie Spaghetti. Aber das interessierte uns damals kaum, sondern uns ging es eher darum, ob wir auch nach seinem Besuch unsere Großtante in Berlin besuchen konnten, oder ob Kennedy die Sowjets so verärgert, dass sie die Grenzen für West-Deutsche wieder dicht machen. Aber noch war es nicht so weit.



Am 28. Juni erfuhr ich die Note für die letzte Schulaufgabe: Es war eine 3 in Deutsch. Das Schuljahr war für uns mehr oder weniger abgeschlossen und die Lehrer vor allem damit beschäftigt die Abiturprüfungen der 45 Schüler und 16 Schülerin der drei neunten Klassen abzuhalten. Am 1. Juli fand an der Schule ein Sportfest mit Wettbewerben statt, die ich nicht ernstnahm, weil die Ergebnisse keine Bedeutung mehr hatten.

Abends fuhr ich mit Jackett und Schlips wieder nach Weilheim, um die Aufführung eines Theaterstücks, das die Theatergruppe der Abiturklassen einstudiert hatte, im Stadttheater vor Schülern und Eltern anzusehen. Die Handlung des Stücks „Sieben Gläser Chambertin“ spielte im Wohnzimmer des Gutsbesitzer Gerard Leffont, der zu seinem sechzigsten Geburtstag seine ärgsten Feinde eingeladen hatte, um sich bei einem Glas Wein mit ihnen zu versöhnen. Doch die gut gemeinte Versöhnungsfeier endet im Debakel, denn die Flasche mit dem Chambertin war vergiftet. Ein scheinbar etwas beschränkter Kommissar Jovet nahm Ermittlungen auf und versuchte Licht in die sehr verzwickte Angelegenheit zu bringen. Seine Entdeckungen gaben dem Fall immer wieder eine neue Wende, bis er sich schließlich auf eine überraschende Weise von selbst löste. Das Stück dauerte zwei Stunden, verlor nach der Pause deutlich an Spannung und alle schienen erleichtert als endlich der Vorhang fiel. Nach einem Weizenbier im Gasthaus Gattinger mit Michael fuhr ich um elf Uhr nachts mit dem Moped nach Hause. Die Sommernacht war mild und voller Sehnsucht. Auf der Fahrt durch die Lichter der nächtlichen Straßen von Weilheim und Peißenberg nach Hause vermisste ich die Arme eines Mädchens auf dem Sozius, das mit seinen Händen Halt an meinen Hüften findet. Ich wusste nicht wann, wo und wie es dazu kommen würde, aber hatte wie Mutter sagte „so eine Vorahnung“ wie etwas Vages, noch Konturlos und so wenig spürbar wie eine Gehirnwelle, aber dennoch existent.

Am Donnerstag, dem 4. Juli hatte ich scheinbar schulfrei, denn laut Kalendertagebuch war ich um 11 Uhr am Hauptbahnhof in München, ging über die Kaufinger Straße zum Rathausplatz und weiter Richtung Isartor. In einem der zwei Türme gab es ein kleines Museum für den Münchner Komiker Karl Valentin. Er war vor dem Krieg auf Volkssängerbühnen aufgetreten und schon 1912 hatte er in München ein Filmstudio eingerichtet und eigene Filme produziert. Ab den Zwanzigern gab es sie mit Ton und sie waren in München und Umland noch in den Fünfzigern und sechziger Jahre populär. Es gab auch damals viele andere große Volksschauspieler und Schauspielerinnen. Aus diesen schwarz-weißen Kurzfilmen kannte ich Valentin und Liesl Karlstadt. „Im



Fotoatelier, Die Orchesterprobe, Der Zithervirtuose, Der verhexte Schweinwerfer, Im Plattenladen, Der Theaterbesuch.“ „In der Apotheke“ ergibt die Sprachakrobatik ein besonders verdrehtes Ergebnis. Karl Valentin hat den Namen eines Medikaments vergessen. Es dauerte, bis die Apothekerin herausfinden konnte, dass es sich um ein Rezept für ein Baby handelte, das seine ersten Zähne kriegte und ein Beruhigungsmittel brauchte, das „Isopropylprofimilbarbitursauresphenyldementhylaminophyrazolon“ hieß. Kein einfaches Wort für ein Beruhigungsmittel für Babies, dreimal fehlerfrei wiederholt von seiner Partnerin, Liesl Karlstadt. Valentin betrieb in den 30er in München auch ein Panoptikum. Einiges aus dieser Zeit ist in den engen Räumen in einem Museum im linken Turm des Isartors ausgestellt, das 1959 eröffnet wurde. Im dritten Stock des Turms gab es das Turmstüberl, ein Café mit Kaffee und Kuchen oder Würstchen mit Bier. Ich ließ die Würstl weg, trank eine Halbe Bier, las ein Faltblatt mit historischen Daten zum Isartor und besah die dicht mit Bildern und Schaukästen behängten Wände des Treppenhauses und des Cafés. Es waren nur wenige Besucher da und ihre Stimmen meist gedämpft mit gelegentlichen Lachern. Selbst das Läuten der Trambahnen und der Lärm der Zulieferer und Besucher, die damals noch durch das Isartor zum Marienplatz

fuhren, erreichte das Turmstüberl kaum. Ich erinnere mich an ein kleines Objekt hinter Glas, nämlich einen Zahnstocher aus Holz, der in einem Watteflausch steckte, darunter stand: „Zahnstocher im Winter.“ Auch seine Idee nur grüne Briefmarken zu sammeln, fand ich genial.



Hungrig und mit knurrendem Magen wanderte ich vom Tal zum Hofbräuhaus am Platzl, das zur Mittagszeit gut besucht war. Die hohe Halle der Schwemme war voller Lärm, aber ich fand einen Platz an einem kleinen runden Tisch für vier unter einer Kastanie im ruhigen Biergarten. Eine Kellnerin kam, nahm meine Bestellung an und brachte wenig später eine Halbe kaltes Bier und dann habe ich auf das Ragout mit Knödel gewartet. Nach einer halben eine Stunde kam sie wieder vorbei, sagte, das Hauptgericht käme gleich, ob ich noch eine Halbe wolle. Eindeutige Erpressung, aber wie meine Mutter stets empfahl, der Klügere gibt nach. Es war angenehm unter den Blättern der Kastanien, deren Fächer mit den Grenzen von Licht und Schatten spielten. Es versetzte mich in eine somnambule Situation: Ich fühlte mich wie ein Schlafwandler, ohne mich dabei zu bewegen. Eher wie eine Katze. Ich wartete. Es war kein Tiefschlaf, eher ein langes Nickerchen nach 1 Maß Bier. Nachdem sie endlich das Hauptgericht gebracht hatte, fragte sie, ob sie noch eine Halbe bringen solle. Als ich verneinte, hat sie vorsorglich abkassiert und „Mahlzeit nachat!“ gerufen.



Nachdem ich den Garten des Hofbräuhauses verlassen hatte, ging ich Richtung Norden zur Maximilianstraße, überquerte sie und merkte erst in der Königinstraße, dass es dort weiter nach Schwabing ging, aber nicht

zum Hauptbahnhof. Ich war erst um 18 Uhr zurück am Hohenpeißenberg. Dort traf ich eine junge Frau, Gabi Peterich mit ihrer Tochter Sybille aus München. Ich habe jedenfalls ihren Namen in meinen Kalender geschrieben. Sie war Schauspielerin und ihr Mann arbeitete als Lektor in einem Münchner Verlag. Als ich sie fragte, was ein Lektor macht, sagte sie, „lesen, was andere geschrieben haben und prüfen, ob es in das Programm des Verlages passt. Wenn es in deutscher Sprache ist, kann es redigiert und druckfertig gemacht werden. Wenn nicht, muss es übersetzt werden. Das tut er oft selbst, besonders bei englischen Büchern.“ Davon war ich beeindruckt und ich habe es mir gemerkt.

Ein paar Tage später fand der letzte Wandertag der Klasse 5 B des ORG Weilheim statt. Wir fuhren mit dem Zug nach Dießen, stiegen dort um in ein Passagierschiff und dampften fröhlich nach Herrsching am anderen Seeufer. Das dauerte eine halbe Stunde, bis wir dort am Steg beim Hotel Seehof anlegten und uns



aufmachten zu einer Wanderung von etwa fünf Kilometern zum Kloster Andechs. Wir durchquerten Herrsching in Richtung eines Hügelrückens des Ortes bis zur Kientalstraße, benannt nach einem Bach der weiter oben entspringt. An den letzten Häusern vorbei, ging es in den Wald, den wir auf dem Hauptweg durchquerten. Es ist ein heimischer Urwald, mit riesigen Wurzeln und Bäumen, die um Felsen herumwachsen im leisen Rauschen des Kienbachs, der im Sommer gemächlich bergab plätscherte. Frau Studienprofessorin Käthe Bader macht uns auf die Naturwunder aufmerksam, bis wir dann plötzlich vor dem



Kloster auf dem heiligen Berg standen. Nach Altötting ist Kloster Andechs der zweitbeliebteste Wallfahrtsort der Katholiken in Bayern. Auch in Andechs gab es kostbare Reliquien. In Hohenpeißenberg gab es nur eine kleine Statue der heiligen Maria und die Votivgaben für geleistete Hilfe kamen von Herzen, waren meist handgemacht und von geringem Wert. Dennoch hingen Votivtafeln früher in der Wallfahrtskirche auf dem

Hohenpeißenberg. Es waren nicht viele, aber ich mochte sie. Hier in Andechs gab es einen ganzen Schatz von Reliquien mit mit großer Wirksamkeit. Berge von weggeworfenen Krücken zeugten davon, aber der Herzschlag dahinter klang wie das Klimpern von Münzen in einer Sammelschale aus Messing. Die Klosterbrauerei Andechs war im Besitz der Benediktinerabtei Sankt Bonifaz in München und Andechs. Sie war eine der wenigen Klosterbrauereien in Deutschland, die eine existierende Ordensgemeinschaft komplett konzernunabhängig führte. Während die Benediktiner in St. Ottilien ein Missionskloster errichteten entstand 1906/07 am östlichen Steilhang nicht unweit des Heiligen Berges in Andechs ein hochmoderner, siebenstöckiger Stahlbetonbau für eine neue Mälzerei – eines der ersten Industriegebäude im bayerischen Oberland in Stahlbeton-Bauweise. Inzwischen wurden zigtausende Hektorliter pro Jahr produziert und nur ein Bruchteil am Berg selbst ausgeschenkt. Der muss dennoch beträchtlich gewesen sein, denn das Bräustüberl und die großen Terrassen waren dicht besetzt von Pilgern wie Touristen, die ihren großen Durst mit Maßkrügen löschten. Wir Gymnasiasten fielen gar nicht auf, als wir nicht nur eine Brotzeit, sondern eine Halbe Bockbier und dazu noch Schnaps zu uns nahmen und das zur Mittagzeit. Geraucht wurde außerdem, was sollte schon geschehen. Nur der Rückweg von Andechs nach Pähl, Wielenbach und Weilheim wurde später etwas beschwerlich und vor allem Michael hatte Probleme mit seinen Schuhen, konnte aber noch immer sein Transistorradio bedienen, Harald guckte unbewegt wie immer, weil er den Schnaps weggelassen hatte, und ich war mit meinem Arztkoffer unterwegs, der damals bei Jugendlichen beliebt war, die auch gerne zwei Meter lange schwarze Schals trugen wie die wirklichen Stars dieser Tage: Die Existentialisten in Paris. Ich wusste noch nicht genau, was die dachten, aber es klang wie: „Es gibt nur ein Leben und wenn du es verlierst, bist du tot. Halte gute Freunde, trage einen schwarzen Schal und du bist auch ohne Gott nie allein.“ Das war ein anderes Angebot, als die Benediktiner es hatten. Das Foto hat Franz-Josef Hintler aufgenommen.



Am Tag danach, am 10. Juli gibt es noch vier Stunden Unterricht Die Lehrer verabschiedeten sich, die Bücher aus der Lehrmittelfreiheit wurden abgegeben. Die Zeugnisse sollten am Mittwoch, den 17. Juli folgen und am 19. Juli sollte die große Reise nach Berlin stattfinden. Am 11. Juli regnete es. Dazu kam Streit, den ich nicht ertrug und mit einem Regenschirm in die Wälder floh, um meine Unruhe unter Kontrolle zu bringen. Am 12. fuhr Onkel Kreppel mit Jörg, Fritz, Wölfi und mir früh nach Ebenhausen, wie unsere nächste Heimat von nun an hieß, um am Fundament der inzwischen ausgehobenen Baugrube zu arbeiten. Am Tag drauf treffen Ruth aus Simbach am Inn und ein Spanier ein, ich musste Zimmer 6 verlassen und ins Laboratorium umziehen. Am Sonntag, 14. Juli feierte Onkel Kreppel mit viel Trara, Kaffee und Kuchen, Lichtbildern und musikalischem

Ringelpiez seinen 37. Geburtstag. Am Montag setzte ich mich auf die auf Hochglanz geputzte DKW Hummel und fuhr nach Kloster St. Ottilien. Es war ein sonniger Sommertag, ich hatte mein Zeugnis geschafft und hoffte, den einen oder anderen Freund aus meiner Schulzeit dort zu sprechen. Das letzte Mal versuchte ich das am Wandertag 1961. Ich hatte mich damals entschieden nicht teil zu nehmen, sondern meinen eigenen Wandertag zu meiner früheren Schule zu machen. Während meine Klasse sich auf den Weg zu den Osterseen machte, stand ich an der Olympiastraße Richtung München, um jemand anzuhalten, der mich an der Abzweigung nach Pähl rauslässt. Das gelang nach einiger Zeit, aber dann stand ich in Pähl und wartete auf jemanden, der mich links oder rechts des Ammersees in die Nähe des Klosters St. Ottilien absetzen würde. Als ich bereits angefangen hatte daran zu denken, hielt ein Wagen, der mich bis Schondorf mitnahm. Dort stand ich etwa so lange wie ich neulich im Hofbräuhaus auf mein Ragout mit Knödel gewartet hatte. Dann entschied ich mich den Rest der Strecke auf den Bahnschienen per pedes zu absolvieren. Daraus wurde soweit ich mich erinnere eine Art Pilgerfahrt, die voller Klage gegen die Lügner in den schwarzen Kitteln war. Je mehr ich versuchte meinen Schritt den Abständen der Schwellen anzupassen, desto ärgerlicher wurden meine Vorwürfe. Ich wusste, dass ich Schwierigkeiten hatte, meine Gefühle gegenüber Erwachsenen nicht zu zeigen, Stichwort „Heulsuse“. Davon war ich inzwischen ziemlich entfernt, aber meine Tarnung meist wenig glaubhaft. Als ich schließlich mit schmerzenden Füßen am Kloster ankam, fehlte mir jede Kraft auszudrücken, was ich sagen wollte. Ich versuchte erst gar nicht, am Internat nach Einlass zu fragen oder in der Klosterwirtschaft ein Bier zu trinken, sondern kaufte mit meinem letzten Geld eine Fahrkarte zurück nach Weilheim.

Diesmal war es anders, drei Jahre waren vergangen, ich hatte eine Versetzung in die sechste Klasse des Gymnasiums, einen Mopedführerschein und wollte mit meinen früheren Freunden sprechen. Aber es war klar, dass Pater Regens, selbst als er mich ohne mein Moped an der Pforte der neuen Seminargebäude sah, in keiner Weise bereit war mich reinzulassen oder einen Kameraden herauszurufen. Ein Besuch ohne vorherige Anmeldung sei leider nicht möglich, das sollte ich doch noch in Erinnerung haben. Ich verfluchte ihn nicht, als ich zu meiner Hummel zurückkehrte, aber ich wünschte ihm nichts Gutes. Auf der Rückfahrt am Lech entlang Richtung Schongau piekste ein verlorener Nagel ein Loch in den Schlauch meiner Hummel und ich musste sie eine halbe Stunde lang nach Schongau zu einer Tankstelle schieben, die zwar einen Schlauch hatte, den aber ohne Barzahlung nicht aushändigen wollte, auch nicht gegen Adresse und Telefonnummer. Also musste ich nach Hohenpeißenberg hin- und zurück per Anhalter fahren, um von Mutti Bargeld zu erbetteln bevor ich die Hummel mit einem neuen Schlauch nach Hause bringen konnte. An diesem Tag beschloß ich, die Mitgliedschaft der römisch-katholischen Religionsgemeinschaft zum nächst möglichen Termin am 4. April 1965 zu kündigen, was hieß, aus der Kirche auszutreten. Das war nicht so einfach, wie



wenn man auf dem Land vom Stammtisch mit voller Blase austritt, um bieseln zu gehen, um nie zurück-zukehren. Am Tag drauf ist der einzige Eintrag ein großes Fragezeichen. Am 17. Juli kam es nach der Zeugnisübergabe zur letzten Abschiedsfeier der Klasse 5 B im Gasthof Gattinger. „Bis auf die Würdigs sind fast alle da. Vier Stunden, 3 Weizen, 1 Dunkel, 2 Steinhäger, Rausch.“ Ich wusste, warum ich gesoffen hatte,

denn anders kann man diesen Vorgang nicht nennen. Es war nicht aus Verzweiflung, sondern aus Freude über das Erreichte und an einer Zukunft voller Lebensfreude und neuen Möglichkeiten jenseits der Träume unserer Vorfahren. 140 Gramm reiner Alkohol in vier Stunden waren selbst für Jugendliche über 16 Jahren nicht gesund. Ich gehörte nicht zu denen die begannen zu krakelen, zu lallen oder herumzutorkeln. Mir ging es gut und ich wollte nur ungestört meine Betäubung genießen. Wenn es zu viel wurde schlief ich ein und im Schlafen war ich gut. Ich war lärmende Züge oder laute Lehrer gewöhnt. Im Gasthaus Gattinger war ich nicht betrunken, sondern beschwipst, weil mir klar wurde, dass ich den meisten meiner Mitschüler kaum wieder begegnen würde. Genau so wenig wie meinen früheren Mitzöglingen aus St. Ottilien. Meine Klassenkameradinnen, Elisabeth Gruber aus Schongau und Marianne Jocher aus Peiting, haben mir geholfen zum Bahnhof zu finden. Es war mein erster persönlicher Kontakt zu ihnen. Er war erfreulich; ich durfte deutlich schwitzend und angetrunken zwischen ihnen sitzen und erst am Bahnhof in Hohenpeißenberg musste ich ohne ihre Hilfe meinen Weg bergauf finden.

Ich hatte es vom Bahnhof bis hinter der Bäckerei von Sanktjohanser zum Haus des Försters geschafft, als ich das Gleichgewicht verlor, in einen weichen grünen Graben fiel und dort liegen blieb. Es muss etwa sechs Uhr gewesen sein. Ich war hilflos wie ein Baby, genoss die Situation und machte ein Nickerchen. Irgendwann öffnete ich meine Augen, sah einen graublauen Abendhimmel über mir, räkelte mich wohligh in der Kühle nach der Hitze des Tages, bevor mir meine prekäre Situation bewusst wurde. Ich erhob mich mühselig, sah um mich, sah niemanden, der mich sehen konnte und machte mich auf den Weg nach Hause. Dort angekommen war ich so müde, dass ich direkt in mein Bett im Laboratorium krabbelte und sofort einschlief. Irgendwann wachte ich und hörte meine Mutter rufen „Schilah!“ und die Antwort einer Frauenstimme „Yes Madam Kreppel. May I help you?“ Ich mochte die Stimme, war froh, dass Mutti in dieser ereignisreichen Zeit eine neue Haustochter aus England an ihrer Seite hatte, drehte mich um und schlief wie ein Stein bis zum Schrei unseres Hahnes, über dessen Zukunft ich bisher nicht nachgedacht hatte. Heute würde ich nach Berlin reisen. Eigentlich hatte Onkel Kreppel kein Bedürfnis nach West-Berlin zu fahren. Er hatte eben einen



Vertrag unterschrieben, der ihm, nach Verkauf und Umzug nach Ebenhausen eine Anstellung an dem neuen Institut in Ebenhausen garantiert. Sein neuer Arbeitgeber hatte keine Sorge, dass die Grenzbehörden der DDR den ehemaligen Schüler der Reichsschule der NSDAP in Feldafing an der Grenze ausgerechnet ihn zu „Befragungszwecken“ herausfischen könnten. Vielleicht verstand er die Angelegenheit als Bewährungsprobe oder nahm das Risiko auf sich, weil er neugierig darauf war, das Haus der Erbtante kennen zu lernen.

Der Tag unserer Abreise war sonnig und trocken. Um neun Uhr saßen wir zu fünft im Volkswagen. Um zehn Uhr hatten wir München durchquert und fuhren im Norden Schwabings zur Autobahn Richtung Berlin. Auf dem Mittelstreifen stand am Punkt Null die steinerne Skulptur eines stehenden Bären, dem Wappentier Berlins mit der Inschrift: Nach Berlin 565 Km. Nach einer Stunde überquerten wir bei Ingolstadt die Donau,

und nach einer weiteren fuhren wir durch Kiefernwälder nahe Nürnberg nach Norden Richtung Bayreuth zum Grenzübergang Hirschberg. Vor dem Grenzübertritt legten wir an einer Autobahnraststätte noch eine Pinkel- und Trinkpause auf einem Rastplatz ein, bevor wir am Grenzkontrollpunkt der DDR in Töpen-Juchhöhe vorfuhren. Für Westdeutsche und Ausländer war die Einreise mit einem gültigen Reisepass nach direkter Visumerteilung an der Grenzübergangsstelle sofort möglich, allerdings nur für das Stadtgebiet von West-Berlin. Die Volkspolizisten versahen ihren Dienst, forderten vom Fahrer die Dokumente aller Mitreisenden, legten sie in einen Korb, schoben den durch einen Schalter zu einem Beamten, der sie herausnahm und bearbeitete. Die Grenzer durchsuchten inzwischen das Fahrzeug. Dann bekamen wir unsere Pässe zurück mit einem Einreisestempel und wurden aufgefordert weiterzufahren. Die Schranke hob sich und wir fuhren weiter durch die Ostzone auf Hitlers Autobahn aus Beton Richtung Berlin. Onkel Kreppel war noch skeptisch, aber als Genossen der DDR, die uns in ihren Wartburgs trotz einer Begrenzung der Geschwindigkeit auf 100/km überholten, uns freundlich zuwinkten und zu einem Wettrennen aufforderten, ging er darauf ein. Sein Volkswagen leistete 30PS, ein Wartburg 311 leistete 37PS. Im VW saßen fünf Personen, im Wartburg drei. Die Autobahn war wenig befahren und so konnten wir einige Kilometer mit 120 km/h nebeneinander fahren, bis ein Berg kam, wir immer weiter zurückblieben und das kommunistische Bonzenauto vor Freude hupend über den Sieg über den Klassenfeind seinen Vorsprung vergrößerte, bis Onkel Kreppel zur Besinnung kam und die vorgeschriebene Höchstgeschwindigkeit wieder einhielt. Das wurde auch Zeit, denn die letzte Prüfung am Grenzübergang aus der DDR nach West-Berlin am Kontrollpunkt



Dreilinden lag noch vor uns. Auch für unseren Fahrer war unser Ausflug ein Abenteuer. Im September 1939, am Beginn des Weltkriegs, war er mit 14 Jahren in Feldafing im Internat der Reichsschule am Starnberger See noch weit vom Abitur entfernt. Er kannte Berlin wenig. In dieser Zeit lebte unsere acht Jahre ältere Mutter schon in Berlin. Sie war Berlinerin wie ihre Tante oder Großvater. Am 8. Mai 1945 war er neunzehn Jahre alt und als Offizier der Wehrmacht in Tschechien auf dem Rückzug ins besiegte und zerstörte Deutsche Reich. Damals fielen die Lügen, an die er geglaubt hatte, in sich zusammen, wie die Kriegsfrenten des größten Führers aller



Zeiten. Jetzt, am 19. Juli 1963 kurz vor dem Grenzübergang wurde er unruhig. Wir näherten uns auf der Autobahn südwestlich von Westberlin: der „Grenzübergangsstelle Drewitz“, einer der größten und am

stärksten genutzten DDR-Kontrollstellen für den Transitverkehr zwischen der Bundesrepublik und West-Berlin. Sie wurde nach vielen Fluchtversuchen von DDR-Bewohnern zu einer lang gestreckten, beton- und stahlbewehrten Festung ausgebaut. Vom Kommandantenturm der Grenztruppen aus konnte Alarm ausgelöst, alle Ampeln auf Rot gestellt sowie Sperschlagbäume und andere Kfz-Sperren ausgefahren werden. Der Verkehr wurde über mehrere Fahrspuren unter dem Dach der Halle zum Halten gebracht und dieselbe Prozedur wie bei der Einreise wurde nun bei der Ausreise nach Westberlin wieder durchgeführt. Personalausweise und Kfz-Papiere mussten vorgezeigt, Kofferraumdeckel und Motorhaube geöffnet werden. Die Vopos hatten das Kommando und die Macht, die Westdeutschen aus ihren auf Hochglanz geputzten Autos zu scheuchen und sie zu durchsuchen oder auch zu verhören, wenn sie es für nötig hielten. Sie wurden besonders langsam, wenn sie das Gefühl bekamen, dass der/die Reisenden es eilig hatten. Dann mussten alle aussteigen, einer der Grenzer krabbelte in den VW und kontrollierte Rücksitz und Gepäckmulde. Dann klappte er noch die Rücksitzbank hoch, sah auf die Batterie und den Leerraum mit einem so trügen Blick, als ob er dem Klassenfeind zeigen wollte, dass es die Arbeiter sind, denen die Kapitalisten die Zeit stahlen, um daraus zu Geld machen und Reichtum für sich und ihre Sippen zu schaffen. Das taten sie mit großer Gelassenheit und der Absicht zu nerven. Nachdem wir Drewitz verlassen hatten, fuhren wir ohne Kontrolle über die Grenzstation zur Westberliner Grenzübergangsstelle Dreilinden Richtung Autobahnausfahrt

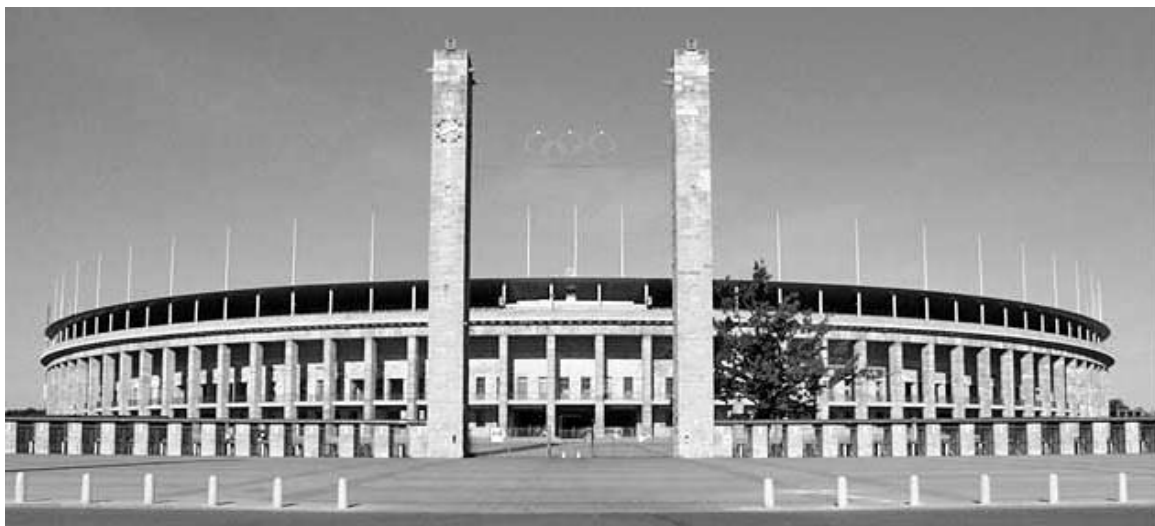


Nikolassee. Um acht Uhr abends fanden wir am Straßenrand vor dem Haus Normannenstraße 12 einen Parkplatz. Onkel Hayos lindgrüner Käfer stand bereits da. Das Haus sah sehr geräumig aus und gehörte Tante Manna, aber sie bewohnte nur den zweiten Stock. Den ersten Stock, die Belle Etage, hatte sie langfristig an einen Professor der Freien Universität vermietet. Auch die früheren Gesinderäume im Souterrain waren wie auch einige Räume unter dem Dach waren vermietet. Tante Mannas Wohnung war sehr geräumig, hatte aber nur zwei Gästezimmer und ein Einzelzimmer an der Treppe zu ihrem Eingang, in dem unsere Mutter gelebt hatte, als sie nach dem Abitur nach Berlin gezogen war. Dort übernachtete sie auch diesmal. Jedenfalls mussten Onkel Kreppel und ich wegen Platzmangels bei Tante Manna drei Nächte in einem Doppelzimmer im Gebäude einer Stiftung verbringen, die uns im Auftrag von Tante Manna beherbergte. Es war nicht weit von der Normannenstraße zu einem Grundstück mit kasernenartigen Gebäuden unter im Regen triefenden Kiefern in einem Gelände mit Zugangskontrolle Tag wie Nacht. Es gab dort einen eklig durchdringenden Geruch mit einer brandigen Note, den Onkel Kreppel erst nicht riechen konnte, bevor er zugeben musste, dass der möglicherweise von den Phosphorbomben der Alliierten stammte. Es roch also nach Knoblauch, den ich bis dahin kaum kannte oder gerochen hatte. Ich kannte weder Phosphorbomben noch Knoblauch und wunderte mich später auch, wenn Gastarbeiter als Knoblauchfresser verächtlich gemacht wurden, obwohl sie mit den Phosphorbomben nichts zu tun hatten. Als wir nach dem Zähneputzen zum ersten Mal zusammen in einem Zimmer in unseren Betten lagen, waren wir beide erschöpft. Ich schlief jedenfalls sofort ein. Am nächsten Morgen war der Knoblauch kein Thema mehr. Nach der Morgentoilette fuhren wir zum Frühstück in der Normannenstraße in Nikolassee und haben

uns bis elf an den Vorbereitungen der Geburtstagsfeier am Abend beteiligt. Dann wurden Fritz, Klaus und ich auf Stadttour geschickt. Wir liefen zum S-Bahnhof Nikolassee und fuhren mit der S7 Richtung Westkreuz, dort in die S5 umgestiegen, weiter zum Bahnhof Olympiastadion. Die S-Bahn wurde von der Deutschen Reichsbahn der DDR betrieben und Garnituren, die auf diesen Strecken verkehrten, stammten noch aus den zwanziger Jahren. Die Züge wurden über eine Stromschiene zwischen den Gleisen mit Elektrizität versorgt und auf der Strecke von Nikolassee durch den Grunewald entlang der Avus zum Westkreuz waren sie auch in der Holzklasse durchaus komfortabel. Die Stadt war selbst geteilt noch riesig. Von Nikolassee zum Olympiastadion waren es fast zehn Kilometer. Alles schien größer, breiter und weiter: Die Bahnanlagen, Straßen, Gebäude und Plätze. Auch die Züge waren länger als die Schienenbusse zwischen Weilheim und Kaufbeuren. Sie wirkten auch solider und stanken nicht nach Diesel. Die Westberliner boykottierten sie trotzdem aus Protest gegen den Mauerbau von 1961. Die Züge fuhren trotzdem weiter und wir fuhren mit.



Ich weiß nicht mehr, wer damals auf die Idee kam, unseren ersten Ausflug für eine Besichtigung des Olympiastadions von 1936 zu verschwenden, das auf einem riesigen Gelände von unbelebten Sportstätten im Westen der geteilten ehemaligen Hauptstadt vor sich vor sich hin rottete. Ich mochte den Spruch „Höher, weiter, schneller“ ebenso wenig wie die damit verbundene Absicht, die Menschen in einen dauernden Wettstreit um den Fortschritt der Menschheit zu drängen. Laut Kalender haben wir diesen Kultort früherer



Größe verlassen und sind von dort etwa sieben Kilometer Richtung Osten nahe der Berliner Mauer gefahren, um ein Gebäude anzusehen, das ich zum ersten Mal auf einer Postkarte gesehen hatte, die Fräulein Ursula Fuchs, genannt Fückslein, eine hübsche junge Berliner, die aussah wie Lilo Pulver in „Gustav Adolfs Page“, mir geschickt hatte, als sie vor ein paar Jahren einige Male bei uns Urlaub gemacht hatte. In Berlin wurde im Sommer 1957 eine internationale Bauausstellung eröffnet. Ab 1956 begann man in West-Berlin mit der Neugestaltung des im zweiten Weltkrieg zerstörten Hansaviertels im Stil der Nachkriegsmoderne. 53 Architekten aus 13 Ländern haben sich daran beteiligt und Fückslein war ganz begeistert von den modernen Gebäuden, die dort entstanden waren. Sie schickte mir eine Postkarte vom neuen Hansaviertel und später

von der Kongresshalle im großen Tiergarten, aber auch aus Frankfurt, wohin sie letztes Jahr im Herbst sogar mit einem Flugzeug von Berlin zur Buchmesse hin und zurück gereist war. Sie schrieb mir sogar Briefe mit grüner Tinte und weil sie in einem Verlag arbeitete, konnte sie mir viele Briefmarken schicken. Sie mochte die Kongresshalle, einen Beitrag der USA zur Interbau 58 die bereits im Frühjahr 1958 Jahr eröffnet wurde. Ich war sehr beeindruckt von diesem eleganten Gebäude. Es war anders als alles, was ich bisher gesehen hatte. Die blendende weiße freitragende Dachkonstruktion, die nur auf zwei Fußpunkten ruhte, wurde nahe an die Grenze zum Sowjetischen Sektor auf einem aufgeschütteten Hügel errichtet. Das schwebende Dach



der Halle war auch von jenseits der Mauer zu sehen. Sie lag am Ufer der Spree und am Rande des Tiergartens in großem Abstand gegenüber der dem in manchen Teilen wiederaufgebautem Gebäude des Deutschen Reichtages und der Mauer in seinem Rücken. Der Tiergarten war vom Krieg geschädigt und in der Nachkriegszeit abgeholzt worden. Die Stadt hatte mit der Wiederaufforstung des Tiergartens begonnen, aber die Jungbäume konnten die Aussicht auf die vor zwei Jahren gebaute Mauer nicht verdecken. Das schöne Gebäude lag nun isoliert und mit schlechter Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr in der



eingemauerten Westhälfte der Stadt. Nicht weit von der Kongresshalle im Tiergarten stand ein Geschenk der Sowjetunion an die Stadt Berlin kurz nach dem Tag der Kapitulation am Mai 1945 gemacht hatte: Das Ehrenmal der sowjetischen Streitkräfte an der Ost-West-Achse, der Chaussee, die vom Brandenburger Tor zum Stern mit der Siegessäule durch den Tiergarten führt. Der Bau wurde im Juni 1945 begonnen und am 11. November 1945 mit einer Parade der alliierten Truppen eingeweiht. Bis zum Mauerbau wurde es von

sowjetischen Wachsoldaten gesichert. Die Ost-West-Achse wurde am 22. Juni 1953 zum Gedenken an den Aufstand in Ost-Berlin in „Straße des 17. Juni“ umbenannt. Wir mussten zwei Kilometer an der Spree entlang zum S-Bahnhof Tiergarten/Hansaplatz latschen, um mit einem Zug der S7 auf dem Hochbahndamm mit guter Sicht auf die Straßen und Plätze der Innenstadt mit den Bahnhöfen Zoo, Scharnweber, Wilmersdorfer bis zum Westkreuz und dann nach Süden durch den Grunewald zum Bahnhof Nikolassee zu fahren. 18 km Gesamtstrecke, 38 Minuten Reisezeit. Nach zehn Minuten Fußweg zur Normannenstraße treffen wir rechtzeitig kurz vor 19 Uhr ein. Etwa dreißig Gäste in festlicher Kleidung hatten sich bereits unter dem Kronleuchter in der Halle und im Salon versammelt, um sich am kalten Büffet zu bedienen und saßen nun an den Tischen und warteten auf einen Vortrag, der ich in meinem Kalender ohne nähere Einzelheiten vermerkt ist, aber auch „Schwips mit Sybille und Renate“.

Am nächsten Tag war das wichtigste Ereignis eine Einladung der Familie von Tante Manna zu einem Mittagessen im Hotel Kempinski am Kurfürstendamm. Mutti passte gut auf, dass wir wieder mit Jackett, Schlips, Bügelfalte und glänzenden Schuhen antraten, denn das Hotel Kempinski war eines der besten Hotels



in Berlin. Es wurde im Krieg vollständig zerstört und in den fünfziger Jahren im modernen Stil wieder aufgebaut. Tante Manna hatte ein eigenes Speisezimmer für uns alle gebucht und zur Mittagszeit waren wir alle da. In der Mitte vor dem Gebirgsbild steht Sybille und rechts von ihr Tante Manna, daneben Jörg und Tante Mannas Ziehtochter Maria aus Norditalien. Links neben Sybille stehen Mutti, Tante Traudi, Vetter



Henning und Onkel Hayo. Onkel Kreppel, Renate und wir Brüder stehen auf der anderen Seite des Tisches. Aber davon gibt es kein Foto. Die Speisekarte war verwirrend, denn es gab von Vorspeise, Hauptgericht und

Nachspeise jeweils drei Varianten zur Wahl. Die ganze Veranstaltung dauerte auch deshalb fast zwei Stunden und dann war es fast drei Uhr. Aber Tante Manna hatte auch an uns junge Leute gedacht. Wir konnten zum Tanztee für junge Leute ins Hilton Hotel in der Budapester Straße gehen. Der Neubau von 1958 mit fast 600 Zimmern und 30 Veranstaltungsräumen war eines der größten Hotels von Westdeutschland. Es war knapp zwei Kilometer vom Kempinski entfernt und wir, Renate, Sybille, Henning, Wölfi und ich machten uns auf den Weg zur Kaiser-Wilhelm Gedächtniskirche am Ende des Kurfürstendamms, dem Breitschwertplatz.



Nach einem britischen Luftangriff in der Nacht vom 22. zum 23. November 1943 geriet das Kirchengebäude in Brand. Der Dachstuhl über dem Kirchenschiff brach ein und die Spitze des Hauptturms knickte ab. Nach dem Krieg wurde die Ruine dem Zerfall überlassen. 1956 begann man, den Chor abzureißen. 1957 gewann Architekt Egon Eiermann den Wettbewerb zum Neubau der Kirche. Sein Modell sah den vollständigen Abriss der Ruine vor. Nach einer öffentlichen Debatte blieb die 71 Meter hohe Ruine des alten Hauptturms, bautechnisch gesichert, als Mahnmal gegen den Krieg erhalten und wurde von einem vierteiligen Bauensemble nach den Entwürfen Eiermanns, umgeben. Am 9. Mai 1959 fand die Grundsteinlegung für den Neubau statt, am 17. Dezember 1961 wurde die fertige Kirche durch den Landesbischof eingeweiht.



Das Hilton Hotel Berlin wurde von dem US Hotelier Conrad Hilton 1958 an der Budapester Straße in Sichtweite der Gedächtniskirche für 27 Millionen Mark gebaut und war damals mit 538 Zimmern und 34 Veranstaltungsräumen eins der größten Hotels Westdeutschlands. Auf dem zwölften Stock gab es einen Palmengarten mit Aussicht auf Berlin und dort gab es auch den Tanztee zu dem wir wollten. Ich war seit

langem mit Sybille und Renate mal ohne Hunde unterwegs und das in einer Stadt wie Berlin, in der die Luft nach Champagner schmeckte. Den gab es nämlich als Apéritiv vor dem Menue im Kempinski auch für die Kinder bis auf Klaus, der wollte nicht. Außerdem hatten wir auch gestern Abend einen Schwips, deshalb merkten wir bei unserer Ankunft am Hilton erst nicht, dass Renate einen Asthmaanfall entwickelte. Als wir durch eine Luftschleuse die Empfangshalle des Hotels betraten, um mit dem Aufzug in den zwölften Stock zu fahren, merkten wir es. Sie verlor das Gleichgewicht, hielt sich bereits im Sinken an Wölfi fest, Sybille stützte sie, jemand von der Rezeption eilte hinzu, ein anderer brachte einen Rollstuhl, Wölfi setzte Renate rein und ging mit dem Mann vom Empfang zum Aufzug. Sie brachten sie in ein Hotelzimmer und telefonierten mit dem Hotel Kempinski, denn zehn Minuten später war auch Onkel Hayo mit Notfallkoffer im Hilton eingetroffen. Er behandelte Renate und sagte, dass sie nach einer Ruhepause von einer Stunde wieder wohlauf sein und das Zimmer verlassen kann. Sybille blieb bei ihr und Wölfi, Henning und ich setzten uns



im Palmengarten auf dem Dach des Hochhauses an einen der runden Tischchen die, anders als im Foto, mit Tischtüchern bedeckt waren. Sitzkissen lagen auf den Stühlen und junge Leute tanzten unter den Palmen Mambo, Rumba, Bossa Nova und Cha-Cha-Cha. Wölfi kannte sich mit sowas aus. Er konnte auch über Skipisten wedeln wie Toni Sailer. Jetzt tanzte er mit Sybille Cha-Cha-Cha, klatschte in die Hände und sang ohne Stottern „Tscha-Tscha-Tscha.“ Es gab Coca-Cola mit Eiswürfeln und schickem Strohalm. Es war, als ob Amerika nach Berlin gekommen und der Fortschritt innerhalb der Grenzen Westberlins grenzenlos war. Etwa um sechs Uhr kam Onkel Hayo ohne Tante Traudi vom Kempinski, so fanden wir zu viert Platz in seinem Volkswagen, mit dem wir zurück zur Normannenstraße in Nikolassee fahren. Es gab ein Abendbrot in kleinem Kreis und wir Kinder saßen am Kindertisch und ein Dutzend Erwachsene Akademiker saßen im Salon. Tante Manna gab eine Tischrede in ihrer Eigenschaft als Mitbegründerin des Humboldt-Zentrum in Westberlin. Der preußische Naturforscher Alexander von Humboldt, lebte von 1769 bis 1859 und wurde neunzig Jahre alt. Er hat nicht mit 75 Jahren aufgehört als Wissenschaftler zu leben und zu arbeiten. So war auch meine Großtante mit 75 Jahren entschlossen, das von ihr mitbegründete Zentrum in West-Berlin weiter zu entwickeln und auszubauen. Das war alles höhere Bildung und davon war ich noch weit entfernt. In der fünften Klasse Gymnasium konnten wir Caesars Buch über den gallischen Krieg in lateinisch und deutsch lesen. Aber die Brüder Humboldt sollte ich erst später kennen lernen, wie die anderen höchsten Geister der deutschen Klassik und Goethes Faust in der Abschlussklasse.

Am nächsten Tag saßen wir jedenfalls alle wieder in den beiden Volkswagen und fuhren hintereinander die ganze Strecke mit zwei Grenzüberschreitungen, einer Pinkel- und Brotzeitpause nach der Abfertigung in Rudolphstein und der sicheren Ankunft in Hirschberg/BRD. Dann ging es weiter Richtung Bayreuth und Nürnberg und irgendwo in Mittelfranken bog Onkel Kreppel ab, um Verwandte an seinem Geburtsort „Schnaittach“ zu besuchen und später waren wir noch bei seinen Eltern in „Germering“. An Einzelheiten kann ich mich nicht erinnern, aber ein Wort im Kalender gibt einen Hinweis „Kaviar“. Der Einzige in der Familie, der Zugang zu echtem Kaviar hatte, war Onkel Kreppels Schwager Amir aus Teheran. Die Stadt liegt nah am Kaspischen Meer und dort lebt der Stör und auch die Störin, deren Rogen, kleine Eier fast so wie die

in der Sagosuppe in St. Ottilien, jedoch nicht hell, sondern schwarz war. Sie schmeckten fischig, leicht salzig und zerplatzten auf der Zunge. Kaviar galt als Delikatesse und war sehr teuer, aber Preise konnte man nicht schmecken. Sardellenpaste war viel billiger und schmeckte auch gut. Der Beluga-Kaviar von Amir schmeckte sehr fein, vor allem der zweite Teelöffel. Mehr gab es nicht und war auch nicht nötig. Wenn ein Lehrer auf die Idee käme die Klasse zu fragen, wer von uns schon mal Kaviar gegessen hat, könnte ich nun den Finger heben. Nach vier Tagen war ich jedenfalls zurück am Hohenpeißenberg und es war, als wäre nichts passiert. Der Ausflug war eine Illusion wie der Kaviar. Jetzt begannen die Ferien bis zum Montag den zweiten September. Fast sechs Wochen ohne Schule und ohne Ferienreise. Die hatte ja bereits stattgefunden: zwei Tage in einem Volkswagen in der Zone und zwei Tage in Berlin. Aber es gab ja auch bei uns vor der Tür Tagesausflüge. Jörg hatte die Idee mit Birgit, der Engländerin mit dem schwierigen Vornamen Shelagh und



mir am Samstag nach Mittag in die Berge zu fahren, nach Füssen am Forgensee und Schloß Neuschwanstein bei Hohenschwangau. Das Wetter war nicht ganz so schön wie auf den Fotos, weil es nur wenig Sonne gab. Eine imposante Kulisse verliert auch bei Bewölkung nicht ihren Glanz, sie glänzt nur anders. Außerdem waren wir vier junge Leute aus drei verschiedenen Ländern und neugierig darauf, die Welt durch Reisen kennen zu lernen. Und für uns alle begann die Welt vor der Haustür. Zurück aus Berlin wurde mir klar, dass ich bisher wenige von den Sehenswürdigkeiten meines eigenen Landes kennenlernen konnte. Mit der Traumburg des bayrischen Königs konnte ich wenig anfangen. Ich mochte sein Lustschloß Linderhof nahe Kloster Ettal, das sich nach allen Seiten offen an die Landschaft anschmiegte. Es war verspielt und voller Leichtigkeit. Die Aussicht aus seiner Trutzburg Neuschwanstein war großartig, aber nur für Touristen, die es kaum in den Wintermonaten besuchten. Birgit und Shelagh waren jedenfalls beeindruckt. Ich bekam in dem hohen Turm Höhenangst und Klaustrophobie und war froh, als wir das muffige Gebäude verlassen hatten. Wahrscheinlich waren wir später irgendwo Eis essen. Ich habe an diesem Tag sieben Zigaretten und zwei



Pfeifen geraucht, was etwa meinem mittleren Tageskonsum entsprach. Einen Tag später hatte ich wieder Glück. Die Familie Klose aus Hamburg war zum für zweiten Mal im Gästehaus. Sie wollten nach Oberammergau fahren und den Tag in einem Freibad mit Alpenblick und Wasser aus dem Bergbach zu

verbringen. Die Kloses verstanden kein Wort bayrisch und waren froh mich als sprachkundigen Einheimischen dabei zu haben, obwohl ich selbst noch nie im Freibad in Oberammergau war. Es war vor allem ein Zentrum der Holzschnitzerei und des Geigenbaus sowie ein Ort mit einem Passionsspielhaus, an dem seit 1680 alle zehn Jahre die Einwohner Die Passion Christi vom Einzug in Jerusalem bis zur Kreuzigung als Bühnenschauspiel veranstalteten. Es fand vor entsprechenden Kulissen und in Garderobe statt. In einer mehreren Stunden dauernden Aufführung von Nachmittag bis zehn Uhr nachts, stellten die Dorfbewohner Oberammergaus die letzten Tage im Leben Jesu nach. Es wurde erstmals 1634 als Einlösung eines Gelübdes nach der überstandenen Pest aufgeführt. Die letzten Spiele fanden 1960 statt. An



etwa hundert Spieltagen zwischen Mai und Oktober kamen hunderttausende von Zuschauern. Für 1970 wurden noch mehr erwartet. Die Kloses aus Hamburg waren weder katholisch noch religiös veranlagt. Sie waren wegen des Freibads gekommen und das war geöffnet. Sie hatten eine Tochter und einen Sohn. Sie waren ein paar Jahre jünger als ich und balgten sich auf ihren Luftmatratzen im Nichtschwimmerbecken. Am Nachmittag fuhr wir dann zum Festspielhaus. Es war geschlossen. In einem Kiosk gab es Postkarten.



Eintrag in meinem Kalender, Freitag, dem 2. August „Hab Holz gehackt, usw., gelesen, nachmittags mit Gerhard in die Schnalzhöhlen, Bier auf der Halde, zurück übers Moor, verirrt, 5 Stunden gelaufen, abends Jauß, Café Hochland, Gespritztes.“ Mich wundert, dass ich zu Fuß unterwegs war, aber das erklärt sich daraus, dass das gesamte Ammertal damals von Wörth bei Peißenberg, bis zur Ramsau bei Peiting für den öffentlichen Verkehr gesperrt war. Selbst mit dem Fahrrad war es schwierig und machte wenig Sinn. Es war eine beliebte Strecke für eine Tagewanderung mit Picknick, wie die Hanseaten eine Brotzeit nannten. Von Hohenpeißenberg führte eine Schotterstraße südöstlich des Bahnhofs in den dichten Wald hinab zur Ammer. Sie ging nach Überquerung der Bahnlinie über in einen buckligen Waldweg und hieß „Kohlgraben“. Das ist in der rechten oberen Hälfte der Geländekarte eingetragen. Dort trifft der auf die gesperrte Straße an der Ammer und auf ihr wanderte man Richtung Westen bis zum Ammerknie, an dem der Fluss aus dem Süden auf seinem Weg nach Norden auf einen Widerstand gestoßen sein musste, so dass er seinen Lauf Richtung Osten gelenkt hat. Etwas vor diesem „Knie“ gab es eine Fußgängerbrücke über den Fluss zur „Schnalz“, den

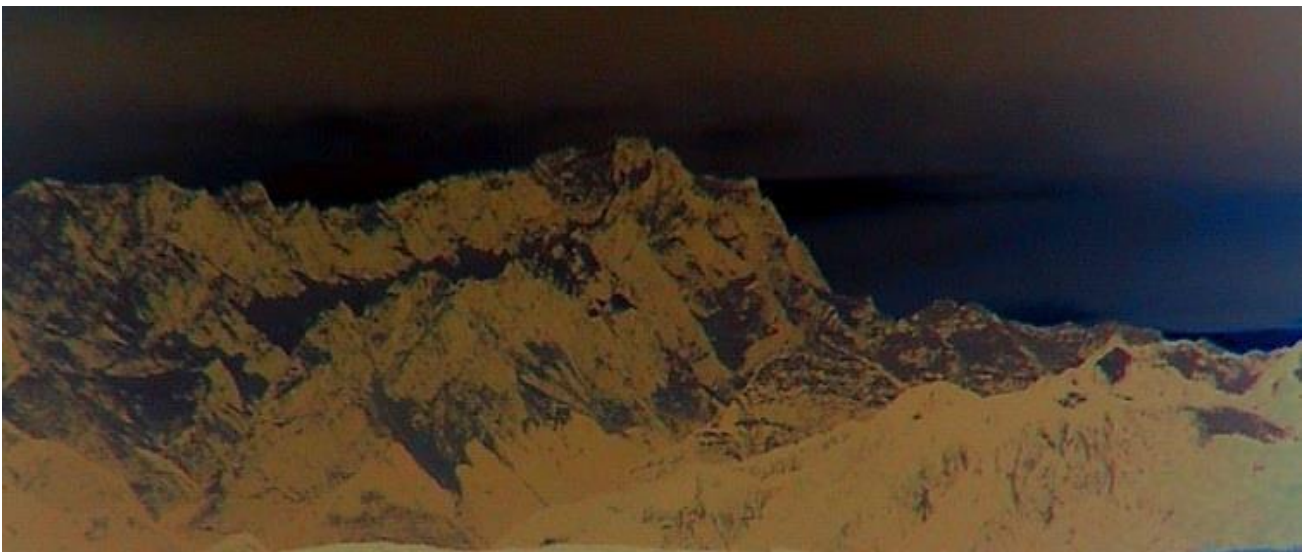


„Kalkofensteg“. Von dort aus konnte man entweder zum Gipfel durchwandern oder nach links den Berg über teils steile und meist enge Fußpfade besteigen und die bizarre Welt der Höhlen und Klippen aus Sandstein besichtigen. Um diesen geheimnisvollen Ort rankten Jahrhunderte alte Geschichten von Flucht und geheimen Verstecken der Mönche des nahen Klosters Rottenbuch oder von Einsiedlern mit langen Bärten, die abseits der Welt dort im Dunkel der Höhlen überlebt haben sollen.

Die Tage waren durchgehend „schön“, das heißt die Mittagstemperaturen waren sommerliche dreißig Grad. Am Samstag flohen Wölfi und ich vor der Hitze ins Freibad nach Peiting, aber dort war es sehr voll, das Wasser war eine warme Brühe und deshalb fuhren zu einem Badeplatz an der Ammer bei Wörth nahe Peißenberg, um im frischen Flusswasser der Ammer Kühlung zu finden.

Der Sonntag war bewölkt und ab Montag sollten Wölfi, Fritzi und ich jeden Tag mit Onkel Kreppel um halb sieben Uhr am Morgen über Weilheim und Seeshaupt zur Baustelle nach Ebenhausen fahren, um bis Monatsende die Fundamente und ein Kellergeschoß mit Bodenplatte aus Stahlbeton für ein Isartaler Holzhaus aus vorgefertigten Teilen fertig zu stellen. Wir wurden als Hilfsarbeiter vom örtlichen Bauunternehmer Bauer in Ebenhausen angestellt und wöchentlich nach Anzahl der geleisteten Arbeitsstunden bezahlt. Das bedeutete, die vielen Stunden, die wir damit verbrachten, untätig zu warten,

dass es aufhörte zu regnen, wurden nicht bezahlt. Aber das wussten wir erst nach der ersten Lohntüte, die wir am Freitag erhielten. In meiner war ein Lohnstreifen über 25 Stunden von Montag bis Freitag. Am Donnerstag hatte es geregnet und die Baustelle blieb geschlossen, die Stunden wurden nicht berechnet. Der Stundenlohn war derselbe wie bei der Gärtnerei Hutterer: 1 Deutsche Mark. Fünfundzwanzig Mark waren für mich wie Regen nach langer Dürre. Am Samstag mussten ich nochmal um sechs aufstehen und mit Jörg und Emmi bis 12 Uhr mittags auf die Baustelle nach Ebenhausen zur Arbeit. Am Nachmittag war ich wieder im Freibad in Peiting und habe laut Kalender durch Astlöcher in den Umkleidekabinen versucht Näheres über die weibliche Anatomie zu erfahren. Emmi nannte den Vorgang luren, aber das Wort stand in keinem Lexikon. Abends um sechs Uhr haben Birgit und Jörg das Haus verlassen, um nach Kopenhagen zu fahren und dort mit Birgits Eltern die Verlobung vorzubereiten. Ich verspürte so etwas wie Wehmut. Ein Gefühl, als ob eine schöne Blume verblüht und welk in einer Vase steht. Es war nicht Muttis Melancholie, denn bei Wehmut bleibt die Vergangenheit der Quell bitter-süßer Freude. Vielleicht ist das der Unterschied, der mein Empfinden ausmachte. In all den Veränderungen, die ich erfuhr, war die Zukunft nicht bedrohlich, weil die Vergangenheit voller Freude war und nur die Zukunft selbst Quelle neuer unbekannter Freude sein kann. So ähnlich versuchte ich meine Gedanken zu sortieren, als ich auf der Terrasse stand und zusah, wie die letzte Seilbahn die Zugspitze Richtung Eibsee verließ. In diesem Moment hörte ich sanfte Schritte auf dem Kies der Terrasse. Es war Shelagh. Sie stellte sich neben mich, sah auf die Zugspitze und schwieg. Die Küche war geschlossen, sie hatte frei, aber was sollte sie allein am Berg machen? Wir einigten uns darauf auf über die Bergstraße auf den Berg zu laufen und die klare und angenehme Sommernacht zu nutzen, um die Alpenkette mit Sternenhimmel zu sehen. Sie sprach wenig, aber gut Deutsch, aber wir mussten nicht viel reden. Es war einfach schön durch die Auffahrt zur Bergstraße zu gehen und ihr einfach bergauf zu folgen, am Hubertushof vorbei bis zu der Bank vor der Abfahrt zum Führerbauer, wo ich mich vor sechs Jahren früh mit Toni getroffen habe, um zum Ministrieren bei Pfarrer Kleidorfer zu gehen. Jetzt saß ich auf dieser Bank nachts um neun mit einer Engländerin und nächtlichem Blick auf die Zugspitze.

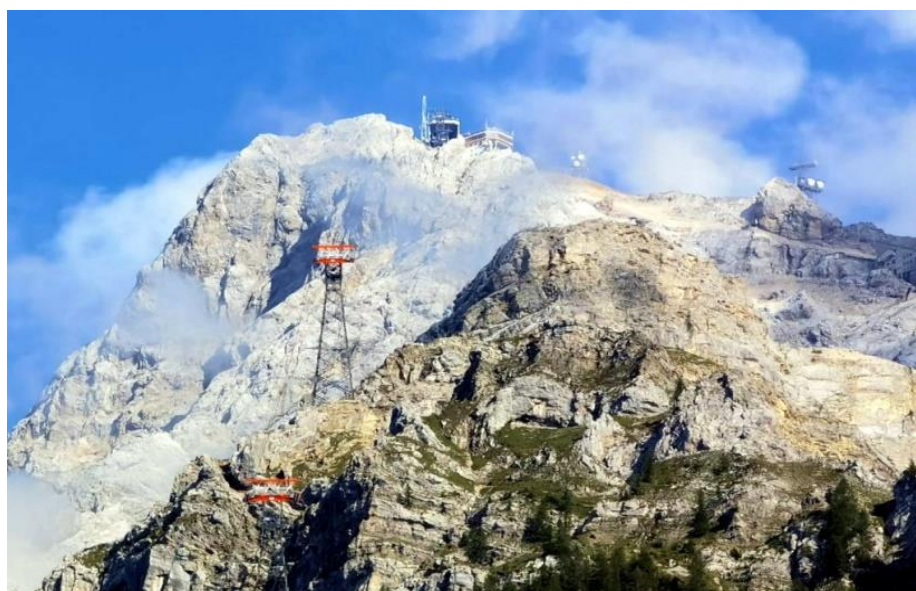


11.8. Sonntag „Bei Beni, Weizen, lesen, Peiting, Baden, viel geschwommen und gelinst. Abends mit Shelagh eng umschlungen auf Bank mit Dorfblick“ 12.8. „Arbeiten in Ebenhausen mit Sepp, 6 Std, 4 heim, abends Dorfkino: Kampf um Troja mit Shelagh, dann geschmust auf unserer Bank“ 13.8. „Am Bau, 7 ½ Stunden gearbeitet, um 6 abends zurück, abends mit Shelagh auf der Bank“ 14.8. „9 auf geholfen, gelesen, Radio, auf dem Berg Coca mit Shelagh, abends Regen“ 15.8. „Regen, aufgeräumt, Katzen totmachen lassen, Kaffee auf dem Berg, später mit Shelagh im Heuschuppen.“ 16.8. Freitag „Mit Shelagh nach München 7 ½ auf, mit Steffens Großgarage, dann Saint Tropez, Hose gekauft, Frauenkirche, Essen Sendlinger Fischküche, Hose 40, Schuhe 18, Milchstube 4,50“ 17.8. Samstag „Mit Shelagh allein zu Haus, sie spielte Klavier, sehr schön“ 18.8. Sonntag „11 aufs Hörnle, mit Zug Bad Kohlgrub, mit Shelagh, Sessellift rauf, Kaffee, auf drei Gipfeln, um 17 zurück, waren bei Onkel Hayo und um 22 daheim“ 19.8. „6 Std gearbeitet, 17 zurück, mit Shelagh auf dem

Berg Überking, dann im Heuschuppen“ 20.8. Dienstag „5 ½ auf, 9 Std Beton geschaufelt, 30 cbm, 3 Limo, 1 Bier, um 17 heim“ 21.8. „2 Std, wegen Regen heim, nachmittag mit Shelagh und Onkel Kreppel, Augsburg, Kirchen, Perlach, Kaffee“ 22.8. „10 Std gearbeitet, abends mit Shelagh im Kino ‚Glut unter der Asche‘“

Zu diesem Film konnte ich folgendes herausfinden: „Das Buch der Amerikanerin Grace Metalious, das unter dem Titel ‚Peyton Place‘ Anfang 1956 veröffentlicht wurde, schildert mit großer Offenheit gesellschaftliche Tabuthemen wie Ehebruch, eheliche Gewalt, sexuellen Missbrauch von Minderjährigen, uneheliche Schwangerschaft, Abtreibung, Trunksucht und die Verlogenheit und Bigotterie in einer fiktiven Kleinstadt in Neuengland. Hinter der Fassade von Wohlanständigkeit und Sittsamkeit existierte jede nur denkbare Form menschlichen Fehlverhaltens. Das Zusammenleben in Peyton Place war geprägt von Niedertracht, Verrat, Missgunst, Klatsch und Boshaftigkeit. Von den Kritikern mit einer Mischung aus Ablehnung und Staunen aufgenommen, wurde das Buch zum größten Bestseller seit ‚Vom Winde verweht‘. Allein in den ersten zehn Tagen nach der Veröffentlichung verkauften sich 60.000 Exemplare.“

Der Film wurde aus dem Englischen in Deutsch synchronisiert, war ab 12 Jahren zugelassen und dauerte 157 Minuten oder 2 Stunden und 37 Minuten. Vielleicht sind wir beide mit aneinander gelehnten Köpfen eingeschlafen. Aber zurück zum Kalender. Freitag 23.8. „Beton, 7 Std, Schafkopf Schäftlarn, 24 Uhr Licht aus.“ Samstag habe ich mich mit Shelagh von 21 Uhr 30 bis 23.30 im Heuschuppen getroffen und wir spielten im Duft des Heus wie junge Katzen. Am Mittwoch stand ihre Abreise bevor. Am Montag hatte ich frei genommen. Ich wollte mein Versprechen einlösen und mit ihr auf den höchsten Berg Deutschlands fahren. Also standen wir am nächsten Morgen um sieben Uhr nahe dem Unterbau an der Straße nach Weilheim. Shelagh hatte diese neumodische enganliegende schwarze Hose an, die ihre Figur betonte und uns schneller nach Ehrwald brachten als jede Eisenbahn. Ein DKW 1000 S nahm uns nach Weilheim mit und ein netter Franzose mit einem Peugeot, der ein lustiges Deutsch sprach nahm uns mit bis nach Ehrwald in Tirol auf der österreichischen Seite der Zugspitze. Die zwei Karten für Hin- und Rückfahrt kosteten umgerechnet 10 DM und halb so viel wie in Garmisch. Sie ist sogar kürzer als die Seilbahn vom Eibsee zum Gipfel, aber dafür etwas steiler. Bisher hatte ich nicht an meine Höhenangst gedacht, aber als ich neben Shelagh in der Warteschlange zum Einsteigen stand und hoch zur Endstation blickte wurde mir mulmig. Nicht wegen der Hochfahrt, sondern wegen der Rückfahrt mit Blick ins Tal. Auf der Fahrt zum Gipfel ging es mir



wie Frau Lot, die auf der Flucht aus Sodom und Gomorrah. Sie konnte ihre Neugierde nicht zügeln, drehte sich trotz aller Warnungen um und erstarrte zur Salzsäule. Ich blieb einfach stur an dem Fenster mit Blick auf die Station stehen und ließ die Reling in der Kabine erst los, als sie in der Bergstation aufgehört hatte zu schwanken und die Haltebolzen eingerastet waren. Durch die Arbeit an der frischen Luft und Sonne und meinen Hang, mich nur mit einer Badehose bekleidet in Schwimmbädern aufzuhalten, war ich ziemlich gut gebräunt. Aber als wir durch einen Tunnel und nach einer Passkontrolle auf die Aussichtsplattform auf der

deutschen Seite des Gipfels gelangten, ging es mir wie Renate in der Luftschleuse des Hilton Hotels in Berlin. Meine Knie wurden weich und sogar mein Gesicht wechselte die Farbe, bis die unglaubliche Schönheit der Aussicht ein tiefes Gefühl der Zufriedenheit in mir auslöste. Es entkrampfte mich und am liebsten hätte ich jetzt laut gekrächtzt, mit den Flügeln geschlagen und wäre wie Ikarus jodelnd und mit tropfenden Flügeln in der Sonne verschwunden.



Früher hätten mich solche Vorstellungen beunruhigt, aber mit Shelagh neben mir fühlte ich mich eher beflügelt. Sie hatte etwas, was ich noch entwickeln musste: Selbstbewusstsein. Zwei riesige Fragen in einem Wort, die eine dritte aufwarfen: Wer bin ich? Es war mir klar, dass ich zu Antworten zu jung war, aber dass mein Leben dazu da war sie zu finden und Shelagh war keine Fata Morgana wie die Zigeunerin oder die Elfe, die auf dem Hörnle von orientalischen Schleiern umweht auf Gymnasiasten wartete. Sie hatte wuschelige dunkle Haare, eine Stupsnase, abfallende Schultern, roch nach Meer und Liebe. Wir waren beide hungrig und haben laut Kalender Suppe mit Würstchen gegessen bevor gegen fünf Uhr zurück nach Ehrwald schwebten. Ich habe mich mit dem Rücken zur Fahrtrichtung gesetzt und kam ohne Angstschweiß in der Talstation an. Es dauerte etwas, bis wir es per Anhalter nach Murnau zu Onkel Hayo schafften. Wir kamen dort rechtzeitig zum Abendessen. Nachts um zehn waren wir zurück am Bahnhof in Hohenpeißenberg.



Auf dem Foto vom August 1963 auf der Terrasse des Gästehauses Wychgram sind zu sehen: untere Reihe von links Almuth, Onkel Kreppel, Fritz; obere Reihe von links Shelagh, Klaus, Birgit Andersen, Burkhardt.

„Am Dienstag waren wir wieder zur Arbeit in Ebenhausen weiter: Neun Stunden“. 28.8 Mittwoch „Nach der Mittagpause Regen. Um 3 heim, noch drei Stunden bis zu Shelaghs Abreise....so traurig“ Donnerstag „Decke betoniert, 21 cbm Beton, bewölkt, 8 Std.“ Freitag „Um 9 zur Baustelle, 10 ½ bis 16 ½, gebadet, gelesen auf dem Balkon.“ Der Keller war fertig. Dort war nun Platz für eine Doppelgarage, ein Einzelzimmer, einen Hobbyraum für eine Tischtennisplatte, einen Heizungsraum mit einer Kammer für einen Öltank mit 4000 Liter Fassung, eine Vorratskammer, eine Waschküche mit Waschmaschine und Schleuder und eine Besenkammer. Der Boden, Außenwände und Deckplatte waren mit Stahlmatten verstärkt, die Innenwände bestanden aus Betonbausteinen. Das Ganze sah jedenfalls aus wie ein Bunker. In drei Wochen sollte angeblich das Richtfest für das ganze Gebäude stattfinden. Am Dienstag kommende Woche sollte ich am Theresien-Gymnasium in München, das neue Schuljahr beginnen, aber das Zimmer, in dem ich die nächsten Wochen bis zur Fertigstellung unseren neuen Hauses wohnen sollte, wurde erst zum 11. September frei.



Mutti hatte den genialen Einfall, Einladung einer ihrer Freundinnen aus der Stadt St. Ingbert bei Saarbrücken anzunehmen und mich bis mein Zimmer in München frei wird, für eine Woche zu ihr zu schicken. Da Mutti zusagte, die Reisekosten zu übernehmen, gab es keinen Anlass ihren Vorschlag, den sie aus „organsatorischen Gründen“ gemacht hatte, abzulehnen. Am Samstag, den 31. August ging ich zum Bahnhof und kaufte mir eine Rückfahrkarte nach Saarbrücken.



Am Sonntag saß ich um halb sechs im Bus nach Weilheim und bin von dort per Bahn über München, Augsburg, Ulm, Stuttgart, Karlsruhe nach Saarbrücken gefahren. Die Strecke von München war etwa 350 Kilometer lang, ich hatte einen Fensterplatz und wusste nicht was mich erwartete. Oben ist der Hauptbahnhof der Stadt Saarbrücken zu sehen. Er wurde trotz heftiger Bombardierung der Stadt durch die Alliierten im Krieg nicht zerstört. Ich war noch nie im Westen am Rhein und schon gar nicht an der Saar, aber wusste, dass das Saarland 1956 durch den Saarvertrag seit Januar 1957 das elfte Land der Bundesrepublik

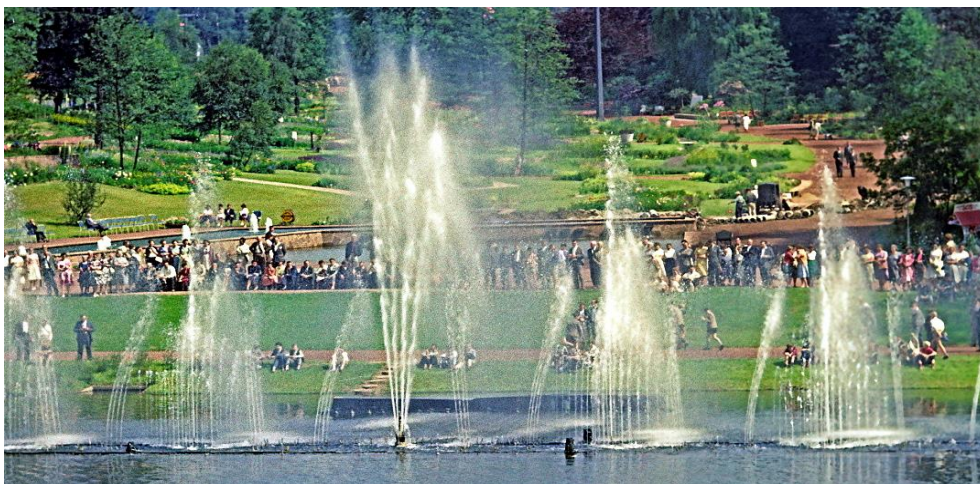
geworden war. Ich kannte auch meine Gastgeber nicht, aber sie kannten meine Ankunftszeit und dass ich einen braunen Walkjanker und den roten Handkoffer meiner Mutter trug. Der zweitälteste Sohn der Familie Müller, Frank, der auf dem Bahnsteig auf die Einfahrt des Zuges aus München gewartet hatte, entdeckte mich, sprach mich an und fragte mich, ob ich der Burkhardt aus Hohenpeißenberg wäre. Es war der Beginn eines wunderbaren Aufenthaltes in einem kleinen Land am Rande Westdeutschlands an der Grenze Frankreichs. Das Land war so groß wie Luxemburg, hatte aber 1963 fast dreimal so viele Einwohner wie das Großherzogtum. Sechs Jahre nach dem Beitritt zur Bundesrepublik und sechs Monate nach der Unterzeichnung des deutsch-französischen Vertrages über Freundschaft- und Zusammenarbeit durch de Gaulle und Adenauer, ging es dem Saarland besser als je seit dem 1. Weltkrieg und die Stimmung im Land war gut. Jedenfalls sah Frank das so. Die Stadt Saarbrücken war zwar kleiner als Augsburg, aber sein Hauptbahnhof war deutlich größer. Die Stadt zog viele Menschen aus den umliegenden Städten des Saarlandes an. 25.000 Menschen kamen täglich früh am Bahnhof an und verließen die die Stadt gegen Abend wieder; auch aus St. Ingbert, etwa zehn Kilometer nordöstlich von Saarbrücken.

Frank, ein großer Kerl mit einer dunklen Meckfrisur und ebensolcher Stimme war Saarländer von Herzen. Er war weder Akademiker noch Intellektueller, aber er hatte Ambitionen. Er mochte dieses Wort und die französische Lebensart, das „savoir vivre“ auf Deutsch „verstehen zu leben“, und tat das als Saarländer. Er hatte ein lustiges französisches Auto, nämlich einen Citroen 2CV, gesprochen Döschevo. Der stand auf dem Bahnhofvorplatz und darin wartete seine Schwester Ute auf uns. Sie war älter als ich, hatte einen dunklen Bubikopf und wirkte mädchenhaft, war aber kess und emanzipiert, was hieß, dass sie sich nicht bevormunden ließ, sondern eigene Entscheidungen treffen wollte. Ein tolles neues Wort, das ich durch sie kennenlernte. Als Frank einstieg und sich auf den Fahrersitz setzte, neigte sich das ganze Auto nach links. Er merkte, dass ich noch nie in einem solchen Fahrzeug unterwegs war und zeigte mir auf der Fahrt zu einem Park, der Deutsch-Französischer Garten hieß, warum das Auto auch als Ente bezeichnet wurde: Wegen des Watschelgangs und der Federung. Das Auto hatte ein Faltroldach und Seitenfenster in den vorderen Türen,



die man zur Hälfte nach oben klappen konnte. Die Ente neigte sich, wenn jemand ein- oder ausstieg. Die Blechkiste hatte eine einzigartige Federung. Die Scheinwerfer waren an eine Stange montiert, mit der man ihre Leuchtweite einstellen konnte. Wenn das Fahrzeug voll besetzt war, verlagerte sich nämlich das Gewicht auf das Heck und drückte es nach unten. Die Scheinwerfer würden den Mond anstrahlen, aber nicht die Straße. Ein kleiner Trick vermied das. Servo-Lenkung gab's nicht und in engen Kurven drückte es das Fahrzeug bis an den Bordstein. Dann wurde es ungemütlich und man musste mit schnellen Kurbeln des großen Steuerrads gegenlenken. Ein 425 ccm-Zweizylinder-Boxer-Motor leistete 12 PS. Mit entsprechend langem Anlauf war eine Endgeschwindigkeit von 80 km/h möglich. Geschaltet wurde mit einer Revolverschaltung mit Kugelgriff. Der erste Gang, der unterhalb des Rückwärtsganges lag, war nicht synchronisiert. Beim Rückschalten gab es gelegentlich Protestgeknirsche, der Motor knatterte laut und wenn man im dritten Gang eine Anhöhe hoch wollte, wurde man schnell daran erinnert, dass das Motörchen eine Leergewicht von 560 kg, plus Tank, plus drei Passagiere und Gepäck etwa insgesamt 1.000 kg mit 12 PS nur im zweiten Gang mit etwa 30 km/h und einem Verbrauch von 5-7 Liter/100km bewältigen konnte. Bei allen 2CV war es möglich, den Motor mithilfe der Wagenheberkurbel zu starten. Das erfuhr ich alles auf der kurzen

Fahrt vom Hauptbahnhof zum Deutsch-Französischen Garten. Frank war Saarländer und Frankreich war ihm so nahe wie einem Oberbayern Österreich. Er war nicht stolz oder sonst was, sondern es war seine Lebenswirklichkeit, das Saarland war seine Heimat. Er wie auch seine Schwester sprachen Deutsch und Französisch. Die Grenze zu Frankreich im Süden war nur fünf Kilometer vom Hauptbahnhof entfernt. Der DFG lag an der am südwestlichen Rand von Saarbrücken, in der Nähe des Grenzübergangs und hat eine Fläche von ungefähr 50 ha. Die Autofahrt vom Hauptbahnhof zum Park dauerte etwa fünfzehn Minuten. Es gab große Parkplatzanlagen nahe am DFG. Es war Sonntagnachmittag und Hochbetrieb. Parken wie Eintritt war frei und viele waren gekommen, um die vor wenige Wochen in Betrieb genommene Wasserorgel in Aktion zu sehen. Sie war 40 Meter lang, hat 126 Druck- und Kippschalter sowie 18 Wasserregler, 16 Motorpumpen und ein kilometerlanges Netz von Kabeln. Frank konnte sich solche Details merken. Ob sie damals wirklich die größte Wasserorgel Europas war, war unwichtig, denn sie war nicht nur optisch beeindruckend, sondern sie roch auch gut. Die Luft war frisch und sauber wie an einem Wasserfall im Gebirge. Die mit Hochdruck hochgeschleuderten Fontänen erschienen kurzzeitig in den Farben des Regenbogens. Es war schön mit den beiden durch den Park zu schlendern, der voller Besucher war, die sich



am Sonntagnachmittag von einer fünfzig Stunden Arbeitswoche hier erholten. In dem kleinen Land mit der Einwohnerzahl Münchens waren bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts der Bergbau und die daran angegliederte Stahlindustrie die Hauptarbeitgeber der Region und prägten die wirtschaftliche Infrastruktur des Landes, das über den Fluss Saar ab Saarbrücken durch Schleusen mit einer Länge von 190 und einer Breite von 12 Metern schiffbar war und das kleine Land über die Mosel mit dem Rhein und der Nordsee verband. An der Saar rauchten sie noch immer Zigaretten mit dem schwarzen Tabak, den auch die Franzosen mochten. Der duftete nicht, sondern roch streng, aber wenn man den Brechreiz überwunden hatte, konnte das Nikotin bewirken, was man erwartete: Anregung und ein anderes Gefühl von Wachheit als nur mit offenen Augen vor sich hinzustarren. Das Nikotin steckte nicht nur in Zigaretten mit blondem Virginia und



King Size Filter, sondern auch in dem stinkenden schwarzen Knaster, dessen Rauch die Saarländer damals noch bevorzugten. Der Anteil an Rauchern im Saarland war ähnlich hoch wie in der BRD. Um 1950 rauchten 88 Prozent der deutschen Männer und 21% der Frauen. 51% aller Erwachsenen rauchten regelmäßig. Aber

während in Westdeutschland je Person und Jahr knapp 500 Zigaretten geraucht wurden, sollen es im Saarland 1200 gewesen sein! Mir fiel das gar nicht auf, denn ich war inzwischen selbst emanzipierter Raucher, der an erlebnisreichen Tagen zwischen zehn und zwanzig Zigaretten pro Tag rauchte. In Westdeutschland gab es nur wenige Marken mit dunklem Tabak wie etwa Roth-Händle aus dem Badenland: Der Versuch deren Rauch zu inhalieren führte bei mir anfangs zu heftigen Hustenanfällen. Es war, als würde man Zigarren- oder Pfeifenrauch inhalieren.

Frank hatte für mich so etwas wie ein Besuchsprogramm für die kommenden Tage meines Aufenthaltes im Kopf. Er wollte mir etwa die zwei großen Stahlwerke des Landes und das Weinbaugebiet in der Nähe der Saarschleife bei Merzig zeigen. Aber heute wollte er mit Ute und mir noch kurz in die Innenstadt. Da könnten wir auch einen Happen essen und etwas trinken, was er Schrombell nannte. Das Wort kam in meinem



Kalender zweimal vor. Auf der Fahrt zum Zentrum, erzählte er mir, dass am achten Mai 1945 Saarbrücken im Zentrum zu 90 % und in den Randgebieten zu 60 % zerstört war. Er wollte mir das neue Saarbrücken zeigen, die Berliner Promenade. Die 600 Meter lange Spannbetonbrücke im ersten Stock über dem Ufer der Saar wurde, wie auch eine Kette neuer moderner Gebäude, im Stil der Moderne wie in Berlin Ende der Fünfziger Jahre 1960 erbaut. Amerika war auch in Saarbrücken angekommen. Wir erreichten am Spätnachmittag die Berliner Promenade und den Imbiss, in dem es die beste Bockwurst Saarbrückens und ein kühles Karlsberger Helles aus der größten Brauerei Stadt gab. Wir stärkten uns dort mit Blick auf die Saar und machten uns auf den Weg nach St. Ingbert zum Kreiskrankenhaus im Nordosten der Stadt auf einer Anhöhe gelegen.



Auf dem Krankenhaugelände gab es ein stattliches Wohngebäude, in dem der Chefarzt des Krankenhauses und seine Familie den ersten Stock mit sechs Zimmern, Wohnzimmer, Esszimmer großer Küche und Nebenräumen bewohnten. Aus dem Fenster des Gästezimmers, in das Frank mich geführt hatte, konnte ich

über die Dächer der Stadt St. Ingbert auf eine neugotische Kirche und eine weitläufig besiedelte saftig grüne Hügellandschaft ohne Industrieanlagen sehen. Ich war erfreut über die Aussicht und das großzügige Zimmer, in dem ich neun Nächte verbringen würde. Der Raum hatte die Deckenhöhe einer Altbauwohnung und ein hohes Fenster mit langen Vorhängen in leichten Pastellfarben. Er war gut möbliert, ruhig und das Fenster richtete sich nach Osten zur Morgensonne. Es gab ein Waschbecken mit Spiegel und ein frischbezogenes Bett. Herrn Dr. Müller und seine Frau Lotte habe ich an diesem Abend noch nicht getroffen. Sie kehrten erst zurück, als ich längst im Tiefschlaf in meinem himmlischen Bett lag.

Nach den Sommernächten mit quietschenden Sprungfedern im Laboratorium konnte ich endlich ungestört schlafen und wachte erst am nächsten Tag um neun Uhr auf. Ich hatte Ferien, keine Arbeit, keine Schule und als ich die schweren Vorhänge aufgezogen hatte, flutete Sonnenschein das Zimmer mit Licht. Ich öffnete das Fenster und von irgendwoher spielte ein Radio oder Grammophon den Wiener Walzer von Johann Strauß, „An der schönen blauen Donau“. Er beginnt mit viel Schwung, es ist ein Walzer und keine Polka, er drängt ausgreifend und im $3/4$ -Takt fröhlich vorwärts wie die Donau an Wien, Budapest, Belgrad und südlich von Bukarest vorbei zum Schwarzen Meer.

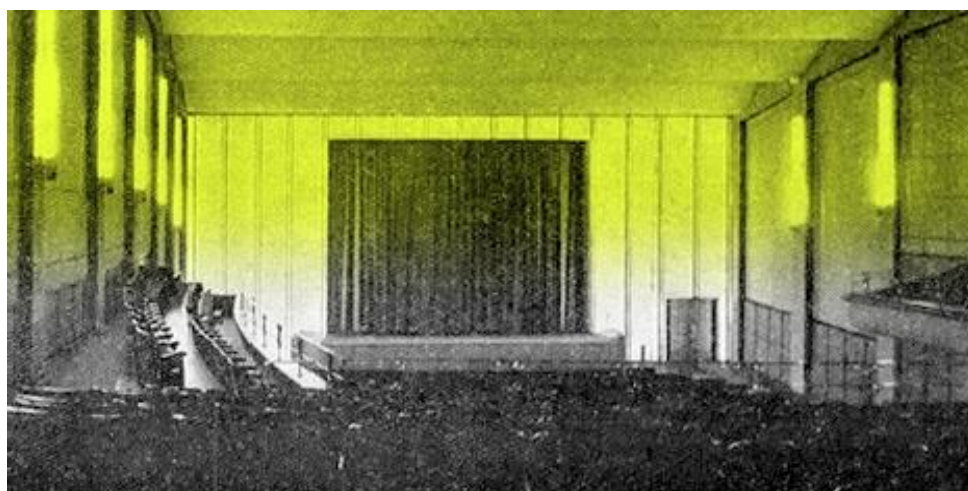
Ich musste an meine Sommerferien vor einem Jahr in Wien denken. In St. Ingbert bei Dr. Müller und Lotte war es ein bisschen wie in Ladendorf bei Onkel Max und Tante Podone im ersten Stock des Amtgebäudes. Als ich mich aus dem Fenster lehnte, wurde klar, dass die Musik aus einem anderen Fenster der Wohnung kam. Gegen zehn verließ ich das Gästezimmer und folgte der Musik. Sie kam aus einem Zimmer auf der anderen Seite des Ganges. Es war ein Salon mit einer Sitzgruppe aus Sofa, Sesseln, einem großen Couchtisch und einer Phonotruhe mit einem Radio und Zusatzlautsprechern. Auf dem Sofa saßen Ute in einem ärmellosen Sommerkleid und ihre Mutter, eine stattliche Dame mit dunklen, gepflegten Haaren, in einem Kostüm aus engem Rock und modischer Jacke wie Jackie Kennedy. Sie reichte mir ihre Hand, drückte sie leicht, musterte mich dabei und lachte. Dann folgte der unvermeidliche Satz: „Du bist ja ein großer Junge geworden!“ Ich hatte sie noch nie gesehen, aber sie mich auf einem Foto. Dann erklärte sie mir, dass ich am Sonntagnachmittag am Vortag des heutigen Geburtstags ihres Gatten eingetroffen sei. Am Sonntagabend hatten sie im Kreise von Kollegen und Belegschaft in der Alten Brauerei in St. Ingbert gefeiert. Heute gäbe es noch eine Kaffeetafel im Familienkreis, zu der ich herzlich eingeladen wäre. Am Abend würde ein Essen für



enge Freunde stattfinden. Damit wir uns nicht langweilen, hat sie mit Ute und Frank vereinbart, dass wir abends einen Kinobesuch in Saarbrücken unternehmen. Ute wollte ein neues Musical aus Amerika sehen. Das einzige Musical, an das ich mich erinnern konnte, war „Die Trapp Familie“. In diesem westdeutschen Film von 1956 spielte Ruth Leuwerik die Novizin Maria, die aus einem Kloster in den Haushalt eines österreichischen U-Boot-Kommandanten des Ersten Weltkriegs abgeordnet wurde, um nach dem Tod

dessen Frau die Erziehung der sieben Halbweisen des Witwers zu übernehmen. Ich war damals zehn Jahre alt und die rührselige Geschichte der Novizin und späteren Baronin Maria Trapp und den sieben Kindern, die Österreich nach der Besetzung durch Hitler verlassen mussten, aber nach vielen Aufregungen in den USA eine neue Heimat fanden, hatte ich nicht vergessen.

Im Esszimmer gab es einen großen Tisch dessen Länge durch herausziehbare Zusatzplatten und herausklappbaren Beinen auf beiden Seiten verdoppelt werden konnte. Dann war er so lang wie der Tisch im Kempinski Hotel an Tante Mannas 75ten Geburtstag. Herr Dr.Müller war etwa so alt wie mein Vater und etwa so groß wie er. An die Haarfarbe kann ich mich nicht erinnern, aber er hatte welche. Er war ein viel beschäftigter Mensch, der täglich mit vielen Patienten und Personal zu tun hatte. Zur Kaffeetafel am Nachmittag kam er vom Krankenhaus noch im weißen Kittel und wenig später betrat er im Anzug das Esszimmer, wo wir vor unseren Stühlen standen und auf ihn warteten, um ihn Beifall klatschend zu empfangen. Auf dem Weg zu seinem Stuhl am Ende des Tisches er bei mir vorbei und seine Frau stellte mich ihm vor. Ich wünschte ihm alles Gute zum Geburtstag und er mir erholsame Ferien in St. Ingbert. Es gab Torten aller Art, darunter auch eine Sachertorte mit Schlagsahne und duftendem Kaffee. Später knatterten wir im 2CV nach Saarbrücken und parkten an der Berliner Promenade. Zur Scala in der Futterstrasse war es nicht weit. Die West Side Story würde 2 ½ Stunden dauern, mit Werbung und Wochenschau also fast drei Stunden Kino. Frank lud Ute zu einer Apfelschorle und mich zu einem Karlsberger Bier in einem der Cafés auf Promenade mit Blick auf den Abendhimmel über der Saar. Um ½ 8 machten wir uns auf und gingen zur Scala, die kein Kino war, sondern ein Filmpalast. Im Saal und auf der Empore gab es 1360 Sitzplätze, also viermal so viele wie das Lichtspielhaus Hohenpeißenberg . Es war doppelt so groß wie das Aktualitätenkino Aki im Münchner Hauptbahnhof. Es war Montag und Abendessenszeit. Als der Vorhang vor der Leinwand beiseite gezogen wurde war vielleicht ein Drittel der Plätze besetzt. Wir saßen etwa in Reihe fünfzehn auf drei Plätzen nebeneinander mit Frank in der Mitte. Die ufa Wochenschau vom Samstag war in Schwarz-Weiß und dauerte nur zehn Minuten. Aber dann wurde der Vorhang noch weiter aufgezo-



war in Technicolor und Breitwandformat gedreht. Nach der Ouvertüre sah man die Wolkenkratzer der Stadt New York aus der Vogelperspektive. Die Kamera rückte näher ran an eine Gruppe von Halbstarken auf einem Basketballspielfeld und man sieht zwei rivalisierende Banden: die „Jets“, weiße Amerikaner unter ihrem Anführer Riff, und die „Sharks“, die aus Puerto Rico zugewandert sind, mit ihrem Anführer Bernardo. Die beiden Banden provozieren sich gegenseitig und fordern den offenen Kampf, Mann gegen Mann. Sie liefern sich eine Art Tanzduell, welches fast in einer Schlägerei ausartet. Die Polizei kommt dem zuvor, aber kaum ist die verschwunden, beraten sich die Anführer über die weitere Vorgehensweise. Riff möchte Tony, seinen Vorgänger als Anführer überreden, mit den Jets zu einem Treffen mit den Sharks zu kommen, um den Kampf um die Reviergrenzen endlich zu entscheiden.

Tony malte gerade an einem Firmenschild für Doc's Drugstore, wo er eben eine Anstellung gefunden hat. Als Riff versuchte ihn zu überreden, am Abend mitzukommen, waren aber seine Gedanken ganz woanders. Er hatte so eine Ahnung, dass etwas auf ihn zukommt und auf ihn wartet. Er sang ein Lied darüber. Es hieß:

„Something's coming“. Im Unterschied zu den Dialogen, die alle Deutsch synchronisiert wurden, war das mit Liedern nicht so, die blieben in der Originalsprache. Die Texte waren in Deutsch am unteren Bildrand zu eingeblendet. Es war zwar anstrengend ihnen zu folgen, aber hilfreich.

Something's Coming

Wer weiss! Kann sein, denn irgendwas ist bereit und schon in kurzer Zeit, stellt es sich ein.

Es wird vielleicht aus heit'rem Himmel gescheh'n, und vor mir steh'n.

Kann sein, jetzt tritt es noch nicht ins Licht, es bleibt still, außer Sicht, nicht weit von hier.

Ich bin vielleicht dem großen Wunder ganz nah', bald ist es da, es kommt zu mir.

Kann es sein? Ja, es kann: Irgendetwas, irgendwann.

Ich kann es seh'n. Irgendetwas, ich weiß nicht, was es ist, doch es ist unsagbar schön!

Nur ein Laut dringt zu mir, nur ein Klopfen an der Tür, komm mach sie auf!

Irgendetwas, wird gescheh'n, kommt im Nu, auf mich zu, nimmt seinen Lauf.

Ein leises Raunen, dringt zu mir durch die Zweige, komm her und zeige dich mir!

Kann es sein? Ja, es kann, glaube ich nur fest daran, dann wird es wahr.

Komm zu mir, und sei nicht scheu, sprich mich an und sei mir nah'.

Der Tag verneigt sich, und irgendetwas zeigt sich, wer weiß?

Jetzt tritt es noch nicht ins Licht, es bleibt still, außer Sicht.

Vielleicht heut' Nacht..., Vielleicht heut' Nacht..., Vielleicht heut' Nacht...!

Tony folgt trotzdem der Einladung Riffs zum Tanzabend um 22 Uhr, auf dem Jets und Sharks sich treffen sollten. Als er eintrifft sind die Latinos schon am Tanzen, die Stimmung ausgelassen und es kommt zur ersten Begegnung von Maria und Tony. Die beiden sind sofort unsterblich ineinander verliebt. Sie tanzen den „Jump“ und wollen sich küssen. Allerdings sollte Maria mit ihrem zukünftigen Ehemann Chino tanzen und schon gar nicht mit einem Jet. Als Bernardo das Liebespaar bemerkt, wird er wütend und trennt die beiden. Der Ball wird für beendet erklärt und Maria von Chino nach Hause gebracht. Tony geht liebestrunk durch



die Stadt und singt eine Hymne an „Maria“ wie auf einer Maiandacht. Um 23 Uhr erreicht er das Haus, in dem sie wohnt. Sie steht auf einem Balkon zwischen Feuerleitern. Tony fordert sie herunterzukommen, reagiert aber vorsichtig und zurückweisend, bis er auf der Feuerleiter hochklettert und mit Maria zusammen in „Tonight“ ihre Erwartung an die Wunder der Nacht mit deutschen Untertiteln besingen können.

Heut nacht, heut nacht, ein Wunder ist vollbracht, weil jeder Stern für uns heute glüht.

Heut Nacht, heut Nacht, komm sieh nur diese Pracht,
wie sie wild explodiert, Funken sprüht.

Die Welt war für mich nichts Besond'res, ein Ort, an dem ich lebe, das habe ich gedacht.

Doch du bist da und ich fühl mich den Sternen so nah

Heut Nacht!

Nach dem Höhenflug öffnet die Hölle ihre Pforten: An Abend darauf treffen sich die Banden unter der Autobahnbrücke zum finalen Kampf. Tony will das Versprechen halten, das er Maria gegeben hat und versucht, den großen Kampf zu verhindern. Er stellt sich zwischen die Kämpfenden und fordert eine friedliche Lösung, doch er wird als Feigling verspottet. Die Anführer wollen den Kampf jetzt erst recht austragen. Die anderen Kerle werden unruhig. Plötzlich haben Riff und Bernardo ein Messer in der Hand. Gerade als Riff Bernardo niederstechen will, hindert Tony ihn dran. Riff rennt auf Bernardo zu, wird jedoch

von Tony zurück-ge- zu einer tragischen weil Tony Riff festhält, Bernardos Messer Rasend vor Wut nimmt das der sterbende Riff drückt und tötet im kommt zu einer taucht die Polizei auf, mitglieder flüchten und sich die Ereignisse bis Tony will mit Maria aus aber als er, wie Docs Drugstore kommt,



halten. Es kommt Wende: Gerade, wird dieser von tödlich verletzt. Tony das Messer, ihm in die Hand Affekt Bernardo. Es Prügelei. Dann die Banden- nun überschlagen zum bitteren Ende. der Stadt fliehen, verabredet, zu eilt ihm Maria

entgegen. Bevor sie Tony umarmen kann wird er von Chino, der mit einer Pistole in der Hand hinzukam, erschossen. Als Maria über Tonys Leichnam kniet, umringen sie die Jets, Sharks und später auch die Polizei. Am Ende des Films tragen Jets und Sharks Tonys leblosen Körper gemeinsam fort. Sie bilden einen Trauermarsch, der Hoffnung gibt, dass es zu einer Versöhnung der beiden Banden kommt. Chino wird für den Mord an Tony von der Polizei verhaftet.

Als wir nach der Vorführung aus dem Filmpalast im Licht der Laternen auf der Futterstraße zurück zum Auto liefen, begann ich mit den Fingern zu schnippen und Ute sang eine Strophe aus dem Lied „America“: „I like the shores of America! Comfort is yours in America! Knobs on the doors in America, Wall-to-wall floors in America!“ Dann lachte sie und sang den Text des deutschen Untertitels: „Man kommt groß raus in Amerika, in Saus und Braus in Amerika, es hat die Laus in Amerika, ein eigenes Haus in Amerika.“ Dann guckte sie so streng wie Frau Professor Bader. „Wie kann man so schlecht übersetzen. Es müsste heißen: Ich mag die Küsten Amerikas! Komfort über alles in Amerika! Drehknöpfe an den Türen Amerikas! Teppichböden überall in Amerika!“ Sie dampfte vor Mitteilungsbedürfnis und wusste auch ein Lokal in der Nähe, das um ½ 11 noch geöffnet war. Es lag in der Altstadt am St. Johanner Markt. Es war eine Kneipe mit langer Bar, aber auch ein paar Tischchen mit Blick auf einen leeren, von wenigen Lampen beleuchteten Marktplatz. Wir fanden einen ruhigen Tisch, bestellten Bier und Apfelschorle, selbst Ute zündete eine Zigarette an, und begannen uns über den Film zu unterhalten. Ute war gut in Englisch und würde dieses Jahr damit dieses Jahr ins Abitur gehen. Sie hatte auch gelernt Shakespeare zu lesen. Darunter war auch die Tragödie von „Romeo und Julia“. Sie mochte es, dass die Amerikaner daraus ein mitreißendes zugleich kritisches Musical gemacht hatten, wunderte sich aber, dass es sich am Ende nicht mehr an die Vorlage hielt. Bei Shakespeare würden Romeo und Julia sterben, während Maria in der West Side Story überlebte. Ich konnte so wenig mitreden wie Frank, aber ich war fasziniert von Ute, vor allem wie sie mit ihrem hübschen Mund gelehrten Worten Glanz verlieh. Sie mochte den Film aber fand ihn zugleich vulgär. Als ich sie fragte, was sie darunter versteht, antwortete sie, dass die Gossensprache aus einem New Yorker Ghetto wahrscheinlich nur von Amerikanern verstanden werden kann. Ich kannte weder Shakespeare und amerikanische Jugendliteratur nur in deutscher Übersetzung. Es gab also zwei Arten von English und ich war gespannt auf meine erste Englischstunde in wenigen Tagen an einem Gymnasium in München. Ich hatte jetzt ein Ziel: In den nächsten großen Ferien würde ich nach England fahren und Shelagh besuchen. An sie hatte ich gedacht, als Tony seine Hymne an Maria sang, und ich sehnte mich nach ihr. Ich bin erst um ein Uhr nachts zu Bett gegangen und hab entsprechend gut und lang geschlafen, nämlich neun Stunden. Am Dienstag habe „gelesen und (Karten oder

Briefe) geschrieben. Später mit Frank in der Stadt. 5 Schrombell, drei Bier.“ Mittwoch war ein ruhiger Tag. Der Hit der Woche in Westdeutschland war ein Lied von Gitte, einer dänischen Sängerin, über ihren Traummann. „Ich will 'nen Cowboy als Mann! Dabei kommt's mir gar nicht auf das Schießen an, denn ich weiß, dass so ein Cowboy küssen kann. Ich will 'nen Cowboy als Mann!“ Auf dem siebten Platz landeten The Beatles, eine englische Band aus Liverpool mit dem Lied, „She loves you“. Es gefiel mir. Es war schlicht und einfach: Shelagh liebt dich. Sei glücklich. Ja, ja, ja, ja sie tut es! “She says she loves you, and you know that can't be bad. Yes, she loves you, and you know you should be glad, yeah, yeah, yeah.“



Am Donnerstag nahm mich Frank mit nach Sulzbach und Saarbrücken. In Sulzbach gab es das zu sehen, was man von St. Ingbert aus nicht sehen kann: Die Fördertürme des Steinkohlebergbaus, der ab Mitte des 19. Jahrhunderts für über 100 Jahre die bedeutendste Erwerbsquelle des Ortes wurde, der durch den Bau der Eisenbahn im Jahr 1852 einen enormen Aufschwung nahm. Ein weiterer wichtiger Wirtschaftsfaktor im 19. Jahrhundert war auch die Glasindustrie. Von Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Jahr 1936 wurde in der Sulzbacher „Blaufabrik“ das koch- und lichtfeste Preußische oder Berliner Blau produziert, das zum Einfärben von Stoffen verwandt wurde. Freitag: „10 auf, Hallenbad, geschwommen, Eisdielen, gelesen, 5 Bier, unterhalten. Samstag: ½ 9 auf, Neunkirchen, nachmittags in Völklingen.“ Frank war konsequent in der



Umsetzung seines Besucherprogrammes. Heute war das Neunkircher Eisenwerk AG der Gebrüder Stumm dran. Der Hochofen des Eisenwerks (links) sah aus wie ein Weltraumbahnhof in einer Illustration aus „Hobby“. Das ganze Saarland war etwa so groß wie die vier oberbayerischen Landkreise Schongau, Weilheim, Garmisch-Partenkirchen und Bad-Tölz. Es gab weder Königsschlösser nach hohe Berge, aber etwas, was Frank Industriedenkmäler nannte. Er wollte mir noch eins in Völklingen zeigen. Damals mit 38.000 Einwohnern die viertgrößte Stadt des Saarlandes. Die Einwohner habe ich nicht gesehen, aber die imposante Anlage. 1873 gründete der Hütteningenieur Julius Buch an der Saar ein Puddel- und Walzwerk.

Nach sechs Jahren musste er sein Werk schließen. 1881 übernahmen die Gebrüder Röchling den Betrieb, der sich wegen billiger Importe und fehlender Einfuhrzölle nicht mehr rentierte. Der erste Hochofen wurde im Jahr 1883 angeblasen. Das Unternehmen machte Völklingen innerhalb weniger Jahre zum industriellen Zentrum der Stahlherstellung und war der größte Eisenträgerhersteller des deutschen Reiches. Im Jahr 1962 zählten die gesamten Produktions- und Verwaltungsbereiche der Völklinger Hütte insgesamt 16.000 Mitarbeiter.

Den Abend nach dem Ausflug verbrachten wir laut Kalender ‚Im Eimer‘, einem Jazzkeller in Saarbrücken. Wölfi und Fritzi hatten mich zweimal in den Jazzclub im Keller des Gasthaus Maurerhansl mitgenommen. Mir gefiel die Musik. Es war Dixieland Jazz, der entstand aus der Nachahmung des schwarzen New Orleans Jazz durch weiße Musiker und verbreitete sich über Chicago und New York bis zum Ammersee. In Oberbayern gab es auf dem Land viele Blasmusikvereine die inzwischen auf Transistorradios laut punkten der Jugend gespielt wurde, gab es sich an dieser neue Art von Musik verbesetzung gehörten eine Melodiegruppe oder Posaune und eine Rhythmusgruppe Kontra-bass und Banjo oder Gitarre. Es gab eine Band, die Dixie spielte. Georg Linolschnitt von einer Szene im Zeichen mir einen Abdruck geschenkt. Er war Dießener Jazzkeller. Dort wurde nicht der den Louis Armstrong weltbekannt gemacht 1-3, ein Zweitakter oder TwoBeat. Die Musik oder Mitmachen auf. Im Jazzkeller waren oder Frauen. Jazz war wohl eher rauchen oder Schachspielen. ‚Im Eimer‘ in Saarbrücken war es nicht so gruftig wie in Dießen, die Zahlen des Gelages eindeutig: „gesoffen 3 Schrombell, ½ Pils, 3 Bier, ¼ Wein“. 18 Zigaretten gingen in Rauch auf, der Spruch der Woche war von Franz von Assisi: „Jeder ist in Wahrheit nur, was er vor Gott ist, und nicht mehr.“



und durch die Ammimusik, aufgedreht an den Treff bald auch Blasmusiker, die suchten. Zur typischen aus Trompete, Klarinette aus Schlagzeug, Piano, auch am ORG Weilheim Schleicher hat einen unterricht produziert und bestimmt nicht im New Orleans Jazz gespielt, hat. Der Takt war derselbe forderte nicht zum Tanz meist nur wenig Mädchen Männersache so wie Pfeife

Kalenderblatt, Sonntag, 8. September, Maria Geburt, 14. So. n. Pf.652/583 : „Gaudi ½ 11 auf, im Auto nach Cloef.“ Das war ein Ort bei Mettlach, von dem aus man die Saarschleife von oben sehen konnte. Von St. Ingbert über Saarbrücken und dann an der Saar entlang über, Völklingen, Saarlois, Dillingen, Merzig bis Mettlach waren es etwa fünfzig Kilometer. Industrieanlagen und Gewerbegebiete säumten etwa dreißig Kilometer der Saar. Die größte Anlage nach Völklingen stand in Dillingen an der Saar: Das Hüttenwerk hatte



eine über 300-jährige Geschichte. Sie war das größte Grobblechwerk Europas. Im Zweiten Weltkrieg wurde die Hütte zu 65 % zerstört. Fast 200.000 Granaten gingen auf das Werksgelände nieder. Die Folge waren monatelange Aufräumarbeiten und ein kompletter Neubeginn. 17 Jahre nach dem Krieg wurden im Walzwerk jährlich Grobbleche mit einem Gesamtgewicht von etwa 2 Mio. Tonnen produziert. Eine Stranggussanlage für Brammen (Halbzeug aus gegossenem Stahl) wurde 1962 in Betrieb genommen. In

den Hochöfen auf dem Werksgelände wurden jährlich etwa 4 Mio. t Roheisen produziert; davon etwa 2,5 Mio. t im Stahlwerk des Unternehmens zu Rohstahl veredelt. Die Saar bahnte sich ihren Weg durch ein



schmales Tal flussaufwärts Richtung Merzig und Mettlach. Die Luftlinie der Saar-schleife beträgt nur etwa zwei Kilometer. Die Saar macht jedoch einen Umweg von fast zehn Kilometer. Was war die Ursache dieses Richtungswandels?

Warum floß sie nicht geradeaus weiter nach Orscholz im Nordwesten, sondern drehte sich wie eine Schlange Richtung Südost

und machte noch einen Schlenker bevor sie ihren Weg nach Norden bis zur Mosel fortsetzt. Frank erklärte, das hätte mit Geologie zu tun, mit Quarziten, Buntsandstein und Evolution im Bereich der Gesteinsbildung. Durch den Umweg der Saar entstand eine Halbinsel, die man gut verteidigen konnte. Die Burg Montclair wurde um 1300 gebaut. Seine massive Ruine steht im mittleren Teil der Halbinsel. Man konnte sie von der Aussichtsterrasse in Cloef nicht sehen, wohl aber den von der Saar umflossenen Bergsporn, der vier Kilometer lang war und bis 320 Meter über Meereshöhe erreichte, das Niveau des Saarwassers etwa 160 Meter. Auf der Saar konnte Personen- wie Binnenschiffahrt betrieben werden. Die Länge eines Binnenschiffes auf der Saar war 110 Meter. Die Aussicht auf den Fluss ganz ohne Schiff war einzigartig.



In dem Gebäude an der Aussichtsterrasse aus Buntsandsteinen gab es wohl auch einen Imbiss, denn der Kalender meldet „Würstl, Obstgärten, Villa Romana, abends gesoffen 8 Biere, 12 Bali.“ Waren die acht



Biere Quartl, dann waren es insgesamt vier Halbe oder Zwei Maß. Aber das war eigentlich zu viel. Vielleicht waren es 8 Pfiße, also halbe Quartl, also insgesamt nur eine Maß Bier? Bali waren diese stinkigen Zigaretten, die vor allem bei Bergarbeitern beliebt waren. Die Virginia Tabake rochen denen vielleicht zu süßlich. Die waren für Bubis. Vielleicht wollte ich meine Solidarität mit dem Saarland beweisen und habe eine 12er Packung Zigaretten mit Tabak von der Saar gekauft und geraucht. Nun war aber keine Zeit darüber nach zu,,

denken, denn am Montag 9 aufstehen, den das Bett abziehen räumen. Am Esszimmer gab es wenig später Frau Müller im Familie zum Homburg an der Schnellzug nach nicht am Bahnhof



nächsten Morgen musste ich um ½ Koffer packen, und mein Zimmer großen Tisch Im Frühstück und brachte mich Mercedes SE der Bahnhof nach Saar, denn der München hielt von St. Ingbert.

Das Auto war sehr schick, es hatte ein Schiebedach. Es war ein angenehmer Herbsttag, der große Motor war kaum zu hören, die Luft rauschte wie ein kleiner Bach. Im Radio spielte ein Lied aus dem amerikanischen Musical Oklahoma „Oh what a beautiful morning, oh what a wonderful day!“ Ich habee wohl mitgesungen, denn Frau Müller belohnte meinen Frohsinn. Im Kalender steht „22 DM von Lotte, Umsteigen in Kaiserslautern, Ludwigshafen, Stuttgart, München.“ Dann kam meine letzte Bahnfahrt nach Hohenpeißenberg. Ich kehrte zurück, um meine Schulsachen, Bücher und Anzihsachen abzuholen und übermorgen nach München bei Herrn und Frau Peterich in der Klagenfurter Straße 24 in Ramersdorf einzuziehen, um am Tag darauf das Schuljahr zu beginnen. Ich war also gekommen, um noch zwei Nächte in dem alten Haus am Berg zu verbringen. Es war bereits leergeräumt, aber es gab noch Bettgestelle und



Bettzeug. Viel Mobiliar blieb auch im Haus. Als ich dort ankam, war nur Wölfi auf der Terrasse. Er hatte eine Kamera in der Hand und machte letzte Fotos in der Abendsonne. Er hatte gerade die großartige Idee, auf eine Tanne auf der anderen Seite der Bergstraße zu klettern, um das Haus von dort aus zu fotografieren, was er auch umgehend umsetzte. Dabei ist ihm ein Tannenzweig ins Bild geraten. Neben dem Fenster rechts

neben dem Eingang kann man eine Figur in weißer Hose und dunklem Oberteil erkennen. Das war ich. Einen Abzug seines Fotos konnte ich erst Wochen später sehen, aber das Bild hatte sich bereits vorher in meinem Herzen eingebrannt. Es war der Mittelpunkt meines bisherigen Lebens, an dem ich mich orientieren konnte. Er gehörte von nun an zur Vergangenheit. Die Zukunft war ungewiss und die Gegenwart wild wie die Ammer zur Zeit der Schneeschmelze im Hochgebirge. Der Exodus sollte am Mittwoch, dem 11. September stattfinden. Am Dienstag habe ich gepackt, nachmittags war ich in Weilheim und habe mich mit meinen Schulfreunden getroffen. Am Mittwoch brachte Onkel Kreppel erst Fritzi zu einem Bekannten in Gräfelfing, der ein freies Zimmer hatte. Von dort sollte er nun in den kommenden Wochen ins Klenze Gymnasium in München fahren. Mich brachte er zu Gabi und Werner Peterich in Ramersdorf, im Süden von München und täglicher Anfahrt mit der Trambahn, Linie 21 Richtung Isartor Platz, umsteigen und über die Müllerstraße zum Sendlinger Torplatz und von dort per pedes zum Theresien-Gymnasium am Kaiser-Ludwig-Platz nahe am Goetheplatz und der Theresienwiese.



Auch die alte Pendeluhr im bäuerlichen Stil, die am Eingang neben der Tür zu Omas Wohnung hing und jahrzehntelang allen Bewohnern mit lauten Schlägen verkündete, wie viele volle Stunden vergangen waren und die halben Stunden mit einem einfachen Schlag markierte, wurde abgehängt und verpackt. Die Vergangenheit war voller Geräusche, die für mich zur Musik des täglichen Lebens gehörten, wie das Läuten von Kuhglocken, Brunftrufe von Hirschen oder das Krähen des Hahnes und das Gackern seiner Hühner. Das Herz der alten Pendeluhr, das den Rhythmus des Kurheims vorgab wie der Gong die Speisezeiten, hatte aufgehört zu schlagen, wie das von Oma. Ich fühlte mich doppelte alleine, aber ich hatte ja eine gute Fee aus England gefunden, die mir neue Zuversicht gab. Die Geschichte des Kurheims Dr. Wychgram war beendet, aber sie lebte fort in den Herzen der Menschen, die daran beteiligt waren.



